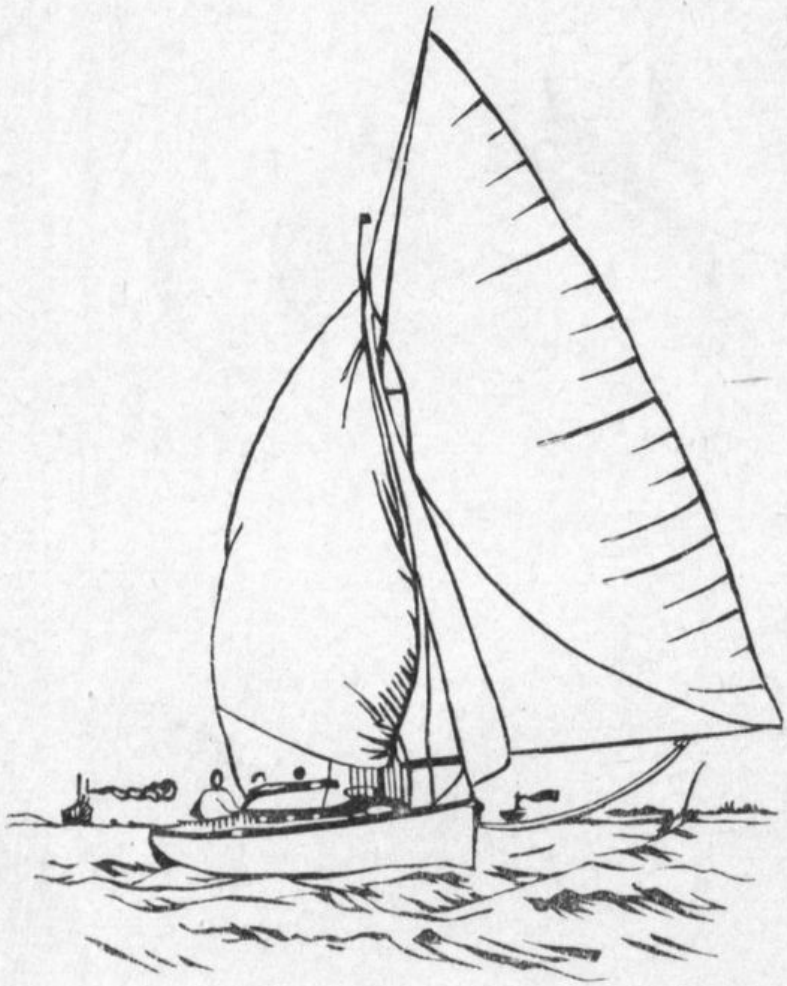
OTTO AHRENDS MIT DEM REGIMENT HAMBURG IN FRANKREICH

B
15436

FRANZ JASZNEWSKI



MEIN BUCH NR. 47

11583

Meinem Jungi zum
Gedenken an das Regiment 76
(Hamburg), dem auch ich 9 Frie=
densjahre 88–97 angehören
durfte. –

Dein Vater.

Altona 1. März
1932.

Mit dem Regiment „Hamburg" in Frankreich

Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, München

Otto Ahrends als Offizierstellvertreter

Mit dem Regiment „Hamburg“ in Frankreich

1914—1916

Kriegstagebuch

von

Otto Ahrends

3. Auflage
Mit 57 Bildern auf 31 Tafeln

1929

Verlag von Ernst Reinhardt in München

Copyright by Ernst Reinhardt in München 1929
Printed in Germany

Die Bilder auf Tafel 9, 10, 12, 13/o., 14/u., 27 und 30 sind dem Buche „Zwei Jahre an der Westfront", diejenigen auf Tafel 15/o und 26/o. dem Buche „An der Somme", beide im Piper-Verlag, München, entnommen.

BIBLIOTHEK FÜR ZEITGESCHICHTE
Weltkriegs-Bücherei
B 15436
STUTTGART

Inhalt

Vorwort 3
1. Ausmarsch 5
2. Durch Belgien 10
3. An die Front 16
4. Märsche 22
5. In Stellung 29
6. Das Leben im Graben 40
7. Blitzlichter 48
8. Nervosum 64
9. De profundis 71
10. Weihnacht 74
11. Neue Bilder 81
12. Ernst ist das Leben, heiter zu sein, eine Kunst 95
13. Und wir wachten 111
14. Vorbereitungen 120
15. Die Schlacht 126
16. Der Frühling 156
17. Der Sommer 172
18. Die Wasserschlacht 186
19. Erwartung 196
20. An der Somme 208

Vorwort.

Der Bund der 76er Vereine pflegt wie alle Regimentsvereine die Kameradschaft, insbesondere die Kameradschaft aus dem letzten großen Kriege. Es ist daher sein großes Verdienst, daß er neben seinem Nachrichtenblatt (Vierteljahrspreis 1.— M.) jetzt ein Buch neu herausgegeben hat, das besser wie jede Regimentsgeschichte zeigt, was die deutschen Soldaten und im besonderen die Hamburger im Kriege geleistet haben.

Der Hauptwert des vorliegenden Buches ist die unmittelbare Niederschrift der Erlebnisse. An ihnen ist nichts nachträglich geändert. Deshalb kann man mehr als bei jedem anderen Kriegsbuch sagen: So war der Krieg, so wirkte er auf seine Teilnehmer.

Der Verfasser war kein Chauvinist, kein aktiver Soldat, sondern Hamburger Kaufmann, den seine Tätigkeit im Auslande verhindert hatte, schon im Frieden Offizier des Beurlaubtenstandes zu werden. Aus dem gleichen Grunde hat er den Krieg erst von Anfang Oktober 1914 an mitgemacht. Ende 1916, beim zweiten Einsatz seines Regiments an der Somme, traf ihn die tödliche Kugel. Die Erinnerungen erstrecken sich daher über die zwei Kriegsjahre, in denen sich der Krieg für die Hamburger vom ruhigen Stellungskrieg über einen besonders ruhmreichen örtlichen Angriff bei Verdun zu den furchtbaren Material-Abwehrschlachten entwickelte, in denen schließlich der deutsche Frontsoldat das Gefühl bekam, daß er durch seinen Mut selbst der furchtbarsten technischen Entwicklung überlegen blieb — — — solange er noch lebte.

Der Aufsatz „An der Somme" hat noch eine besondere Bedeutung erlangt. Er wurde S. M. dem Kaiser, als oberstem Kriegsherrn übersandt, von ihm mit Randbemerkungen versehen und maßgebenden Persönlichkeiten des Großen Hauptquartiers zugänglich gemacht. So erfuhren Hindenburg und Ludendorff, wie die Material-Abwehrschlachten des Westens für den Mann im Graben und Granattrichter wirklich waren. Sie waren von diesem Aufsatz stark beeindruckt.

Das vorliegende Buch ist keine Lektüre lediglich für den Hamburger, es steht m. E. über aller nachträglichen Literaten-Arbeit (be-

sonders natürlich der tendenziös gefärbten) und ist deshalb lesenswert für jeden Kriegsteilnehmer, für jeden, der den Krieg nur vom Hörensagen kennt und besonders für die Nachkriegsjugend. Wer dieses Buch gelesen hat, weiß aus dieser unmittelbaren Darstellung des eben Erlebten:

„So war der Krieg, so die Kriegsgeneration, so das deutsche Volk, als es von einer neidischen Welt überfallen wurde."

Möge unser Volk aus seinem Blute noch andere Heldengeschlechter hervorbringen, die der Kriegsgeneration ebenbürtig und würdig sind! Überboten freilich dürfte diese schwerlich werden.

Rüdiger Graf v. d. Goltz,
1914 Kommandeur des Inf.-Rgts. Hamburg
(2. Hanseatischen) Nr. 76

1. Ausmarsch.

Der Befehl kam. Das Regiment fordert infolge großer Verluste sofortigen Ersatz von 1000 Mann. Die standen am Abend des 27. September 7 Uhr auf dem Kasernenhof, um hinauszuziehen zur Ehre und zum Ruhm des Regiments, wie der Major sagte. — „Das Gewehr über, Bataillon marsch!" Und unter Trommeln und Pfeifen ging's fort, umringt von Tausenden, die noch einmal ihren Vater, Sohn und Bruder sehen wollten. Noch einmal einen Gruß haschen. Noch einmal greift das Kleinste mit seinen Armchen zum Vater hinüber, aber ach eine waffenstarrende Mauer schiebt sich schon zwischen die Lieben und die Forderung der Pflicht. Der Verkehr stockt, die Straßen hallen von dem Wust der in Eisen starrenden Massen. Es wird gesungen. Unser schönes Heidelied: Die Vöglein im Walde, die singen — und Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus — klingt durch die Straßen, dann kommt: Die Wacht am Rhein! Aber es klingt nicht gewaltig. Jeder sinnt und denkt an dies und das und kann noch gar nicht erfassen, daß es nun wirklich in den Krieg geht, der in Gedanken vorgeahnt, doch als Wirklichkeit nie vermutet wurde. Nun war er doch Wirklichkeit, und der bittre Ernst des Scheidens von dem, was jedem lieb war, schlich sich über die blitzenden Gewehrläufe in das Gemüt. Tausende von Menschen auf dem Bahnhof. Und mit dem sich langsam aus der Halle schiebenden Zug lockern sich unsichtbar die Bande zwischen der Heimat und den ins Ungewisse hinausziehenden Männern. Tausend winkende Hände, tausend wehende Tücher und tausendstimmig klang das Hoch der Abschiednehmenden hinaus in die tiefdunkle Herbstnacht. Die Heimat versinkt, der Zug rollt fort zu neuen Ereignissen.

Verpflegungsstationen unterbrechen die Eintönigkeit der Fahrt. Es gibt genug zu essen und zu trinken, und viele Hände sind tätig, die zeigen, wie sie uns lieb haben, denn nun sind auch wir diejenigen, von denen man die Rettung aus der schweren Zeit erhofft. — Eine Nacht vergeht, ein Tag geht hin. Zuerst hingen die Gedanken in Abschiedsschwere bei dem Zurückgelassenen, und auch Schlaf wollte sich nicht als Zerstreuung einstellen; dachte doch dieser an seine Kinder, jener an sein Weib, und mit diesen Gedanken stellten sich die Fragen ein, was aus den

Zurückgebliebenen wird, wenn der Ernährer nicht zurückkommen würde. Aber mit dem neuen Tageslicht verflogen die trüben Stimmungen, und wie die Sonne sich leuchtend aus den Wolken quälte, da sang und klang es aus allen Wagen, als wenn es Manövertag sei. In unserm Abteil der Offiziersstellvertreter wurde es kolossal fidel. Wie man sagt, sei noch nie in einer solchen Stimmung eine Fahrt in den Krieg angetreten worden. Kleine Scherze wurden zu schweren Fällen konstruiert, und ein Hoher Gerichtshof tagte von morgens bis abends, um in weisen Urteilssprüchen die Kläger und Beklagten zu einigen Runden zu verdammen.

Ein Unglücksfall warf einen trüben Schatten voraus. Ein Mann hatte mit einem Revolver gespielt, dessen Konstruktion ihm wahrscheinlich unbekannt war, und hatte sich in die eigene Brust geschossen. Er wurde irgendwo ausgeladen. Armer Kerl, ein zu frühes Opfer, wo jeder Mann gebraucht wurde. — Die Verpflegung unterwegs war großartig. Überall auf den provisorisch aufgeschlagenen Verpflegungsstationen dampften die gewaltigen Feldkessel, und wenn sich auf den Trompeterruf eine unendliche Reihe Eßlustiger aus den Eisenbahnwagen herauswälzte, wurden sie mit schmackhaften Bohnensuppen mit eingekochtem Fleisch auf das erfreulichste überrascht. Dann gab es für uns auch noch reizende Separatzimmer, in denen uns ein mit besonderer Sorgfalt ausgewähltes Mittags- oder Abendmahl verabreicht wurde. Wie die Heeresverwaltung für die ins Feld Rückenden sorgte — „Alle Achtung. Tadellos!" Kaum hatte man sich gesättigt, als die Intendantur auch schon der nächsten Station die bevorstehende Ankunft von so und so viel hundert Mann zu der und der Zeit anzeigte. Und das nun seit zwei Monaten, Tag für Tag, Stunde für Stunde.

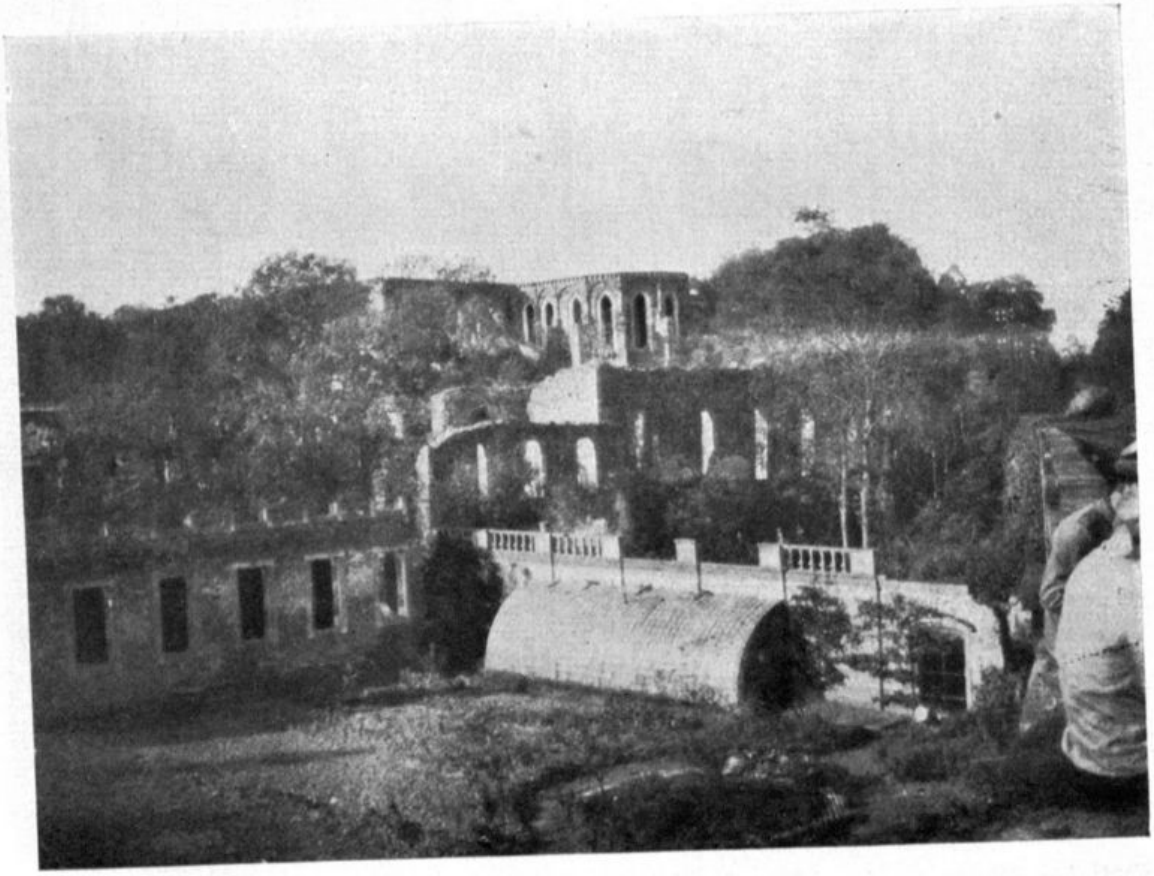
Plötzlich änderte sich das Bild. Der Zug verließ auf einmal die Kölner Strecke und fuhr Richtung Aachen. Also neue Weisung. Früh 8 Uhr nach 36stündiger Bahnfahrt halten wir in Herbesthal an der belgischen Grenze. Die Station gleicht einem Heereslager. Transportzüge in unabsehbarer Folge halten auf den weitverzweigten Geleisen und harren der Winke der Intendantur, die nach den Weisungen des Generalstabs von der Front bald hierin bald dorthin die einzelnen Transporte dirigiert. Für uns ist diese Stunde noch nicht gekommen, und der königliche Dienst tritt in seine Rechte. Eine halbe Stunde

Infanterie-Regiment „Hamburg" (2. Hanseatisches) Nr. 76 rückt am 7. Aug. 1914 ins Feld

Offizier-Stellvertreter Ahrends inmitten des für J.-R. 76 bestimmten Ersatz-Transportes, September 1914

Tafel 2

Schloß Carlepont, Divisionsstabsquartier 1914



Schloß Ourscamp, Dezember 1914

Exerzieren zwischen den Eisenbahnschienen macht die nach 60-stündiger Fahrt steif gewordenen Glieder leicht gelenkig. Ein fortwährender Rangierverkehr zwingt auch zu Marschbewegungen, sodaß je nach dem Herannahen der Züge die Kolonnen bald hier — bald dorthin sich zwischen den Schienen entlang schlängeln. Auf die Schienen, das Heiligtum der Eisenbahnverwaltung, dem sich sonst kein Sterblicher nähern darf, wird gar keine Rücksicht genommen, das Militär diktiert eben, und alles muß nach seiner Pfeife tanzen. Wohin man blickt, überall militärische Erscheinungen. Dort ein Transport von Infanterie 76, Infanterie 55, Infanterie 12, dort Artillerie, hier Jäger, Maschinengewehre usw. Da nahen 20 große Schnellzugslokomotiven, die der Winke der Heeresverwaltung harren. Hier steht ein Munitionstransportwagen. Ein Posten zeigt mir die Munitionswagen, da liegen die Geschosse der 30 cm- und 42 cm-Geschütze. Aber man denkt gar nicht darüber nach, daß diese angenehmen Mitbürger uns nächstens um die Ohren fliegen werden, man stumpft gegen diese Erwägungen allmählich ab. Da kommen Verwundetentransporte aus Belgien ein, Zug auf Zug, Wagen auf Wagen. Schwer- und Leichtverwundete, und hundert hilfreiche Hände strecken sich von Mann zu Mann, um Erfrischungen zu reichen. Wie die Armen aussehen, diese Reihen von Anklägern, die den Schuldigen dieser Weltkatastrophe mit traurigen Augen suchen. Wohl vergebens, denn auch hier müssen die Unschuldigen für den wirklichen Sünder büßen. Das sind auch für uns Zukunftsblicke, aber wir wollen uns dabei nicht aufhalten, das kommt ja alles noch früh genug. Aus dem Wartesaal tönt froher Gesang, bayrische Automobilisten sind angekommen und erfüllen den großen Raum mit schönen und kräftigen Stimmen. Wir machten einen kleinen Abendschoppen, Kameraden fremder Regimenter erzählen von diesem und jenem vom Kriegsschauplatz, dem natürlich jeder mit dem größten Interesse lauscht.

Im allgemeinen erfährt man über die Lage nichts, je mehr man sich dem Kriegsschauplatz nähert. Die Kultur, die uns bisher in entgegenkommender Weise mit Zeitungen vom Morgen bis zum Abend versorgte, hat hier schon ihre Kreise eingezogen, denn was wir hier lasen, war uns schon von Hamburg her bekannt. Noch schlimmer waren die Landsturm-Posten dran, die die belgische Eisenbahnstrecke bewachten, die waren etwa bis zum

1. September orientiert, weil sich niemand erbarmt hatte, diese verlassenen Posten mit Nachrichten zu bedenken. Nun hatten sie an ihren primitiven Wachtlokalen, die aus Lehmhütten oder Holzverschlägen bestanden, mit großen Buchstaben nach amerikanischem Muster „Bitte Zeitungen" angeschlagen. Was wir tun konnten, geschah, und die alten Landstürmer begrüßten die schon für andere Zwecke bestimmten Zeitungen mit Triumphgeheul.

In Herbesthal redete mich plötzlich unser Kriegsveteran an, der um Erlaubnis bat, mit Bekannten in der Wirtschaft ein Glas Bier trinken zu dürfen. Dieser alte Unteroffizier hatte schon 1870 mitgemacht und ging als 66jähriger nochmals ins Feld. Dazu gehört doch Mut. Er begründete seinen Entschluß damit, daß er 1870 einen Kolbenschlag erhalten habe, für den er noch keine Revanche bekam. Den Mann wollte er sich unbedingt heraussuchen. Hoffentlich findet er ihn.

Eben läuft der dritte Gefangenentransport herein. Hauptsächlich Franzosen, die das Erstaunen unserer Leute hervorrufen. Alle mit roten Hosen und dem blauen Überrock. Alle hoffen, daß der Krieg bald vorüber sei, und glauben schon selbst, daß die Engländer die Schuldigen des Elends sind. Arme betrogene Nation. Ein französischer Unteroffizier machte sogar den Vorschlag, daß die Deutschen und Franzosen zusammen die Engländer hinauswerfen sollten. — Vor einem Wagen ist großes Gedränge. Drei gefangene Engländer, die auf die liebenswürdigen Begrüßungen unserer Leute mit keiner Miene reagieren: „Kumm mal rut," sagt ein Landwehrmann, „wie wöhlt di all wat wiesen." — Glücklicherweise durften die Engländer ja ihren angewiesenen Platz nicht verlassen, es hätte sonst ein Mordsunglück gegeben. Überall eine Wut auf England.

10 Uhr ist Schlafengehen. Wir schlängeln uns nach einem ruhigen Abendschoppen in unser Quartier, das unsere ausgesetzten Posten im ruhigen Gleichschritt umschreiten. Zum drittenmal empfängt uns unser Eisenbahnabteil, das ja allerdings mit Rücksicht auf Kommendes eine glanzvolle Unterkunft bedeutet, das aber in der gedrängten Fülle furchtbarer Schnarcher alles andere als eine Ruhestatt ist. Am nächsten Morgen setzt sich der Zug nach Belgien in Bewegung, und sehr bald zeigen sich die ersten zerschossenen Häuser, deren Zerstörung den furchtbaren Kampf eingeleitet hat, unter dem Belgien so entsetzlich hat leiden müssen. C'est la guerre

Ganz langsam geht's vorwärts. Unsere Hamburger Jungen singen in den frischen Morgen hinaus, daß es eine Lust ist. Fröhliches Nichtsahnen von dem, was kommen muß, was langsam seine Schatten vorausſenkt. Erst vor acht Tagen erreichte unsere braven Jungens ein tragisches Geschick. So frisch wie wir das Kommando haben abmarschieren sehen, so tragisch war seine Begrüßung im feindlichen Lande. Beim Aussteigen am Bestimmungsort traf ein feindliches Artilleriegeschoß die sich beim Zuge sammelnden Mannschaften und tötete eine Anzahl froher Hoffnungen auf der Stelle. Auch sie waren hinausgezogen, überzeugt von der Gefahr, aber in der Hoffnung, als Sieger heimzukehren. Nun lagen sie hingemäht von feindlicher Tücke. Arme Jungen. Zum dreißigsten Mal hält der Zug. Frauen und Jungen drängen sich um den Zug, um Schokolade und Tabak zu verkaufen, die gern von unseren Soldaten eingehandelt werden. Dabei kam es zu lustigen Szenen, weil doch nur die wenigsten Französisch reden konnten. Ein Unteroffizier fragte ein junges Mädel: „Haben Sie schon einmal einen deutschen Soldaten geküßt?" Es wurde ihr übersetzt. Sie sagte nein, aber sie wollte sich nur küssen lassen von Monsieur le Capitain, der sehr erstaunt war ob dieses Zutrauens, denn Monsieur le Capitain war eine sehr hochstehende Hamburger Persönlichkeit vorgerückten Alters, der auf die Liebeserklärung an der Eisenbahn nicht mehr gerechnet hatte.

In einem kleinen Ort stand ein Hotel mit englischem Namen. Da der Zug dort gerade hielt und das Signal zum Aussteigen gegeben wurde, so benutzte man diese Gelegenheit zu einer patriotischen Demonstration. In einer langen Kette standen unsere Soldaten am Bahndamm und sangen: Die Wacht am Rhein. Wunderbar groß und gewaltig brauste dies Lied jetzt in seiner wahren Bedeutung dahin. Nun fühlte jeder, man war Soldat. Komme, was kommen muß, wir waren Soldaten.

Ein Junge schrie Zigarren aus. „Holl dien Mul", rief ein Landwehrmann. Ein Unteroffizier kriegt den Bengel zu fassen. „Sing mit", befahl er. Aber dieser kleine Franzose drückte sich gewandt mit dem typischen „Kann nit verstahn" aus der Situation. Vorher bekam er aber noch eins hintendrauf.

Da endlich Lüttich nach 72stündiger Fahrt. Von der Bahn sieht man nichts von den zerschossenen Befestigungen. Außerdem war es Abend. Wir fuhren langsam über die Maas in

den Bahnhof und schnallten die Revolver um. Denn man kann nie wissen, es war doch Feindesland.

2. Durch Belgien.

Tirlemont-Löwen, 1. Oktober 1914.

Die Reis' nach Belligen ist in vollem Schwung. Sie fällt allerdings ganz anders aus, als der gute Fritz Reuter sie geschildert hat, aber da wir bei unseren guten Hamburger und Holsteiner Jungens noch immer genug Heimatsklänge hören, außerdem vom Feinde nichts zu sehen ist, so ist die Fahrt recht nett, natürlich soweit der einzelne sich damit abgefunden hat, seine bisherigen Ansprüche an das Leben und seine Gewohnheiten auf ein Minimum herabzusetzen. Aber da man beim Militär ist und demgemäß gehorchen muß, so gibt es bisher gar keine Schwierigkeiten in dieser Beziehung. Auch mein Magen ist gutmütig genug, jeden Widerstand gegen die heutige Zumutung aufzugeben, die ihm das gestern vergessene Mittagsmahl heute nacht um 3 Uhr zusammen mit dem Kaffee von heute vormittag zudiktierte. Gewundert wird sich eben gar nicht mehr. Schmeckte sogar auch um diese Zeit sehr gut.

Ehe wir in der stockfinsteren Nacht unseren Stall in dem Eisenbahnzug wieder aufsuchten, ging ich ein wenig requirieren. Wir waren gestern doch hungrig schlafen gegangen, gegen Wiederholungen mußte man sich entschieden schützen. Der Bahnhofswirt beteuerte, nichts abgeben zu können, weil er noch Tausende zu verpflegen hätte. Aber ein Zwanzigmarkschein machte den Mann wesentlich zugänglicher, und, mit Brot, Käse, Wein und 40 Paar eingelegten Würsten bewaffnet, wurde ich mit großem Hallo von den Kameraden begrüßt. Ein verdächtiger Zivilist wurde im Zuge festgenommen, und jeder kam sich kriegerischer vor, als dieses Individuum der Zugwache mit strengen Anweisungen übergeben war.

Beruhigt sahen wir in den sonnigen Herbstmorgen des ersten Oktobers. Unser Transportzug hat sich wesentlich verstärkt, eine Maschinengewehrkompagnie und eine Trainabteilung sind hinzugekommen, 3 Lokomotiven schleppen sich mit uns ab, und die Zugwache sorgt mit geladenem Gewehr für die Sicherheit.

Über Tirlemont hinaus geht die Fahrt nach Löwen, dem durch die Tücke der Bevölkerung berühmt gewordenen Ort. Voll-

ständig ausgebrannte und zerstörte Häuser legen beredtes Zeugnis dafür ab, mit welcher Erbitterung hier vorgegangen ist. Sie begleiten uns auch auf unserem nun südwestlich gelegenen Wege nach Charleroi, das wir wegen der neuerlich zerstörten Brücken nur durch diese Umgehung zu erreichen vermögen.

In Faumonien hält der Zug. Auf einer prachtvollen Wiese tummeln sich unsere Leute und freuen sich des wundervollen Herbsttages, der sein blasses Zelt so gütig über uns aufspannt, als wolle er nur von Liebe reden. Aber süße Träume und Wirklichkeit sind verschiedene Dinge, und die Wirklichkeit dröhnt in unablässigen dumpfrollenden Schlägen herüber von Nordwest in unser Bild des Friedens. Das sind die 42cm-Kanonen vor Antwerpen, deren Erfolg nicht ausbleiben kann. Die wenigen kleinen Häuschen werden von unseren Leuten bestürmt, um Nahrungsmittel zu erlangen, denn regelmäßige Verpflegung hat längst aufgehört. Der Heißhunger hat einzelne Voreilige verleitet, das Recht des Stärkeren für sich in Anspruch zu nehmen, und ein französischer Bauer jammert mit seiner Frau hinter einem Brot her, für das er keine Bezahlung empfangen hatte. Da der Schuldige natürlicht nicht festzuhalten war, überreiche ich dem Manne 50 Centimes, wofür er jedesmal, wenn ich an seinem Hause vorbeiging, mit einem tiefen Bückling und einem dankbaren Lächeln quittierte.

Neben unserem Transport stand ein Artillerietransport. Da hantierte ein Knabe umher, der, wie die Leute erzählten, beim Überreichen von Liebesgaben in der Heimat das Abfahrtsignal überhört hatte und nun einfach mitgefahren war. Der kleine Bursche sah originell aus, denn man hatte ihn in der Not in eine Artilleriehose gesteckt, die für einen 200 pfündigen bestimmt sein mochte. Die zu große Mütze stammte von der Kavallerie, und der Infanterierock, der die Ausstattung vollendete, saß mit dem Halskragen ungefähr auf den Schultern. Aber das machte ihm nichts aus, er sah frisch in die Welt hinein und wollte unter allen Umständen mittun.

In Fleurus war unsere Nachtstation. Auch hier war nichts zu kaufen, und unser Nachtmahl bestand aus einer kleinen Portion Rührei, das wir in einer kleinen Kneipe am Markt erhalten konnten. Ein elendes Klavier sollte zur Unterhaltung der Gäste beitragen, aber meine Versuche, in zarter Rücksicht auf die französische Gastwirtsfamilie Bohème-Klänge hervorzubringen, scheiterten vollständig.

Am 2. Oktober wurde Charleroi, der berühmte belgische Kohlen- und Industrieplatz, erreicht. Aber schon am Bahnhof

trafen wir die Spuren der Kämpfe, und ein Blick in die Straßen überzeugte, wie das sonst frisch pulsierende Leben der Stadt ins Stocken geraten war. Nur auf dem Markt konzentriert sich noch einiger Betrieb, da der Handel mit Lebensmitteln das einzige ist, was größere Menschenmengen anzulocken vermag. Wir wußten wieder nicht, ob hier in Charleroi längerer Aufenthalt vorgesehen war, daher nahm ich mir schnell einige Leute, um wenigstens für unseren Zug das Notwendigste zu besorgen. Nach einer Stunde erschienen wir denn auch wieder an unserer Station, jeder einzelne Mann beladen mit Butter, Brot, Käse, Tabak, Zigarren, Eiern, und der erste dieses kleinen Kommandos trug zum Gaudium aller Kameraden zwanzig geräucherte Würste, die ihm, als Ketten um den Hals geschlungen, von beiden Schultern bis zur Erde fielen. Eine lustige Szene gab es auf dem Markt, als Kamerad Weber und ich Tabak für unsere Leute kaufen wollten. Eine ältere Frau, die noch ganz lustig mit den Augen zwinkerte, konnte gar nicht so schnell begreifen, daß wir uns kurzerhand entschlossen, einen ganzen Sack voll Tabak, der lose in Säcken in den Ständen auflag, zu kaufen, da sonst nur noch in den kleinsten Quantitäten eingehandelt wurde. Kaum verstanden, regnete auch schon eine Flut von Komplimenten auf uns herab, bei denen gleich der ganze Markt als Zuschauer zusammenlief. Die lebhafte französische Art der Händlerin sprang auf die Zuschauer und auch auf uns über, sodaß viel Freude bei allen aus den Augen sprach. Auch in den niederen Ständen war die Gewandtheit im Verkehr augenfällig, denn als ich die Alte ertappte, wie sie uns für den Tabaksack 1 Francs extra abnehmen wollte, und ihr vorwarf, daß sie mit uns wohl Extrageschäfte machen wollte, verneinte sie dies aufs äußerste. Denn, sagte sie zum Schluß ihrer längeren Rede, mehr als Tabakverkaufen sei sie anderen Dingen mit Messieurs les officiers zugetan. Was soll man dagegen sagen?

Die Weiterfahrt war bis zum Nachmittag verschoben. Um allen Eventualitäten vorzubeugen, bestimmte der Transportführer die Requisition von Lebensmitteln, die ohne Barzahlung auf Gutschein Lebensmittel herbeischaffen sollte. Ein Leutnant, Kamerad Weber, und ich und 20 Mann zogen nun in die Stadt und fielen dem ersten Schlachter in seinen Laden, um die geschlachteten Rindfleischstücke fortzuführen. Der Mann beteuerte, ohne Barzahlung nichts abgeben zu können, aber ein Wink auf

die 2 Mann, die mit geladenem Gewehr am Tor ſtanden, belehrte ihn, daß jeder Widerſtand zwecklos ſei. So wurde das ſchnell verwogene Fleiſch von kräftigen Fäuſten gepackt, der Gutſchein gezeichnet und mit einem höflichen Au revoir Monsieur der Schlachter ſeinen entrüſteten Gefühlen überlaſſen. In einem anderen Laden hing eine lecker ausſehende Reihe friſches Schweinefleiſch. Schon beim Betreten des Ladens wußte die noch recht hübſche Frau, was die Glocke geſchlagen hatte. Ihre traurigen Augen vergoſſen heimlich einige Tränen, als ſie Stück für Stück der ſchönen Schweine hinauswandern ſah in die Hände ihrer Feinde. Erſt die fortgeſetzten Beteuerungen, daß unſer Gutſchein prompt von der Kommandantur eingelöſt würde, vermochten ein leiſes Lächeln herbeizurufen, wenn ſie auch traurigen Sinnes dem abziehenden Soldatenhaufen nachſchaute. Ihre Lage war ja begreiflich. Was würden wir ſagen, wenn plötzlich Leute kämen, die alles das, was wir als unſer Eigentum betrachteten, mit dem Recht des Stärkeren an ſich nehmen wollten. Allerdings verſprachen wir ja Bezahlung, kann es aber den Leuten verübelt werden, wenn ſie nach all dem Vorhergegangenen ihre Zweifel in die Werte des Gutſcheins ſetzten? Denn die Franzoſen hatten auch Gutſcheine gegeben, da ſie aber die Gegend verlaſſen hatten, wurden ſie nie eingelöſt. Aber was ging es ſchließlich uns an. Rückſicht auf Gefühle mußten zugunſten der Notwendigkeit zurückſtehen. Und ſo zogen wir eben ab, es mußte ſein.

Das ewige Warten auf Weiterfahrt ließ uns doch noch einmal die Stadt aufſuchen, um mit einem anſtändigen Mittageſſen, vielleicht dem letzten für längere Zeit, den zu Entbehrungen beſtimmten Magen noch einmal milde zu behandeln. Das war nach all dem Unregelmäßigen in der Nahrung der letzten Tage ein Genuß, die Glieder unter den gedeckten Tiſch zu ſtrecken und bei einem Glas Rotwein Braten und Gemüſe zu verzehren. Und alles war bis jetzt doch nur Auftakt. Die Anweſenheit unſeres Transportführers ließ uns mit Gemütsruhe verweilen und noch einen kleinen Bummel in die Stadt antreten, bis plötzlich abends der Trompeter mit lautem Geſchmetter durch die Stadt trabte, die er ſchon ſeit einer halben Stunde nach uns abgeſucht haben wollte. Wir eilten zum Bahnhof und mußten nun erleben, daß ein längerer Aufenthalt deshalb entſtand, weil unſer Transportführer als einziger ſich nicht einfinden wollte. Es konnte alſo auch einem der erſten paſſieren.

Auf der Weiterfahrt hatten wir wieder helle Freude an unseren Landsturmmännern, die mit aufgepflanztem Seitengewehr die Strecke der Bahn bewachten und auch für genügenden Humor sorgten. In Holzbuden und Lehmhütten hatten sie ihre Wachtlokale. Puppen und verkleidete Figuren, die Poincaré oder den Zaren vorstellen sollten, thronten vor den Buden und erregten die Heiterkeit unserer Soldaten. Überhaupt diese Landsturmleute. Es waren doch brave Kerle, gestern hatten sie erst in Fleurus, wo Verpflegung noch nicht eingerichtet war, unsern ganzen Transport von den Überschüssen ihres Geldes mit Nahrungsmitteln versorgt. Das war Kameradschaft.

Labuission, nahe der französischen Grenze, war nächster Aufenthalt. Eine kleine Wirtschaft mit einem stolzen Namen, den ich leider vergessen habe, bildete die Wasch- und Frühstücksstation für einige Kameraden und mich. Wie an vielen Häusern stand auch hier mit Kreide angeschrieben „Gute Leute", und eine weiße Fahne hing am Dach. Es waren auch wirklich sehr freundliche Menschen, denn die Frau kochte uns mit großem Eifer Kaffee und brachte uns auch, nachdem wir sie auf französisch freundlich gebeten hatten, Butter, Brot und sogar Marmelade. Man kann von den Franzosen alles haben, wenn man mit ihnen freundlich ist. Durch die gegenüberliegende Kirche war eine Granate hindurchgegangen, und ein längeres Gespräch mit Monsieur le Curé schilderte die ausgestandenen Schrecken. Auch ein Kloster, auf dem die Rote-Kreuz-Flagge wehte, war leicht beschädigt. Es sollten Verwundete darin liegen. Als ich in dem kleinen Klostergarten stand, da leuchtete die Sonne eines herrlichen Herbstmorgens durch die 6 schlanken Pappeln, und Klosterfrieden breitete sich über die Kieswege. Auf mein Klingeln öffnete eine Nonne, die den Soldaten halb verängstigt, halb erwartend empfing. Erst meine französische Anfrage nach Lebensmitteln zauberte wieder das resignierte Lächeln des katholischen Glaubens in das feine Gesicht, vor dem auch jeder Freigeist halt macht. Proviant war nicht vorhanden, aber ein deutscher Verwundeter lag auf einem Schmerzenslager mit einem Lungenschuß und wartete auf seine Genesung. Armer junger Bursche, fern von der Heimat, ohne jede Nachrichten vom Hause, mußte er Tag für Tag in der Pflege der Schwestern zubringen. Aber er war ganz gut aufgehoben, und als ich ihm eine Karte

an seine Mutter schrieb, lächelte er beglückt in seinen Kissen. Wir schieden mit warmem Händedruck.

Erquelinnes, die bekannte Grenzstation, hielt uns einen Tag fest. Hier waren schon die Spuren der Granaten aus den Forts von Maubeuge sichtbar. Aufgewühlte Erdlöcher zeigten die Einschlagstellen, und vollständig abgedeckte Häuser veranschaulichten die Geschoßwirkung. Ein großer Lastwagen war in den Grenzfluß geworfen und lag nun jämmerlich in dem Wasser. Sein Eigentümer versuchte mit einem Fangnetz seine Habseligkeiten herauszufischen.

Die hauptsächlich aus Arbeitern bestehende Bevölkerung war schon von den Landsturmleuten ganz gut erzogen. Sie beeilten sich, jeden Soldaten aufs eifrigste zu begrüßen. Abends um 9 Uhr mußte jeder Zivilist im Hause sein, und Licht durfte dann nicht mehr gebrannt werden. So wurde kurzer Prozeß gemacht, um Schwierigkeiten mit der Zivilbevölkerung zu vermeiden.

Ein wundervoller Abend ging unserem Einrücken in Frankreich voraus. Über den hell strahlenden Mond flogen kurze Windwolken und himmlische Ruhe lag über den weiten Gefilden. Als ich als Offizier vom Dienst abends den Zug revidierte, da stand der lange dunkle Zug so still auf den mondbeschienenen Stahlschienen, daß man nicht denken konnte, sein Inhalt sei für Tod und Verderben von Menschen bestimmt. Nur der Schritt der Posten hallte durch die einsame Nacht und erinnerte daran, daß nicht weit von hier der Feind stand.

In unserem Abteil war Dämmerungsgeplauder, wie immer um diese Stunde. Kamerad Schmidt erzählte von afrikanischen Erlebnissen. Er war jahrelang in der Schutztruppe in Deutsch-Südwest gewesen und konnte uns daher täglich neue Episoden jenes gefahrvollen Dienstes mitteilen. Seine lebendige Art der Schilderung weckte in uns leicht die Vorstellung der Leiden und Entbehrungen, der furchtbaren Qualen, denen diejenigen ausgesetzt waren, die ihr Leben dem weißschillernden Wüstensand und seinen Gefahren an Hunger, Durst und wilden Negerhorden verschrieben hatten. Und mancher von uns sann ernst seinen Worten nach, um daran zu denken, was nun wohl uns und jeden einzelnen der uns auf dieser Fahrt lieb gewordenen Kameraden erwarten mochte. — Abwarten!

Die Schatten senken sich allmählich tiefer. Wir nähern uns Maubeuge, der viel umstrittenen Festung. Aus der bisher blü-

henden Landschaft wird langsam ein Bild der Verwüstung, und was der Krieg, der furchtbare Zerstörer, an Glück und Freude, Heimat und Herd zu vernichten imstande ist, das zeigt sich in dem Trümmerfeld, das die deutschen Granaten vor Maubeuge anrichteten. Französische Bahnarbeiter berichten uns von ihren Leiden, als die zweite deutsche Granate das Pulvermagazin zur Explosion brachte und die ganze Umgebung in ein Chaos verwandelte. Die armen Leute suchten heute noch nach den in dem Schutt begrabenen Leichen ihrer Angehörigen, und ein kleiner Teckel scharrte wie verzweifelt nach den Spuren seiner Herrin. So ging manches Familienglück in die Brüche. Alle Franzosen, die wir hier sprachen, wünschten das baldige Ende des Krieges, ja sie hatten sogar nichts dagegen, deutsch zu werden, um wieder in geordnete Verhältnisse zu kommen, denn jetzt wären sie ohne Verdienst und auf die Gnade unserer Soldaten angewiesen, wenn sie zu essen haben wollten. Von der deutschen Regierung hofften sie Ersatz ihres verloren gegangenen Eigentums, von der französischen glaubten sie nichts zu bekommen. So war die Stimmung. Da fährt unser Zug wieder an. Die Glocken läuten durch die schöne waldreiche französische Hochebene, denn es ist Sonntag. Wir fahren langsam zur Schlachtlinie an die Front.

3. An die Front.

5. Oktober 1914.

Unsere Landwehrmänner und Kriegsfreiwilligen sind ja im allgemeinen ganz brave Kerle. Aber die einen sind doch schon recht langsam und bequem geworden, die anderen haben in der kurzen Ausbildungszeit doch noch nicht genügend militärischen Drill, als daß nicht zu jeder Zeit Anstände zu machen wären. Erstaunliche Fähigkeit dagegen entwickeln alle Leute, wenn es sich um Essen handelt. Kaum ist das Signal zum Kochen gegeben, als auch schon in der ganzen Länge des Eisenbahnzuges lustige Feuer aufflackern. Kaum verständlich, woher die Leute in der Geschwindigkeit das nötige Material herbeischaffen. So war es auch gestern in Honechy. In wenigen Minuten prasselten wohl 30 Feuer zu dem im tiefen Blau verklingenden Abendhimmel empor, und magisch huschten die Gestalten unserer Soldaten um die lodernden Stätten. Dabei war der Erfindungsgeist

Kanal bei Sempigny, Weihnachten 1914

Tafel 4

Leutnant Ahrends als Adjutant III/76 in der Feldstellung vor Tracy-le-Val (Januar—März 1915)

Unteroffiziere und Mannschaften der 11/76, denen bis Weihnachten 1914 das Eiserne Kreuz II. Kl. verliehen worden war, in Sempigny

der Leute außerordentlich bemerkenswert, und was jedem Sterblichen als gewöhnliches Gerümpel erschien, hatte hier noch ungeahnte Bedeutung. Eine krumme Eisenstange hielt, zwischen die Räder eines leeren Eisenbahnwaggons gesteckt, die Kochgeschirrkessel über das darunter befindliche Feuer. Ein alter elender Ofen einer Bahnwärterbude diente als Feuerstätte auf der Plattform des Waggons, kurz, jedes Stück Holz und Eisen, jeder Stein bekam unter den Händen dieser Fachmänner seinen Wert. Und wenn auch eine lange Zeit zum Abkochen gegeben sein mochte, die Leute wurden nie fertig. Man konnte schreien, toben, schimpfen, Strafe androhen, da war immer zum Schluß noch jemand, der umherirrte, wenn alles schon eingestiegen war.

In Busigny kam erfreuliche Kunde. In einer Schlacht westlich von Cambrai waren 18 000 Franzosen gefangen genommen, die den Versuch gemacht hatten, die aus Belgien herführenden Eisenbahnen, den Lebensnerv der deutschen Armee, zu zerstören. Auch Engländer sollen dabei gewesen sein, aber sie sind rechtzeitig ausgerissen, weil sie wissen, wie ungern wir Engländer gefangennehmen. — Der Zug fährt ganz langsam nach Süden. Die Wache hat geladen, die Ausguckposten auf der Maschine beobachten scharf die Strecke. Über St. Quentin erreichen wir mittags 12 Uhr Tergniers.

Wir kommen gerade zu einem interessanten Schauspiel. Ein neu aufmontierter Flugapparat soll ausprobiert werden und erhebt sich spielend wie ein Vogel in den Tag. Plötzlich ergreift Unruhe die Begleitmannschaften. Feindliche Flieger sind erschienen, ein englischer nimmt gerade über den Landungsplatz seinen Weg. „Alles auseinanderlaufen", ertönt ein Kommando in Rücksicht auf Fliegerbomben. „Keine Gruppen bilden" hört man weiter, und da plötzlich „Tikketik, tik, tik", das Maschinengewehr tritt in Tätigkeit und schickt seine Bleigrüße dem ungemütlichen Gast. Vergebens, er verschwindet so schnell wie er gekommen.

In La Fère wird abgekocht. In einer kleinen Kneipe beim Bahnhof spiele ich eine Zeitlang Schankwirt, um zwischen den Wirtsleuten und unseren Mannschaften zu vermitteln. Wie ich nach einiger Zeit wieder hinauskomme, ist der den ganzen Ort umgebende Zaun schon das Opfer prasselnder Flammen geworden. In Ermangelung von besserem Brennmaterial haben die

Leute sich korporalschaftsweise dieses Zaunes bedient, der stückweise krachend zusammenbrach.

Der Bahnhofskommandeur disponierte uns nun nach Chauny, von wo der Fußmarsch angetreten werden sollte. Da wir betreffs Verpflegung noch Auskunft haben mußten, die telephonisch nicht zu bekommen war, fuhren der Oberleutnant und ich auf Motorrädern nach Chauny. Chauny wimmelte von Militär. Auf der Etappenstation hieß es, Wagen, die wir für unser Gepäck und unsere Liebesgaben nötig hatten, seien in Chauny nicht zu haben, weil alles Fuhrwerk von dem Etappen-Kommando beschlagnahmt sei. Das waren ja nette Aussichten, was sollten wir mit all den Sachen machen, die Hamburg für seine Söhne bestimmt und uns zur Weitergabe anvertraut hatte, wenn wir sie nicht weiterbefördern konnten?

Wir klagen unser Leid der Kommandantur. Der Adjutant bedauerte, er könnte nichts tun, wir sollten es mal bei der Kraftwagenabteilung versuchen. Die Kraftwagenabteilung konnte ohne Genehmigung des Oberstleutnants v. M. keine Wagen stellen. Oberstleutnant v. M. war nicht da, kurzum, es war eine Heidenwirtschaft. Schließlich kam aber doch alles in Ordnung, die Wagen wurden gestellt.

Aber Quartier konnten wir nicht bekommen, nicht ein Mann konnte in Chauny untergebracht werden. Ich machte dem Oberleutnant den Vorschlag, mit Motorrad in die Umgegend zu fahren und Quartier für unseren Transport zu suchen, während der Oberleutnant auf den eintreffenden Transport wartete. Das erschien höheren Orts sehr praktisch und schon flitzte das Motorrad mit dem Fahrer und mir nach Süden. In Bichancourt glaubte ich den Ort zu entdecken, der zur Unterkunft für unseren Transport geeignet sei. Es war alles schon dunkel, und da der Platz noch nicht militärisch besetzt war, fragte ich nach Monsieur le Maire, wie ich mich dessen aus früheren Kriegsschilderungen als praktisch erinnerte. Ich fand aber nur den Lehrer, der mich in ein großes Gehöft wies. Um jeden Schwierigkeiten aus dem Wege zu gehen, ging ich sehr energischen Schrittes in das stockfinstere Tor auf ein schwach erleuchtetes Zimmer zu und erklärte: „Bon soir, Madame, il vous faut préparer logement pour 800 soldats, une chambre avec 2 lits pour Monsieur le Capitaine et Monsieur le Lieutenant. Nous viendrons à 9 heures ce soir.“ — Die alte Dame bekam keinen

geringen Schreck. Ich sah mir die Scheune an, in der die Leute untergebracht werden sollten, und da die Räume wohl die besten waren, die in dieser Schnelligkeit aufzutreiben waren, verabschiedete ich mich mit der Versicherung, um 9 Uhr mit meinen Soldaten wieder zu erscheinen. Der Motor wurde angedreht und sauste mit uns beiden in die Dunkelheit hinein. Es ist doch ungemütlich, in dieser rasenden Schnelligkeit auf ganz fremden Straßen dahinzujagen. Konnte nicht jeden Augenblick aus dem nächsten Gebüsch jemand herausspringen, konnte nicht tödlich wirkender Draht gezogen sein, um unserer rasenden Eile ein jähes Ende zu bereiten? Unwillkürlich griff die Hand zum Revolver. Plötzlich hatten wir uns im Weg geirrt. Ich ließ halten, aus einem sehr einfachen Hause schien Licht. Ich klopfte mit dem Revolver an die Tür, hinter der ein mürrisches „Entrez" ertönte. Zwei ganz finstere Gestalten saßen um einen mit einer Kerze spärlich erhellten Tisch und gaben uns, wenn auch widerwillig, die gewünschte Auskunft.

In Chauny zurückgekommen, teilte mir mein Oberleutnant mit, daß unser Transportzug infolge einer Störung überhaupt heute nicht mehr ankäme. Da war also alles umsonst gewesen. Zum Trost hatte der Oberleutnant inzwischen ausfindig gemacht, daß man auf dem Bahnhof Chauny bei den Roten-Kreuz-Schwestern sehr nett etwas zu essen haben könnte. Ich war wirklich todmatt und eilte schleunigst zu dieser Erfrischungsstätte. Mit geradezu rührender Liebe und Sorgfalt bekam ich eine Portion Klops und einen großen Kartoffelpuffer. Die primitiven Freuden des Essens und Trinkens wurden allmählich die wichtigsten Ereignisse. Ich schlief im Bahnhof auf einem großen Strohhaufen.

Am nächsten Morgen war der Transportzug eingetroffen. Ein dem Bahnhof gegenüberliegendes, gut aussehendes Haus hatte schon am Tag vorher meine Aufmerksamkeit erregt. Und ich wurde nicht enttäuscht, als dem Oberleutnant und mir auf unsere Bitte, uns einmal gründlich waschen zu dürfen, in glänzender Weise entsprochen wurde. Ein äußerst bereitwilliger Mann schleppte Wasser und Eau de Cologne heran, sogar ein Wasserklosett ließ sein fröhliches Geläute ertönen, sodaß der Kulturmensch Orgien feiern konnte.

Schließlich waren auch unsere Motorwagen da, wenn auch mit Verspätung. Der Hauptmann, der den Oberleutnant und

mich in dem Eldorado entdeckte, meinte allerdings, daß man sich über die Verspätung ja nicht wundern könnte, wenn wir hier säßen. Na, derart kleine Verstimmungen werden schnell überwunden. Um $9^1/_2$ Uhr setzte sich das Bataillon in Marsch, ich mit dem Motorrad voran zum Generalkommando des Armeekorps nach B. Dort wurde der Anmarsch des Ersatzes freudig begrüßt, und auf meine Bitte um einige Mitteilungen aus der Front erhielt ich von einem Hauptmann des Generalstabes bereitwillig Auskunft. Nun mußte ich den Anmarsch des Transports abwarten. Zuerst erschien dann die Automobilkolonne mit dem Oberleutnant. Sobald die für das Generalkommando bestimmten Kisten abgeladen waren, vergnügten wir uns damit, den geradezu idyllischen Park des Kommandierenden zu bewundern, der in seiner tiefen Ruhe jeden Gedanken an Krieg abwies. Ein feiner Duft zog uns bei diesen Betrachtungen in die Nase, es war eine delikate Erbsensuppe, die der Oberkoch des Generalkommandos zusammendichtete. Ich konnte mir absolut nicht denken, daß dem kommandierenden General die Suppe schmecken würde, ohne daß wir sie probiert hatten. So saßen der Oberleutnant, zwei meiner Kameraden und ich bei einem Teller duftender Erbsensuppe in der Küche des Generalkommandos, als plötzlich in der Tür einer der Herren des Generalstabes unser Quartett überraschte. Das war ungefähr so, als ob ein Jüngling sich bei einer Küchenfee überraschen läßt. Peinlich, aber der Herr bat uns, ruhig fortzufahren. Das taten wir auch gründlich.

Um 1 Uhr traf das Bataillon ein und wurde verpflegt. Nach einer reizenden Kaffestunde im Bahnwärterhaus, wo wir die Frau trösteten, ihren Mann nicht töten zu wollen, wenn wir ihn träfen, schieden wir nachmittags 4 Uhr von B. Ich wieder mit dem Motorrad nach C. zur Division, um die Division von unserem Eintreffen zu benachrichtigen.

In C. sah es entsetzlich aus. Es gab kein Haus, in das der Krieg nicht schon tief seine Zeichen eingegraben, ja ganze Stätten waren verschüttet und Haus und Hof des Besitzers verwüstet. In C. traf ich bei der Division einige bekannte Kaufleute als Offiziere, mit denen herzliche Begrüßungen ausgetauscht wurden. Die Division bestimmte das Schloß C. als Nachtquartier für unseren Transport, schickte mich aber mit drei Feldküchen dem Bataillon entgegen, weil es vor dem Einmarsch

erſt die Dunkelheit abwarten ſollte. Die Franzoſen, deren Front etwa 2000 m vor C. lag, waren durch ihren ausgezeichneten Erkundungsdienſt durch Flieger in der Lage, jeden Anmarſch feindlicher Abteilungen ſo zu melden, daß die franzöſiſche Artillerie für dieſe ſehr wirkſam wurde. Außerdem beſchoſſen ſie jeden Abend um 6 Uhr C., weil ſie ſtärkere Truppen hier vermuteten. Ich verſteckte die mir anvertraute Feldküche unter eine Apfelbaumplantage zirke 2 km vor C., ſodaß die Verpflegung des Transports in abſoluter Ruhe erfolgen konnte. — Kaum begonnen, hörten wir die Granaten in C. einſchlagen, vor denen uns ein verſtändiger Ratſchlag der Diviſion bewahrt hatte. Sechs Pferde und 2 Mann wurden in C. durch dieſe Beſchießung getötet. Um 8 Uhr abends bezogen wir unſer Quartier im Schloß. Lautlos, ohne Licht bewegte ſich unſere 800 Mann ſtarke Kolonne durch den wunderbaren Schloßpark ins Schloß, das inwendig ein furchtbares Bild der Verwüſtung bot. Engländer ſollten vor Wochen hier gehauſt haben. Alle Schiebladen und Schränke waren erbrochen und auf brauchbare Dinge für die Soldaten durchſucht. Nach dieſer wochenlangen Beſetzung durch fremde Truppen konnte es daher nicht verwundern, wenn die Gegenſtände wie wild durcheinander verſtreut wurden, denn jeder Neuangekommene zog erſt einmal mit einem ihm paſſenden Gegenſtand in irgendeinen Winkel. So kam es, daß in den Salons Matratzen herumlagen, denen noch die Blutſpuren Verwundeter anhafteten, während Garderobenſtücke aller Art, vom feinſten Pariſer Damenumhang bis zu ausgeſchnittenen Frackweſten, ſich in den weiten Korridoren und Seitenflügeln in allen Ecken herumtrieben. Furchtbar muß für den Beſitzer eines ſolchen Anweſens der Anblick ſeines eigenen Heims ſein, das die wohlgepflegte Ordnung mit einem Chaos vertauſcht hat, in deſſen wildem Durcheinander Kulturgegenſtände lächerliche Figuren bilden. Kultur iſt eben Ordnung, und das Durcheinandergeworfene iſt doch das Zeichen eines Barbarentums, das trotz aller Übertuſchung in den Tiefen aller menſchlichen Seelen geblieben iſt. Wie aber auch dies herrliche Stück Erde in ſeinem Frieden, der oft genug Menſchen wohltätig geweſen ſein mag, nun durch die eigenen Granaten zum Tummelplatz wilder Leidenſchaften geſtempelt wurde, es triumphierte dennoch etwas in dieſem Kriegslager: mitten in der großen Eingangshalle des Schloſſes, in dem vom Keller bis zum Dachfirſt nun ein Sol-

datenleib sich neben dem anderen streckte, da stand ein ganz wundervoller Flügel. Und wie wir jeden Augenblick das Einschlagen feindlicher Granaten in unsere Menschenburg befürchteten und damit die Zerstörung von Glück, Hoffnung und Liebe vieler Tausende, es klang trotzdem das Lied der Ewigkeit brausend durch die verödeten Räume und sprach von besseren Tagen, die da kommen würden, wenn die menschliche Unzulänglichkeit sich besserer Einsicht zugänglich erwiesen hätte. Das müßte wohl kommen, aber wann?

Am nächsten Morgen in tiefer Dunkelheit verließ das Bataillon das Schloß C. Nach einem halbstündigen Marsch waren wir beim Regiment, dem wir sofort zugeteilt wurden.

Nun begann der Krieg.

4. Märsche.

Charlepont, Oktober 1914.

Gibt es eine entzückendere Gegend als die Waldteile, in denen wir am 7. Oktober mit unserem Regiment Stellung bezogen? Die Wälder von Charlepont sind die Vorläufer der berühmten Waldungen von Compiègne, die weit genug bekannt sind als daß sie noch eines besonderen Hinweises bedürften. Es war aber auch in der Tat so. Ein herrlicher Oktobertag erhöhte die Wirkung ganz unermeßlich, diese Zartheit, dieser Duft, diese Zierlichkeit, die sich in der Landschaft ausprägten, waren unvergleichlich. Gab es dies bei uns? Nein. Fast als ob die Liebenswürdigkeit und Eleganz der Nation schon in der Natur ihren Ursprung nahm, während sich unsere Schwerfälligkeit in dunkel rauschenden Buchen- und knorrigen Eichenwäldern deutlich spiegelt. Und weiter. Wie eine Libelle sonnt sich dort oben wonnetrunken eine Bleriotmaschine im tiefen Blau, so leichtbeschwingt, so durchsichtig, daß sie das Auge kaum entdeckt. Und die deutsche Maschine strebt schweratmend mit prasselndem Motor zum Wettkampf mit ihrem Konkurrenten empor. Künstler- und Gedankenarbeit. Wer bleibt Sieger?

Seit einigen Stunden buddeln sich meine Leute in die Erde ein, es gilt eine befestigte Reservestellung hinter der Linie im Schützengraben zu beschaffen. Erdwohnungen, die bomben- und granatensicher sind, in denen sich hausen läßt, Tage, Wochen, ja vielleicht Monate. Wie sich nun Spaten auf Spaten senkt,

um die duftige Erde der Wälder aus ihrer ſanften Träumerei zu löſen, und alles beleuchtet wird von dem zarten Sonnenſtrahl, der mühſam ſeinen Weg durch die dichte Laubdecke findet, da ſinnen die Gedanken in die Vergangenheit, als es noch Urmenſchen gab, als die Kultur noch nicht ihre gewaltigen Segnungen verbreitet hatte. Nun war Krieg, und die ganze Spanne Zeit, die der Kultur zur Entwicklung gedient hatte, fiel zuſammen wie ein Kartenhaus, und wir mußten wieder werden wie jene, die vor Urzeiten vor uns waren. Krieg! war der Gedanke nicht abſurd, wenn der Blick über dieſe zartbeleuchteten Felder glitt, die ſich hinter unſerem Waldidyll friedevoll ausbreiteten? War es nicht Wahnſinn, zu denken, daß dieſer ſchöne Bauernſitz da vor uns mit ſeinem herrlichen Obſtgarten, mit ſeinen in tauſend Farben glühenden Blumen, die deshalb ſo leuchtend ihr Antlitz zum Himmel hoben, weil ſie wer weiß wie lange liebevolle Pflege entbehrt hatten, daß dieſer Hof nun veröden mußte, um all der wilden Leidenſchaften, mit denen ſich die Welt füllte? Aber was ſind Hoffnungen, was ſind Entwürfe! Es war eben Krieg. Und da lag auch ſchon auf einem Wieſenplan ein totes Pferd, und da lag ſchon wieder eins, und Uniformſtücke hingen in verlaſſenen Schützengräben und klagten um ihre toten Herren. Granaten flogen in weitem Bogen durch die Luft. Sehen konnte man ſie nicht, aber man hörte ſie heulend ihre todbringende Bahn ziehen, und unter ihnen funkelten die graziös geſchwungenen Höhen goldübergoſſen in der Abendſonne.

Meine Erdhöhlen ſind fertig und mit Stroh und Moos ſo reich belegt, daß ſie den müden Gliedern als Ruheſtatt dienen können. Findigen iſt es gelungen, Matratzen und Kiſſen aus verlaſſenen Gehöften zu erwiſchen, ein kleiner Tiſch, eine Lampe und einige Gläſer ſchmücken das Offizierzelt, ſo werden die übriggebliebenen Reſte der Kultur zuſammengeſucht, weil man ſich nicht ganz von ihnen zu trennen vermag. Hier vermögen noch die Trümmer zu erfreuen. Der Vollmond gießt mildes Licht durch die Bäume. Keines Sterblichen Auge vermag den Bau meiner Wohnſtätten zu erkennen, ſo dicht ſind ſie mit Laub und Moos belegt. Nur dann und wann ertönt aus den Tiefen das Brummen eines Schnarchers, das den Unkundigen wie das Fauchen des Lindwurmes anmutet. Aber es ſind ruhig atmende Schläfer. Mondelfen huſchen von Baum zu Baum, und wenn ſie leiſe in den Zweigen wiſpern und von Menſchen-

glück und Liebe raunen, dann werfen sie spielend ihre silbernen Schleier über den Grund und grüßen die Ruhenden mit flüssigem Licht. So manchen vielleicht zum letztenmal.

Ganz spät abends naht die Feldküche. Am Tage kann sie wegen der Nähe des Feindes nicht an unsere Stellungen heran, aber abends im Schutze der Dunkelheit naht der brodelnde Kochtopf und teilt mit offenen Armen aus denen, die da schon den ganzen Tag gehungert haben. Lautlos schlängelt sich Mann für Mann aus dem Walde an die Straße heran, empfängt seine Portion und verschwindet in die Dunkelheit zurück, und was ihm sonst unter traulichem Lampenschein am sauber gedeckten Tisch vorgesetzt sein mag, muß er nun in der vollständigen Finsternis zu erhaschen suchen. Aber doch ist jeder mit der Feldküche zufrieden, und wenn der Gesundheitszustand unseres Heeres noch heute so günstig steht, so ist dies zum großen Teil der ausgezeichneten Verpflegung der Feldküche zu verdanken. Oft und gern habe ich das prächtige Mannschaftsessen dem Offiziertisch vorgezogen. Die Feldküche rollt zurück, über allen Gipfeln ist Ruh.

Nachts um 12 Uhr Alarm. Ich fahre erschreckt empor, aber es ist nichts Ernstliches. Das Regiment wird sofort abgelöst und hat feldmarschmäßig um 3 Uhr zu stehen. Also lebt wohl ihr sanften Moosbänke, kaum begrüßt, geht's wieder weiter, und wir hatten uns doch schon so sehr auf längeres Verweilen eingerichtet. Aber das ist Soldatenlos.

Kurz nach 3 Uhr fuhr unsere Artillerie an unserer Stellung vorbei. Sie wird des Nachts oft nach vorn geschoben, um bei Tagesanbruch wieder hinter der Linie zu verschwinden. Dumpf rasseln die schweren Protzen über die Straße. Lautlos steht das Regiment auf der Chaussee. Dann ein Zeichen, und der Marsch beginnt zunächst dahin, woher wir kamen, nach C. Aber es ging darüber hinaus, und Stunde auf Stunde verrann, bis uns der lichte Tag auf einem großen Wiesenplan begrüßte, wo wir den Rest des Tages ausruhen sollten. Scharf an den Waldrand mußten wir unsere Leute herannehmen, das große Rübenfeld sollte freibleiben, aber trotz der Vorsicht entdeckten uns die feindlichen Flieger, die unerreichbar über uns kreisten. In unmittelbarer Nähe gleich hinter dem Walde krachten die Bomben aus der Höhe herab, ohne indes zu schaden. Abends ging's fort, Tagmärsche werden der Flieger wegen kaum gemacht, denn zu

ſchnell berichten dieſe flinken Beobachter über Marſchbewegungen. Und dieſe müſſen eben verſchleiert werden. Jetzt erfahren wir auch, was los iſt. Eine Sonderdiviſion, 2 Infanterieregimenter, Artillerie, Maſchinengewehre und kleine Kavallerieabteilungen haben den Auftrag nach G. zu marſchieren. Das lag etwa 32 km nordweſtlich, die nun Schritt für Schritt abgerungen werden mußten. Endlos dehnte ſich vor uns eine jener ſchnurgeraden, prachtvollen franzöſiſchen Heerſtraßen, die noch aus napoleoniſcher Zeit ſtammen, endlos ſchien die Nacht zu währen, die den ermüdenden Marſch mit ihren Schleiern deckte. Die reizvolle Gegend hatte längſt aufgehört, in weiten Flächen dehnten ſich die Rübenfelder, und die Spuren ſchrecklicher Kämpfe tauchten als dumpf zum Himmel ſtarrende Ruinen auf, oder verbreiteten ſich als üble Verweſungsgerüche. Weiter geht es über verſchüttete Dorfſtraßen in den blauflimmernden Morgen, weiter, immer weiter, kaum daß der Fuß noch tragen kann. Der Körper bricht faſt zuſammen unter der Wucht des Feldgepäcks, endlos ſtarrt vor uns im trüben Grau ein trauriger Weg. Morgens 4 Uhr iſt G. erreicht, beim erſten Halt fallen die Soldaten wie tot auf der Chauſſee zuſammen, Notquartiere. G. iſt vollſtändig zuſammengeſchoſſen, es gibt kein Haus in G., das noch heil iſt. Auf Schritt und Tritt trauert die Verwüſtung, und dampfende Schutthaufen zeugen, daß der Kampf erſt kürzlich hier tobte. Ein kleiner Bauernhof dient meiner Kompagnie als Aſyl. Ich beziehe mit meinem Kompagnieführer und 25 Mann einen Pferdeſtall, durch deſſen Dach des Himmels Wolken grüßen. Auch an den Seiten klaffen große Löcher, die aber mit Zelttuch notdürftig verklebt werden. Ein anderer Teil des Gehöftes droht jeden Augenblick zuſammenzuſtürzen, das Dach hängt mit einem Giebel ſchon zur Erde. Aber was hilft's. Es iſt ſo noch beſſer als ganz im Freien ſchlafen, zumal die Nächte ſchon kalt ſind. Unſere todmüden Glieder kümmert dies alles nicht. Gebieteriſch verlangt der Körper Ruhe, und ſchon im Niederlegen umfängt uns alle bleierner Schlaf.

Ein heller Sonnentag weckte uns am nächſten Vormittag, und im Lichte gewann der Eindruck der Zerſtörung an Tiefe. Wehe dem Lande, wehe den Unglücklichen, die Heimat und Herd, Haus und Hof, Beſitz und Familie, den zerſtörenden Mächten zum Opfer bringen mußten. O du bedauernswertes, unglückliches Land, das in ſeiner Verblendung dieſe Möglichkeiten

aufs Spiel setzte. Auch hier wohnten Menschen, die ihre Scholle liebten, auch hier gab es Hoffnungen, die in der Zukunft reifen sollten, aber nun war alles vernichtet, und der Heimkehrende kannte sein Vaterland nicht mehr. Sollte ich denken, daß unsere schönen niedersächsischen Gaue an der Elbe je in einen derartigen Trümmerhaufen verwandelt werden könnten! Der Nachdenkliche muß sich ernstlich besinnen, ob diese Opfer beim Freund oder beim Feind auch wert sind, gefordert oder gebracht zu werden, wenn wir von Menschlichkeit und Güte noch weiter reden wollen. — Zu einer ergreifenden Szene gestaltete sich das Innere der tausendfach durchlöcherten Kirche in G. Die noch in den Kellern zurückgebliebenen Greise, Frauen und Kinder hatte man aus Verdachtsgründen in die Kirche gesperrt. Ein alter Mann war sogar schwer verwundet und konnte die Augen kaum aufschlagen. Da saßen nun die Unglücklichen, eng in den Kirchenbänken zusammengedrückt, Leidensgenossen des gleichen grausamen Geschicks. Alles hatte es ihnen genommen; die Väter, die Söhne, die Brüder, der Krieg, den Hof und Heimat die vernichtenden Kanonen. Nichts war ihnen geblieben, nichts, es war der gänzliche Zusammenbruch. Ich ging langsam durch die Reihen und sprach einige tröstende Worte. Dann spielte ich zuletzt auf einem alten Harmonium unser Lied „Deutschland, Deutschland über alles". Und wie die ersten Klänge durch den Raum zogen, da war es erst ganz ruhig, dann schluchzte es aus jeder Brust auf, Mütter preßten ihre Kinder an sich, Greise tasteten nach einer liebevollen Hand, und Tränen rannen eine nach der anderen um das verlorne Glück. Nur ein kleiner Blondkopf von 4 oder 5 Jahren stand vor dem Harmonium, und seine großen grauen Augen fragten stumm, als die Musik endete: „Über alles in der Welt?"

Vielleicht traf den Vater in diesem Augenblick das tödliche Geschoß.

Ihr in der Heimat, was wißt ihr vom Krieg! Wenn ihr dies Bild gesehen hättet, ihr würdet anders reden.

Vor unserm Quartier versuchten wir uns so gut es ging einzurichten. Ein Ochse wurde, wer weiß woher, von kräftigen Armen herbeigeschleift und fiel nach einigen dumpfen Schlägen der Feldküche zum Opfer. Zwei Stunden später gab es schon Beefsteaks, die trotz der Frische herrlich schmeckten. Wein war auch irgendwo aufgetrieben, sodaß es uns, trotz aller Verwü-

ſtung um uns, gar nicht ſo ſchlecht ging. Hoch oben in der Luft erſchienen wieder Flieger, unſere Artillerie machte ſofort Jagd darauf und kleine Wölkchen, die ſich aneinander reihten, kennzeichneten die Sprengpunkte der Geſchoſſe. Aber auch hier war die Jagd vergeblich.

Am Nachmittag war Feldgottesdienſt. Auf einem großen Acker ſtand das Regiment mit entfalteten Fahnen. Ich habe noch nie eine ſo weitklingende, ſchöne Stimme gehört, wie die des Feldpropſtes, und wenn man auch über manches von dem Geſagten anderer Meinung war, die Feier war doch eindrucksvoll, denn ſie wurde unterſtützt durch tönenden Kanonendonner, ſodaß jedem begreiflich wurde, daß hier Worte nicht Schall und Rauch waren, ſondern die Wirklichkeit zum Gegenſtand hatten.

Am Rande des Dorfes traf ich einen Wachtmeiſter der badiſchen Artillerie, die den Rieſenkampf bei R. mitgemacht hatte. Ihren Kanonen war dieſe Verwüſtung um uns her zuzuſchreiben, aber auch die Franzoſen hatten ſich enorm gewehrt, bis unſere ſtarken Kaliber den Ausſchlag gaben. Die Stellung war von den Franzoſen geräumt worden. Nun ſollte es weitergehen. Da drüben nach dem Waldrande zu pfiffen unſere Granaten heulend durch die Luft, aber der Artilleriepark hier war untätig, er hatte ſich faſt ganz verſchoſſen. Erſatz kam erſt in einigen Tagen. Das klingt einfach, und doch iſt dies Heranſchaffen von Truppen oder Munitionserſatz eine Rieſenarbeit. Denn Hunderte von Regimentern wollen Erſatz haben, aber wenn Schlachten im Gange ſind, dann ſuche nur jemand die einzelnen Regimenter, denn alle Zugangsſtraßen ſind von Tauſenden von Fahrzeugen aller Art bedeckt, und bei Millionenheeren wechſeln die einzelnen Regimenter ſehr ſchnell ihren Platz. Von der Arbeit hinter der Front kann nur der ſich eine Vorſtellung machen, der die Betriebſamkeit der Etappen geſehen hat. Es iſt einfach, beim Glas Bier im Alſterpavillon über die langſame Poſt zu ſchimpfen, muß nicht aber die beſte Organiſation leiden, wenn ſie durch täglich veränderte Dispoſitionen der Heeresverwaltung über den Haufen geworfen wird? Alſo Ruhe und Geduld.

Wir ſitzen abends bei einem Stearinlicht an der Straße. Unſer Tiſch iſt eine alte Kommode, die jetzt unſere Gläſer mit Weingrog und einige delikate Butterbröte trägt, die unſer braver

Feldwebel Quars aus seinen Hamburger Futterpaketen zusammendichtete. Es ist ganz gemütlich geworden. An uns ziehen fortgesetzt Truppen vorüber, jetzt Artillerie, jetzt Husaren, alle lächeln sie unserm kleinen Idyll freundlich zu. Aber sie müssen weiter in die finstere Nacht hinein, wir bleiben noch. Unsere gerissenen Ordonnanzen haben wieder einiges requiriert. Der eine ein Karnickel, das so hell umherguckt und gar nicht an Gebratenwerden denkt. Der andere hat eine herrenlose Ziege ergriffen, vielleicht der letzte Trost jener Frau, die in der Kirche um ihr Liebstes weinte. Nun meckert die Ziege kläglich an unserm Tisch, in dessen Nähe sie festgemacht wird, um morgen den Schlünden des Kochkessels anheimzufallen. Aber es sollte anders kommen. Wir hatten leichtsinnigerweise nicht mit dem Armee-Oberkommando gerechnet, denn kaum hatten wir uns in die dichten Strohdiemen verraschelt und trotz hereinziehender Nachtkälte angefangen in melodischem Klang zu sägen, als wenn noch in dieser Nacht Urwälder zerschnitten werden müßten, da ging auch schon das Alarmsignal. Zurück nach N. hieß es. Also denselben Weg, den wir gekommen. Und wieder mußten die aus dem Schlaf aufgerüttelten Glieder in Bewegung gebracht werden, und die endlosen Straßen sahen die Truppen mehr als Nachtwandler denn als Soldaten dahinziehen. Man schlief buchstäblich im Gehen und kam erst dann etwas zur Besinnung, wenn man einen Kameraden angerempelt hatte. Mein Freund Weber hielt mir sogar einen ganz unverständlichen Vortrag, später wußte er auch gar nichts mehr davon, was er gesagt hatte. Man konnte also im Marschieren träumen, Fähigkeiten, die mir bislang unbekannt waren.

Aber selbst dies Schreckliche hatte ein Ende. N. wurde bei Tagesanbruch erreicht, und Alarmquartiere wurden bezogen. Ich bewohnte mit meinem Zuge eine Scheune. Ein ganz kleines Wohnhaus war von braven französischen Bauern bewohnt, die entsetzlich über den Krieg jammerten, der ihnen soviel genommen. Aber sie räumten mir ihr bestes Zimmer ein, und wenn auch nur ein Bett das einzig Bemerkenswerte des sehr simplen Raumes war, so war die Aussicht, im Bett schlafen zu können, berauschend genug. Bis eben hatte indes die Frau darin geruht, und da das Zimmer noch nicht benutzbar war, ich aber gern einige Stunden mich ausruhen wollte, so öffnete ich mir eins der gegenüberliegenden verlassenen kleinen Häuser, in denen

ich als einzig Lebender einige angenehme Ruheſtunden auf einer Matratze verbrachte. Sehr erſtaunt waren die Blicke einiger Trainſoldaten, die am Mittag die Wohnung öffneten und die ſchöne Matratze ſchon durch mich beſetzt fanden. Aber ich räumte ſie ihnen willig. Am Nachmittag hielt ich einen richtigen Klön mit unſeren Wirtsleuten ab, die von den Engländern erzählten, die hilflos auf ihren Protzkäſten in N. geſeſſen hätten, weil kein Menſch von ihnen franzöſiſch, und umgekehrt kein Menſch engliſch hätte ſprechen können. Aber der Anblick dieſer abſoluten Hilfloſigkeit habe nur zwei Stunden gedauert, dann ſeien die Deutſchen ſchon gekommen, und die Engländer hätten ſchleunigſt die Stadt verlaſſen.

Abends war gemütlicher Abend bei unſerm Oberleutnant, dem Kompagnieführer. Der hatte eine franzöſiſche Offizierswohnung erwiſcht, und wenn die Keller auch keine Weinvorräte mehr enthielten, ſo gab es doch wieder Tiſch und Stühle und eine Lampe mit einem großen Lampenſchirm. Das war reine Freude. Wein hatten wir genug requiriert, und fröhlich wurden die Becher geſchwungen, denn morgen war ja Sonntag. Ach Sonntag, herrlicher Gedanke, ſich bis zum hellſchimmernden Morgen auf einem weichen Pfühl ſtrecken zu dürfen.

„Proſit, meine Herren, auf einen ſchönen Sonntag, Proſit, Herr Oberleutnant.“

Aber Proſt Mahlzeit. Kaum in unſer Quartier gekehrt — wieder Alarm. Nachts 12 Uhr mußten wir fort. Sogar meine Wirtin kam noch aus ihrem Zimmer herausgeſtürzt und klagte: „Ah, les pauvres soldats, les pauvres soldats.“

Ein Händedruck, ein wehmütiger Blick auf die weiche Schlafſtatt, dann ging's in die Nacht, in die ſternenüberſäete Nacht hinaus zu ungewiſſem Schickſal. Das war der Sonntag, nun zum drittenmal den Nachtmarſch, eigentlich war es zum Weinen.

Aber wir mußten uns tröſten. Wir hatten den Auftrag, ein Bataillon abzulöſen, das vorn in den Schützengräben am Feinde lag. Doch davon das nächſtemal.

5. In Stellung.

Oktober 1914.

„Sehen Sie, da, da wieder, nochmal, nochmal —,“ Bum, bum, bum, bum folgten dem Aufblitzen der Geſchütze auch ſchon die Kanonenſchläge.

„Haben Sie es nun gesehen?"

Ja, endlich hatten wir es gesehen, und zwar genau gesehen. Seit Tagen hingen wir mit unseren Ferngläsern am Rande des Schützengrabens und suchten da drüben die Waldhänge ab und konnten nie die Stelle finden, von der uns die französische Artillerie immer befeuerte. Nun hatten wir sie gefaßt. Da drüben lag sie, auf der kleinen dreieckigen Waldwiese, am oberen Rande, wo die zwei kleinen Apfelbäume standen. Da hatten die Kerle sich so gut versteckt, daß selbst unsere Herren von der Artillerie den bösen Feind nicht entdecken konnten.

Der Beobachtungsposten, der unserem Schützengraben von der Artillerie zugeteilt war, meldete telephonisch nach der Batterie, die etwa 3 km hinter unserem Rücken stand: „Hier Beobachtungsstelle, Herr Hauptmann da? Ja? Also Herr Hauptmann, wir haben eben die feindliche Stellung festgestellt. Sie liegt etwa 250 m links von dem weißen Hause, auf das die Batterie schon eingeschossen ist. Und etwa 100 m höher."

Es folgten noch einige technische Bezeichnungen über die Visierstellung, dann wurde uns da vorn schärfste Beobachtung empfohlen. Wieder flogen die Gläser an den Grabenrand. Da, bum, huihhhhh — — — batsch.

„Herr Hauptmann? Ja, der Schuß traf 100 m zu kurz in den Wald," wurde durch den Draht berichtet. Also nochmal.

„Herr Hauptmann? Etwa 100 m zu tief."

Nun wurde Gruppenfeuer der ganzen Batterie avisiert, und da krachte es auch schon sechsmal schnell hintereinander. Heulend zogen die Geschosse ihre Bahn, und klatsch, klatsch... klatsch, klatsch, klatsch explodierten die Schrapnells. Zwei waren aus der Richtung geraten, aber zwei trafen ganz in der Nähe, und die übrigen zwei explodierten genau über der feindlichen Aufstellung. Blau zogen die runden Explosionswolken über den Waldkamm.

Bravo, bravo, Artillerie, jubelte unsere Infanterie, nochmal. Und noch einmal kam die mörderische Schar gezogen und teilte denen da drüben mit, daß unsere Grüße nicht von Pappe waren.

Die saßen, die feindliche Batterie schwieg. Und wir freuten uns über den Erfolg, denn sicher hatten die Treffer da drüben etwas aufgeräumt. So weit war man in der kurzen Zeit, in der wir mittaten, schon gekommen, daß man sich über Ver-

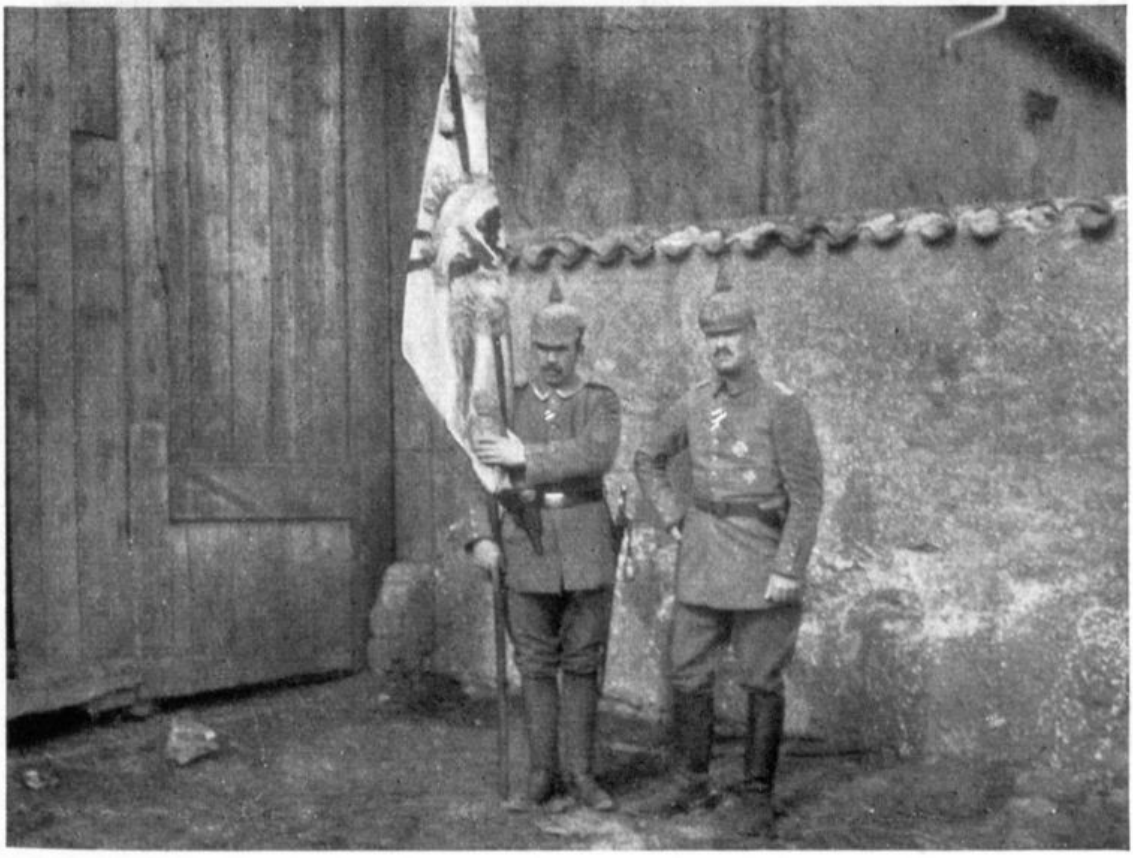
wüſtungen, die man ſelbſt anrichtete, freute. Aber konnte man anders? Konnten hier in der vorderſten Linie noch ſentimentale Bedenken regieren? War hier nicht jede Rückſicht eigener Schaden? Außerdem hatten wir doch ſchon eigene Erfahrung genug, um zu wiſſen, daß der Gegner ganz und gar nicht geneigt war, uns mit Nachſicht zu behandeln. Das war gleich am erſten Tag. Ganz in der Frühe, etwa 5 Uhr, traten wir den Marſch an. Ablöſungen ganzer Linien ſind ſchwierig, denn die Bewegung eines Bataillons verurſacht zu leicht verräteriſches Geräuſch, und wehe uns, wenn der Feind unſer Kommen bemerkte. So ſchlich denn alles, Mann hinter Mann, über die weichen Wieſengründe bis zum Hochwald hinan. Ein Waldſteg führte von da tief zu den Schützengräben hinunter. Ich pfiff die Muſik aus Carmen zwiſchen den Zähnen, die Marſchmuſik, als die Schmuggler durchs Gebirge ſchleichen. So war's auch jetzt, als die Rieſenſchlange des Bataillons ſich in den Grund zog, in atemloſer Spannung, denn jeder meinte doch, im nächſten Augenblick die tödliche Granate bei ſich einſchlagen zu ſehen. Aber es ging gut. Wir fanden unter langſamem Vormarſch in den engen Gängen das Regiment 94, das unſer Kommen freudig begrüßte.

Mit gemiſchten Gefühlen ſah ſich nun jeder die ihm zugewieſene Lagerſtätte an, eine Erdhöhle aus Lehm, die, mit etwas Stroh belegt, nun unſere Wohnung für einige Zeit ſein ſollte. Es begann nun jene ſchöne Zeit, in der man auf den Luxus des Waſchens, Kämmens und Raſierens verzichtete, wie ein Maulwurf ſich in die Erde fraß, und Eſſen, Schlaf und feindliche Schrapnells die intereſſanten Ereigniſſe des Tages und der Nacht ſein ließ. Gleich am erſten Abend ſollten wir ſchon erfahren, daß wir nicht zum Vergnügen gekommen waren. Den Tag über hatten wir uns in unſeren Quartieren eingerichtet, Gefechtsſtellungen beſtimmt und uns im Gelände orientiert. Mit dem Glas waren die feindlichen Stellungen leicht zu erkennen, aber ſie lagen ſo ruhig da, als ob die da drüben ein bischen in der Sandkuhle geſpielt hätten. Dann und wann fiel ein Schuß, aber man kam gar nicht auf den Gedanken, daß der für uns beſtimmt ſein ſollte. Mit der Dämmerung verſchwand alles in die Tiefen der Erde, und da kein Licht erlaubt war, umfing uns bald die Nacht, die von der letzten Mondſichel ſpärlich erleuchtet war.

Ein Höllengetöse riß uns aus dem ersten Schlummer. Erschreckt fuhr ich auf. Waren alle Höllengeister losgelassen? Ich tastete mich in die Finsternis, Soldaten liefen in den Gängen. Batsch, batsch, zerkrachten einige Schrapnells, huitsch sauste eine Gewehrsalve über unsere Köpfe in den Wald. Eine wahnsinnige Nervosität ergriff alle. Man fühlte wie ein Orkan die Wolken feindlicher Geschosse über sich dahinbrausen, und der Körper duckte sich tief in die Gänge, um diesem Furchtbaren zu entgehen. Es war Befehl, nicht zu schießen, solange der Feind nicht angriff, denn es war zwecklos, auf Entfernungen von 900 m in der Nacht Feuer zu eröffnen. Aber wie das Geknatter zu donnerartigem Getöse wurde, wie man sich die Ohren vor dem entsetzlichen Knacken der Maschinengewehrgeschosse zuhielt, da versank alle Logik, Überlegung, aller Wille, instinktiv fühlte man den Zwang, sich gegen den unerbittlichen Eisenhagel zu schützen, weil man nicht widerstandslos wie ein Tier totgeschlagen werden wollte. Sich wehren wollte man, irgendwie, etwas tun, irgend was, aber wie diesem Schrecklichen entgehen? Man griff zum Gewehr, alles griff zum Gewehr, man schoß, irgendwohin! Ich glaube, die meisten schossen in den Mond. Aber nur schießen, schießen, knallen mußte es auch bei uns, um die aufgeregten Nerven zu beruhigen. So wurde es eine Höllenkanonade. Befehle wurden gar nicht gehört. Jeder hat soviel mit sich zu tun, wie konnte er noch auf andere hören? Die in vielen Jahren mühsam erlernte Feuerdisziplin sank spurlos dahin, es reagierte der Mensch nur auf seine Nerven.

Das klingt nicht sehr schmeichelhaft. Eine aus so vielen Elementen zusammengewürfelte Truppe wie die unsrige zum erstenmal im Dunkel der Nacht einem schrecklichen, unerbittlichen Geschick gegenübergestellt, konnte gar nicht anders handeln. Der Verstand mußte erst diese Neuerscheinungen aufnehmen. Als sich nun die erste Nervosität eine Zeitlang im wahnsinnigsten Geknatter Luft gemacht hatte, kehrte die Besinnung langsam zurück. Der Befehl, das Feuern einzustellen, konnte aber wegen des erschrecklichen Getöses der feindlichen Geschosse absolut nicht durchdringen. Ich stürzte jetzt selbst unsere ganze Verteidigungslinie entlang und schrie: „Nicht feuern, nicht feuern", und allmählich wurde der Befehl auch verstanden. Es wurde bei uns ruhig. Nicht beim Feind, der unseren Angriff

Oberst Graf von der Goltz, erster Feldzugskommandeur des J.-R. 76 und Batls.-Kdr. Major von Wasielewski in der Feldstellung vor Tracy-le-Val, Februar 1915



Fahne des III/76 in Carlepont-Huleu (Batls.-Kdr. Major von Wasielewski und Fahnenträger Vizefeldwebel Hagelstein 12/76)

Stellung der 9/76 im Kirchhof bei Tracy-le-Val (Januar—März 1915)

Soldatenfriedhof an der Chaussée Carlepont—Tracy-le-Val

befürchtete und wie toll uns mit Feuer überschüttete. Auf dem Rückwege sank ich plötzlich zu Boden, ein Feuerkörper zerplatzte 20 m vor mir mit donnerähnlichem Krach. Sah aus wie Feuerwerk vor dem Uhlenhorster Fährhaus, war aber ein Schrapnell, dem ich glücklich entgangen. Allmählich wurde es aber doch beim Feinde ruhiger, und nach einer Stunde war die Nacht so still, als ob die Engel Friedenspsalmen sängen. Aber geschlafen hat in der Nacht kein Mensch, die Natur war von Grund auf umgewühlt.

Mit der Zeit lernten wir nun auch die Art der Kriegführung verstehen. Für uns war die Parole ausgegeben, die befestigte Stellung zu halten. Es wäre manchem vielleicht lieber gewesen, die Kerle da vorn über den Haufen zu rennen, aber das Oberkommando mußte ja seine Gründe haben. So galt es, sich der natürlichen Umgebung anzupassen. Mimikry wurde ein Gebot der Notwendigkeit. War es den Chargen schon nahegelegt, alle äußeren Merkmale ihrer Würde, wie Ledergamaschen, Tressen, Ferngläser, Säbel möglichst beiseite zu lassen oder versteckt zu tragen, war schon das einheitliche Feldgrau eine Anlehnung an Siegfrieds Tarnkappe, so wurden auch unsere Befestigungsgräben so gearbeitet, daß sie möglichst praktisch und doch unauffällig im Gelände lagen. Hätte ein fröhlicher Wandersmann je vermutet, daß an jenem reizvollen Waldsaum der Tod in tausendfacher Gestalt lauerte? Nimmermehr. Und doch zog sich hinter ihm unser Schützengraben mit den Erdhöhlen entlang, aber jedes ausgeschaufelte Häufchen Erde war wieder mit Blättern und Zweigen bedeckt und erschwerte selbst dem Wissenden eine Zielbestimmung.

Auch das Leben im Graben selbst war auf eine leise Gangart gestellt. Kein lautes Sprechen, kein Licht, kein Feuer, das zum Leben Notwendige brachte ja die Feldküche. Aber wir erlagen doch oft der Versuchung. Ein kleines verschwiegenes Plätzchen lud zu einem Feuerchen ein, und da diese verschmitzten Jungens, die man militärisch Ordonnanzen nennt, eine fabelhafte Geschicklichkeit entwickelten, die sogenannten Kochkesselaspiranten, das sind Hühner, in der nächsten Dorfstraße aufzugreifen, so zog gar manches Mal der Duft einer delikaten Hühnersuppe klagend zum Himmel, der dann, gekränkt über das den Heimischen widerfahrene Unrecht, die Rächer herbeirief. — Batsch, batsch saßen auch schon zwei Granaten in unserer

Nähe, die Franzosen hatten den blauen Dunst unserer Küche wieder bemerkt und gönnten uns nicht das Erworbene. Alles flüchtet in die bombensicheren Höhlen. Nach einer Zeit kehrt aber alles zurück, weder ein Mann noch ein Kochtopf war verletzt. So erlebten wir oft schlemmerhafte Diners und konnten konstatieren, daß französische Hühner nicht zu Unrecht berühmt waren, und da es auch an gutem französischen Landwein nicht mangelte, lebten wir fast wie der bekannte Herrgott in Frankreich.

Gestern wurden Liebesgaben verteilt. Wie sich die Kerle freuten. Da war mancher, der nun nach zehn Wochen zum erstenmal frische Wäsche bekam. Wie der aber in seiner Höhle verschwand, um sich gleich darauf in den neuen Sachen förmlich als Kavalier zu fühlen. Auch die von unseren emsigen Frauen hergestellten Strümpfe erregen großes Entzücken. Direkt ergreifend, wie man Freude erregen kann. Wenn die Heimat die Wirkung sehen könnte, ich glaube, es gäbe niemand daheim, der nicht mittun möchte.

Aber auch Schatten blieben nicht aus. Da war ein junger Kriegsfreiwilliger, der begeistert zu den Fahnen geeilt war und nun endlich mit hinausziehen konnte. Gleich beim ersten Nachtgefecht am Sonntag Abend, als er im Übereifer über die Deckung hinauslugte, traf ihn das tödliche Geschoß. Kopfschuß. Tot sank er hinter die Brustwehr, mit 18 Jahren, als Erster der neu formierten Kompagnie. Einige Tage später, wieder bei einem Nachtangriff, wurde einer unserer braven Landwehrmänner uns genommen. Er war Landbriefträger, einer jener prächtigen Schleswig-Holsteiner Typen, die mit ihrem biederen, klaren Blick und den blauen Augen immer an das Meer denken lassen. Ruhig und fest, ein Menschenschlag, um den uns eine Welt beneiden kann. Auch Kopfschuß an der Schläfe. Schwerverwundet. Ob er noch lebt? Vater von vier Kindern. Keiner weiß etwas. Niemand fragt mehr, wenn einer fort ist, Krieg, Schicksal. —

Gestern wieder. Ich hatte gerade meinen Unteroffizierposten kontrolliert, der etwa 100 m vor der Front in einem Walde liegt. Hinter mir kommt der Mann, der für seine Kameraden da vorn Essen empfangen soll. Ich bin kaum bei meinem Graben angelangt, als hinter mir ein Schrapnell mit Donnerkrach zerplatzt. Alles flüchtet in Deckung. Plötzlich kommt einer

gelaufen, im Walde wimmerte etwas. Rasch mit drei Leuten hin, gleich vorn im Walde lag er mit durchschossener Brust. Wir trugen ihn herauf, öffneten ihm den Rock, das Hemd wurde zerschnitten, Blut sickerte aus einem kreisrunden Loch. Ein Schrapnellring hatte die ganze Brust durchschlagen und war hinten im Rücken herausgegangen. Also zwei Wunden. Da lag nun der enthüllte Körper eines jungen Menschen, der wunderbar feine organische Bau, die vollendetste Form lebender Wesen. Todmatt der Blick, trauriges Stöhnen, wenn wir ihn hoben, um den Notverband umzulegen. Ich gab ihm Kognak, was ihn sichtlich belebte. Er wollte noch so gern leben, flüsterte er leis. Wir sprachen ihm alle Hoffnung zu. Dann schlummerte er, der Wind spielte mit den flatternden Haaren, Sonnenlicht übergoß den schwer atmenden Körper. Nach einer Stunde trugen ihn vier Kameraden durch die engen Gräben zwei Stunden hinunter zum Lazarett. Der Arzt hofft ihn durchzubekommen.

Und nochmal traf es uns so nahe. Da war ein Unteroffizier, seit Anfang im Feldzug, mit ganz schwarzem Bart und schneeweißen Zähnen. Wenn er lachte, mußten sich alle Mädchen in ihn verlieben. Er hatte eine Braut, und Liebesgaben, von der Heimat geschickt, breitete er vor sich aus und zeigte sie mit Stolz seinen Kameraden. Gerade wie er sich aufrichtet, platzt vor ihm ein Schrapnell. Der schöne Kopf war zur Hälfte fortgerissen. Zehn Schritt davon steht ein Kreuz am Walde, sein Name steht darauf, und im Vorbeigehen grüßen den lieben Menschen seine Kameraden. Krieg, Schicksal. Wer wird ihm entgehen?

Ein Glück, daß es niemand weiß, denn dies Nichtwissen gibt die Sorglosigkeit und Fröhlichkeit, ohne die nun einmal nichts im Kriege ausgerichtet werden kann. Da steht z. B. vor einer sorgsam gebauten Halle ein Schild:

„Schießbude, drei Schuß zehn Pfennig",

vor einer anderen:

„Rheumatismus-Halle".

Unser prächtiger Unteroffizier H., der sich so herzlich freuen kann, wenn was Lustiges erzählt wird, hat sein Quartier „Zum lustigen Birnbaum" getauft. Dicht dabei steht nämlich ein herrlicher Birnbaum. Wenn nun am Tage fleißig mit Granaten geschossen ist, steigen die Kerle abends über die Dek-

kung und sammeln das abgefallene Obst auf. Pflücken auch neues wohl hinzu, denn wenn ich mal Appetit hatte auf Äpfel oder Birnen, ging ich zum

„Lustigen Birnbaum",

da gab's was.

An einem verschwiegenen Ort stand

„Nur für Herren",

kurz, es gab eine Anzahl fröhlicher Einfälle, die bezeugten, daß der gute Humor noch nicht entschwunden war.

Auch Schildbürgerstückchen kommen vor, wie es nicht ausbleiben kann, wenn sich so verschieden veranlagte Elemente neu zusammenwürfeln. Ich sprach schon oben von einem Unteroffizierposten, den ich 100 m vor meinem Zuge in ein vorgelagertes Wäldchen gelegt hatte. Plötzlich weckt mich nachts der Patrouilleurposten mit der Mitteilung, der Feind sei da, die Posten seien von unten heraufgekommen, sie hätten deutlich das Herannahen gehört. Dabei war alles ruhig, ich hörte nichts. Selbstredend gab es großen Krach. Wer hatte denn die Franzosen gesehen? Erst alle, dann wollte es einer vom andern gehört haben, festzustellen war nichts. Sogar M., mein Faktotum, der nie da war, wenn man ihn brauchte, der dann immer mit tausend Ausreden blitzartig bei der Hand war, verhedderte sich in seltsame Widersprüche. Ich also mit den Leuten durch den Wald. Es war so dunkel, daß absolut nichts zu sehen war. Auf Zehenspitzen schlichen wir schrittweise vor, jeden Augenblick gewärtig, von einer Übermacht angefallen zu werden. Aber nichts rührte sich und vorn, wo die Posten standen, war nichts. Wo war der Feind? Alles sah sich um. Keiner wollte es gewesen sein. Nachher sagte mir jemand, um diese Zeit lief immer ein Wiesel durch den Wald, das da irgendwo hauste. Zum Lachen. Wer aber mal draußen war zur Nachtzeit, wenn alles stockfinster ist, der weiß, wie man sich täuschen kann. Selbst die Besten.

Es kam auch sonst noch zu merkwürdigen Ereignissen. Beim linken Flügel unserer Nachbarkompagnie liegt der Feind 100 m gegenüber am Dorfausgang. Zwischen beiden Stellungen fließt im Waldgelände verdeckt ein Bach, der uns allen frisches Wasser liefert. Ein treuer Mecklenburger aus Kröpelin war eines Morgens in aller Frühe mit einem Eimer losgeschickt. Er mochte gerade an saueren Aal und ähnliche Dinge denken, die den

waschechten Obotriten auch schon 6 Uhr morgens mit Wohlgefallen erfüllen, als aus der gegenüberliegenden Lichtung ein Zuave tritt. Ebenfalls wie unser Mecklenburger ohne Waffen mit Eimer. Großes Staunen, mißtrauisches Betrachten. Schließlich denkt Mecklenburg: Vor diesem afrikanischen Pomuchelskopf werde ich doch nicht mit einem Eimer Reißaus nehmen?

Er geht also zum Bach und füllt seinen Eimer. Der Zuave tut nach kurzem Bedenken dasselbe. Beide machen dann kehrt, bleiben an der Lichtung stehen, sehen sich beide nacheinander um. „Meugen", röpt Mecklenburg. Diesem unbekannten Dialekt folgt nur das Zusammenschlagen der Büsche.

Das Maschinengewehr arbeitet am rechten Flügel mit lautem Tack, tack. Dann schweigt es. Drüben im Schützengraben erhebt sich eine Holzlatte, winkt von links nach rechts, das bekannte Zeichen „Nichts getroffen". Verdammte Bande, ruft der Maschinengewehrführer. Eine Zeitlang später wird die Stellung mit feindlichen Infanteriesalven überschüttet, ohne Schaden anzurichten. Unser Führer stürzt mit einem großen Spaten zum Deckungsrand und schwingt den Spaten in weitem Halbkreis von rechts nach links. Revanche. Mit der Zeit lernen wir auch die Art des Gegners mehr und mehr kennen. Er ist gewandt und flink, gräbt sich mit fabelhafter Schnelligkeit ein, viel flinker als wir es können. Besonders bewundernswert ist die Beweglichkeit und Gewandtheit der Artillerie, die eine Stunde hier, die nächste da auftaucht und durch diese Mobilität es uns sehr erschwert, ihren jeweiligen Standpunkt zu ermitteln. Aber welch prinzipieller Unterschied in der Kampfweise. Wir können tage-, ja wochenlang uns irgendwo einbauen und warten, bis eine Gelegenheit zum Schießen kommt. Wir schießen nie, wenn wir keine greifbaren Ziele sehen und Aussicht auf Wirkung haben. Ganz anders der Franzose. Sein Temperament läßt sich nicht länger als 23 Stunden zügeln. Dann muß etwas unternommen werden. So haben wir entweder jeden Nachmittag von 5—6 unser Konzert oder die Herrn spielen zur Nachtpolonäse. Ob sie etwas treffen, einerlei, es wird eben geschossen, und zwar mit wahnsinniger Munitionsverschwendung. Und da man sogar die Zeit dieser Launen fast genau vorhersagen kann, ist unser Verhalten sehr klar. Solange diese geradezu blödsinnigen Kanonaden dauern, sitzt alles hübsch in seinem Haus und wartet das Unwetter ab. Nur der Beobachtungs-

posten lugt über die Deckung, falls es den Herren da drüben doch einmal einfallen sollte, anzugreifen. Dazu ist es aber bis jetzt noch nicht gekommen, denn der Franzose ist der geborene herumpländelnde Verteidiger, aber kein Angreifer.

Wie lange dieser Zustand hier nun noch andauert, ist nicht zu sagen. Wir warten, bis das Oberkommando zum Vormarsch bläst. Einstweilen spielen wir den Festungskrieg weiter, denn die moderne Feldbefestigung ist das Umbauen natürlicher Anlagen zur Festung. Auch ich habe mich mit meinem Zuge so verschanzt, daß ich der Meinung bin, die Stellung ist für Infanterieangriff uneinnehmbar. Sogar Drahthindernisse liegen vor der Front, um uns vor Überraschungen zu schützen, und der Postendienst ist so organisiert, daß er die Sicherheit der Leute verbürgt. Der Gesamtvorrat meiner inzwischen ganz latent gewordenen militärischen Begabung ist, soweit überhaupt vorhanden, mobilisiert worden, um diesen Zweck zu erreichen. Aber wenn man muß, läßt sich noch allerlei machen.

Es mag merkwürdig klingen, wenn ich der Meinung Ausdruck gebe, daß die Belagerung von Paris schon begonnen hat. Der Einnahme einer solchen Festung geht das Zusammenrücken der mobilen Armeen voraus, und das soll hier geschehen. Die Festung selbst bietet der neuen Artillerietechnik keine unüberwindlichen Schwierigkeiten, man schießt eine Bresche wie bei Lüttich und Antwerpen und marschiert ein. Früher mußte man solche Festungen einschließen und belagern, das fällt jetzt fort. Die Belagerung, das unbedingte Festhalten von Stellungen, an denen sich der Gegner die Zähne ausbeißen mag, wenn er Lust hat, die findet hier draußen schon statt. Es ist eben alles anders geworden. Der gute Bürger macht gern Vergleiche mit 1870/71. Analogien sind nicht zu machen. Was früher so lange Zeit beanspruchte, Belagerungen, geht heute schneller, und das Ausspielen von Millionenheeren gegeneinander mit der von Grund aus veränderten Waffentechnik beansprucht lange Zeit, ehe die Frage sich geklärt hat: Wer ist der Stärkere?

Eins bedenke der im Hause Kritisierende, daß es nicht mit Worten auszudrücken ist, wie groß der Jammer, das Elend, der Verlust ist, wenn eine Nation fremde Heere im eigenen Lande hat. Der Erfolg der Heeresleitung, den Kriegsschauplatz fast überall in fremdes Land zu tragen, während die Heimat

dem furchtbaren Unglück der Heimsuchungen entgeht, kann nie laut genug gepriesen werden.

Inzwischen gehen traumhaft schöne Tage über uns hin. Ende Oktober und Licht und Farbe wie ein Sommertag. Wollsachen sind aus der Heimat eingetroffen zum Schutz gegen Kälte, es ist aber noch so warm, daß wir nicht einmal einen Mantel tragen.

„Das schöne Tal", so heißt es hier in deutscher Übersetzung, und es verdient seinen Namen. Aus einer bewaldeten Schlucht steigen sanfte Hänge herauf, die der Herbstwald in bunten Farben aufflammen läßt. Lugt man am frühen Morgen vorsichtig hinaus, die goldumflossene Zierlichkeit und Anmut, Grazie und Lieblichkeit schlägt den Ästheten in Bann. Ein kleiner Ausschnitt am Wege überrascht: Watteau. Keiner begreift die Zartheit und den Hauch der französischen Meister, der nicht am frühen Morgen den französischen Wald erlebte. Die ganze Poesie über La belle France wird lebendig, und wenn auch für uns überschwänglich, wird es doch begreifbar, wie man dies Land lieben müßte, wenn man eben Franzose wäre.

Ein kleines Intermezzo unterbricht den Frieden des anbrechenden Tages. Spürhunde sind von den Franzosen gegen unsere Stellung geschickt. Sie spielen zu dreien im grünen Grunde vor meinem Doppelposten. Reizende Terriers, aber was hilft's, es muß sein. Ein Schuß. Ein weißes Hündchen wälzt sich im Blut. Es richtet sich noch einmal auf, keucht und blickt traurig um sich, die Gespielen belecken ihn und laufen eilig zurück. Es reckt den Kopf hoch, um Luft zu schnappen, da kracht es zum zweitenmal, und seine Leiden sind beendet. Keine Hand findet sich, ihn zu begraben, er dient jetzt als Orientierungspunkt. Man sagt: 50 m rechts oder 100 m links vom weißen Hunde. So muß noch der Tote dem Gegner Frondienste leisten, selbst wenn es ein Hund ist.

Fast schöner noch als die Tage sind die verschwiegenen Nächte. Der Kulturmensch kommt nie dazu, in dem Maße die Weltwunder anzustaunen, weil seine kleinlichen Ansprüche ihm wichtiger dünken, als das rollende Rad der Welt in seinem goldenen Glanz zu bewundern. Für uns aber, die wir gezwungen, nun Woche um Woche unter freiem Himmel zuzubringen, für uns schmückt sich unser tiefblaues Bettuch Abend für Abend mit glanzvoller Pracht. Bilder auf Bilder, die seit Abrahams

Zeiten mit seltsamen Namen belegt, ziehen über unser Haupt in die Unendlichkeit, und als König der Nacht strahlt der Orion vom Feind zum Freund, von Mensch zu Mensch. Wann wirst du, unendliche Weisheit, uns Menschen so erleuchten, daß wir strahlende Sterne und nicht menschliche Eitelkeit als Wegweiser nehmen?

Es ist tiefstill. Nur das eigene Blut hämmert durch die Adern.

Mit leuchtendem Schweif weist ein Komet auf die Spuren seiner Bahn.

Was sieht er?

Was hört er?

Dort aus der Ferne dumpfgrollenden Donner. Aber von Kanonen.

6. Das Leben im Graben.

Was wir eigentlich den ganzen Tag tun, fragten kürzlich einige Freunde. In der Tat scheint es so, als ob ein längerer Aufenthalt am gleichen Fleck selbst den Widerstrebendsten zu einem blöden Stumpfsinn führen muß. Aber ich erinnere an den Aufenthalt im Seebad, man hat nichts zu tun, und doch gehen Stunden, Tage und Wochen wie im Fluge dahin. So ist es auch hier, das heißt nicht wie im Seebad, im Gegenteil, aber auch hier, wo sich das örtliche Bild absolut nicht verschiebt, zerrinnen die Tage spielend und mit Erstaunen muß ich bemerken, daß schon die vierte Woche anbricht, die uns in diesem Schützengraben festhält. Aber ich will der Reihe nach berichten. „Früh morgens, wenn die Hähne krähn", wache ich auf. Beabsichtigt ist das in der Regel nicht, und es ist auch nur ein Hahn, der da schreit. Dieses Vieh aber, das sich in sicherem Instinkt in das 400 m vor unserer Front befindliche Dorf R. geflüchtet hat, kräht so früh und so unverschämt laut, als ob es der gallische Hahn selbst wäre, zur Wut der ganzen Kompagnie, von der jeder einzelne ihm gern den Hals umgedreht hätte. Da das aber nicht möglich ist, schlafe ich wieder ein. Bis etwa 7 Uhr. Dann ist Generalwecken. Ich teile eine dieser köstlichen Lehmkuhlen mit dem Feldwebel der Kompagnie. Schon vor 7 Uhr beginnen die offiziellen Störungen. Durch den provisorischen Türspalt schiebt sich ein Kopf: „Herr Feldwebel, bitte

um die Gefechtsmeldung für das Bataillon." Diese Meldungen sollen dem Bataillon mitteilen, wenn was Besonderes in der Nacht passiert ist. Da nun meistens nichts passiert, werden schon im voraus Zettel angefertigt: „Gefechtslage unverändert", so ungefähr wie im früheren Stil: „Vor Paris nichts Neues", und mechanisch tastet eine Hand in der Finsternis, bis dieser Zettel entdeckt ist.

Dann kommt wieder einer:

„Herr Feldwebel, das Bataillon will sofort einen Unteroffizier und vier Mann haben."

Eigentlich interessiert es mich gar nicht, aber ich muß es doch mit anhören.

„Wozu das", murmelt eine Stimme halb im Schlaf.

„Ja, auf der Chaussee nach X ist ein Proviantwagen zusammengebrochen und die Pferde sind durchgegangen. Der Wagen soll nun so lange bewacht werden, bis die Pferde wieder da sind."

„Verfluchte Bande", schimpft der Feldwebel und bestimmt dann die geforderten Leute.

Wie ich mich gerade freue, daß ich die weggelaufenen Pferde nicht zu suchen brauche, kommt schon der Dritte:

„Herr Feldwebel, ich möchte mich krank melden."

„Sie sind wohl verrückt, wenn sich hier nun jeder krank melden wollte."

Glücklicherweise ist es so dunkel, daß man das bedepperte Gesicht des Meldenden nicht sehen kann. Es muß in diesem Augenblick besonders intelligent gewesen sein. Schließlich wird nach seinem Leiden gefragt, er klagt über Rückenschmerzen. Auch er bekommt seinen Schein, der ihn zur Erreichung des Sanitätspostens legitimiert, aber an Schlaf ist nun nicht mehr zu denken. Ich raschele mich langsam aus dem Stroh und schlage den Zeltvorhang zurück, damit etwas Licht in die Kombüse kommt.

Da ruft auch schon der nebenan wohnende Kompagnieführer, Leutnant S. (unser früherer Oberleutnant ist inzwischen abgelöst), nach dem Faktotum Ludolphi, der natürlich zumeist noch in seiner Höhle schnarcht. Schließlich hört aber auch Ludolphi und bringt Waschwasser und Toiletteutensilien herbei. Man staune über diesen Luxus, aber da man doch nicht wie ein Maulwurf wochenlang umherlaufen kann, so leisten wir uns

den Luxus des Waschens, ja sogar rasiert wird hier im Schützengraben, zum Erstaunen der Umwelt.

Dann gibt's Frühstück. Ludolphi kocht Kakao, den uns freundlich gesinnte Menschen als Liebesgabe verehrt haben, Ludolphi streicht Butter- oder Schmalzbröte, kurz, wir leben. Nach unserem gemeinsamen Frühstück geht der Leutnant zur Parole, ich inspiziere meinen Zug, schaue, ob fleißig weitergegraben wird, was unter den merkwürdigsten Ausreden meistens natürlich nicht der Fall ist. Der Tag wird benutzt, um fleißig in der Umgegend spazieren zu gehen, festzustellen, ob der Feind seine Stellung, die wir deutlich beobachten können, verändert hat. Damit geht sehr viel Zeit hin, denn immer gibt es etwas zu sehen. Der Hauptsammelplatz ist immer beim Artillerie-Beobachtungsposten, von dem ich schon erzählte, dessen 12fach vergrößerndes Fernrohr, schrapnellsicher eingebaut, uns köstlichen Genuß gewährt. Oft bin ich schon vor dem Frühstück da. Heute fühlen sich die Herren Franzosen scheinbar sehr sicher. Da geht doch wahrhaftig ein Kerl mit seinen roten Hosen vor dem Hause da drüben spazieren, da noch einer, na, das ist denn aber doch unverschämt. Die glauben wohl, wir schlafen?

„Posten" — Herr Feldwebel? — „Da halblinks vor dem Hause mit dem hellen Dach, gerade über der hellen Baumkrone, sehen Sie da die zwei Leute? Die Kerle gehen da wahrhaftig mit Händen in den Taschen spazieren. Los, Visier 900 m."

Paff, paff, knattert es los. Ich sehe scharf durchs Fernrohr. Hei, wie sie sich ducken. Die Schüsse müssen gerade über die Köpfe weggeflogen sein, jedenfalls zogen die Herren Rothosen es vor, einstweilen zu verschwinden.

Heute schießt die schwere Artillerie, erzählt uns freudestrahlend der Leutnant S., der heute die Beobachtungswache hat. Na endlich, es wurde aber auch Zeit. Die Franzosen waren nämlich in den letzten Tagen reichlich frech geworden, hatten uns einen ganzen Nachmittag lang mit ihren ekelhaften Schrapnells beehrt. Strafe muß sein. Alles atmet auf, wenn die „Schwere" kommt. Die ist nämlich nur selten da, zieht umher wie die Zigeuner und wird da angesetzt, wo es mal dringend not tut. Heute kommt sie zu uns, und da geht auch schon das Telephon und kündigt an: „Der Schuß ist abgefeuert." Wir, die wir alle da herumstehen, begeben uns auf unsere Beobach-

tungsposten. Dazu ist nämlich noch Zeit genug, denn die „Schwere" steht etwa 7 km hinter der Front, und es dauert eine Weile, bis das Geschoß die Strecke durchsaust. Aber da hören wir auch schon den Abschuß und das heulende Pfeifen in der Luft, dann eine Riesenwolke, ein Riesenkrach. Der Einschlag ist 1000 m vor uns, und doch zittert der Boden, und der Sand fällt in den Höhlen von der Decke. Einfach fürchterlich. Und nun geht es Schlag auf Schlag. Das ganze Tal dröhnt vom Nachhall dieser Einschläge, und wo es trifft, zerreißt alles in trostlose Verwüstung. Fast möchte ich meinem Feinde nicht wünschen, in der Nähe eines solchen Geschoßeinschlages zu sein, aber wir sind ganz froh über diese Zuckerhüte, denn solange die „Schwere" schießt, ist es drüben mäuschenstill, und kein Feind ist weit und breit zu sehen. Ein Glück, die Franzosen haben nur wenig schwere Artillerie beim Feldheer, es muß entsetzlich sein, von solchen Ladungen heimgesucht zu werden. Und im stillen bittet jeder einzelne der Fußartillerie ab, daß er sie bislang so als Waffe zweiten Grades angesehen hat, bei der man nur gezwungen dient. Denn die Fußartillerie ist es, die diesen furchtbaren Krieg entscheidet, so sehr alle anderen Waffen auch ihr Teil dazu beitragen. —

Dem Schauspiel der „Schweren" sehen wir lange zu. Immer wieder heißt es, „Schuß ist abgegangen", und immer wieder pendeln wir gemächlich auf unsere Plätze, bis das Unheil über unsere Köpfe hinwegheult, um bald hier und bald da Schrecken und Angst zu erwecken.

An einem Nachmittag wurden wir ganz besonders durch die schwere Artillerie unterhalten. Ich sah wieder ein wenig durch mein Fernglas spazieren, drüben bewegte sich etwas. Es war eine Bauersfrau, mit einer großen Kiepe beladen, die aus dem Dorf herauskam. Plötzlich bog sie von der Straße ab und eilte in einen der vor uns liegenden Schützengräben. Was tun? Mit einer derartig direkten Unterstützung unserer Feinde beteiligte sie sich doch persönlich am Kriege? Und dieser Mut, einfach durch unsere Feuerlinie zu gehen. Sollte ich schießen lassen? Ich konnte es nicht, vielleicht lag ihr Sohn da vorn, dem sie zu essen brachte. — Da kam plötzlich die Meldung, die schwere Artillerie wolle auf das Dorf R. schießen. Da versteckte sich nämlich nach unserer Meinung ein ganz Teil Infanterie und Artillerie, denn morgens, mittags und abends stie-

gen wie im tiefsten Frieden freundliche Rauchwolken fröhlich zum Himmel. Auch unsere Posten meldeten oft, es sei gestern Abend in diesem Dorf wieder ein Schwein geschlachtet, sie hätten deutlich das Quietschen gehört und auch viel Stimmengewirr, das wohl von den Teilnehmern dieses Festschmauses herrührte. In diese Idylle hinein ballerten plötzlich unsere Granaten, daß der Berghang in rollendem Donner des Echos erdröhnte. Das Leben im Ort erstarrte. Noch einmal kräuselten sich die Rauchwolken der feindlichen Herde, dann verschwanden auch sie. Wahrscheinlich hatten die Einwohner schnell die Feuer gelöscht, um unseren Zorn zu besänftigen, ehe sie sich in die schützenden Keller flüchteten. Ich hatte mir gleich bei Beginn der Beschießung einige Leute in Feuerstellung kommandiert, um eventuell flüchtende Franzosen zu beschießen. Es kam ganz anders, im Dorf rührte sich nichts, aber 400 m weiter zurück kam ganz gemütlich, ganz ahnungslos eine feindliche Kolonne anspaziert. Ihre roten Hosen leuchteten durch die Waldwiese.

„Visier 1000 und 1100, Schützenfeuer", und lustig prasselte es drüben an den Waldrand. Die drüben wußten gar nicht, woher diese kleine Überraschung kam, und spritzten dann schleunigst auseinander. Nach einer kleinen Weile hatten sie uns entdeckt und begrüßten uns mit gut gezieltem Feuer. Da wir die Kerle auf diese Entfernung aber im Grase nicht mehr kennen konnten, stellten wir unser Feuer ein und steckten unsere Köpfe hübsch hinter unsere Deckung. Eben hatte sich der letzte Mann geduckt, da sauste auch schon eine Kugel durch die Schießscharte seiner Stellung. Der konnte von Glück sagen, die Kugel, die hinten im Sand stecken blieb, hat er sich mitgenommen. Als Andenken. Die Franzosen schossen jetzt salvenweise, aber wir lachten sie aus, wir lagen ja gut geschützt hinter unseren Brustwehren.

Unter solchen kleinen Ereignissen reiht sich leicht Tag an Tag. Wenn die Dämmerung kommt, rüstet Ludolphi das Abendessen und unsere Hütte, von einer Kerze oder einem Lämpchen erhellt, verbreitet sogar etwas Behaglichkeit, zumal sich der Tisch oft mit freundlichen Gaben aus der Heimat füllt. Auch Gäste werden empfangen, die Offiziere der Nachbarkompagnie oder die Beobachtungsoffiziere der Artillerie kommen dann und wann, und da es an Zigarren und an Trinkbarem nicht mangelt, wird es meist sehr gemütlich. Und wenn der Grog- oder Glühwein-

becher kreist, dann wird erzählt. Manchmal wird auch abends Europa neu verteilt, merkwürdigerweise fällt dann jedesmal fast alles an Deutschland. Aber zu erzählen hat jeder etwas, natürlich vom Feldzug, und immer hört man gern, wie es anderen erging. Da war neulich Abend der eben eingetroffene Reserveleutnant B. eines Garde-Reserveregiments, ein sehr starker Herr, der schon durch sein Außeres erheiternd wirkte. Infolge eines Armbruches war er nicht mit seinem Regiment ausgezogen. Er hatte nach seiner Genesung nun sein Regiment allein suchen müssen. Glücklicherweise war es ihm gelungen, ein Automobil zu requirieren, aber mit der Weisung, nur ja nicht zu nahe an die Feuerstellung zu fahren. Bekanntlich ist man um königliches Eigentum sehr besorgt. Unser dicker Herr Leutnant versprach natürlich alle Vorsicht, befand sich aber trotz alledem schon nach einer Viertelstunde auf einer hochgelegenen Chaussee im schönsten Granatfeuer. Man hatte ihn von drüben fahren sehen und das Feuer eröffnet, das von unserer Artillerie erwidert wurde. Nun war guter Rat teuer. Vor oder zurück. Schließlich entschloß er sich, in wahnsinnigem Tempo in das nächste Dorf zu jagen, das er trotz aller abgefeuerten Schrapnells heil erreichte. Und siehe da, dem Mutigen gehört die Welt. Im Dorf lag gerade das lang gesuchte Regiment.

Mit einer reizenden kleinen Geschichte erfreute uns Leutnant S. vom . . . Regiment. Dessen Garnison befand sich in einem sehr kleinen Bundesstaat, und mit dem trockensten Gesicht der Welt behauptete er, daß zu des Landesfürsten Geburtstag der Nachbarstaat stets um die Erlaubnis zur Parade angegangen würde, weil die Aufstellung der Garnison in Linie stets eine Grenzverletzung hervorrief. Einmal fiel während der Parade ein heftiger Platzregen. Die Landesfürstin hatte Mitleid mit den Truppen und bat ihren Gemahl, die Truppen doch so lange unter die Linde treten zu lassen.

Aber mit den Witzen und Scherzen, die diese kleinen Anekdoten hervorrufen, ist es nicht getan. Atemlos hört jeder zu, wenn Leutnant S. von der . . . ten Kompagnie erzählt. Er war von Anfang an mit dabei, wie wenige sind davon noch da, er hatte alles mitgemacht und kannte die schrecklichen und doch so großen Stunden des Regiments genau. Er konnte erzählen von Marschleistungen, die das Regiment im glühenden Sonnenbrand der Augusttage Tag für Tag zurückgelegt hatte bis zum

Übermaß. „Aber es mußte sein, es mußte vorwärts gehen, und wenn die ersten Sonnenstrahlen über die waldreichen Höhen Belgiens blitzten, dann marschierten die Kompagnien schon lange wieder auf der staubverfüllten Straße. Und wie oft bis zur vollsten Erschöpfung. Aber immer wieder rafften sich die Kräfte zusammen, es hieß eben „Ran an den Feind". — Und eines Tages war er da. Im bunten Wirbel folgten Schlachtenbilder. Von kleineren Scharmützeln, von Patrouillengängen, aber auch von größeren Gefechten und von Sturmangriffen. Als Glied einer langen, langen Kette, keiner wußte wohin, es wurde angegriffen in einer Front von vielen, vielen Kilometern. „Zum Sturm," hieß es, flüsterte es leise durch die Reihen der Schützengräben, „zum Sturm vorwärts", und der machtvolle Wille altpreußischer Tradition brauste durch das Blut. Bei M. war es gewesen, da raunte es auch frühmorgens durch die Laufgräben, als der Tag sich in dämmerhaftem Schein über die Hügel schlich. „Sturmgepäck umlegen, rechts um, marsch." Ganz leise sagte es einer dem andern, und dunkel schob sich eine Kette von Silhouetten in die noch finstere Ebene. Man reichte sich die Hand, wie lang mußte diese Kette sein? Keiner wußte es. Aber jeder fühlte, jetzt mußte es halten, das Band von Kameradschaft, Treue, Festigkeit und Mut, jetzt mußte die meilenweite Kette, die alle Brüder von Nord und Süd zusammenfaßte, fest sein als ob sie von Stahl wäre. Stahl, geschmiedet im funkelnden Feuer ehrlicher Arbeit, zusammengehämmert seit Jahrzehnten in mühevollen Stunden, damit es gut sei in der Stunde der Not. Und der Augenblick war da. Wie ein Zucken ging es durch alle Hände. Das hieß Vorwärts marsch. Und die Kette schlich geräuschlos in den noch zweifelnden Morgen. Vor ihr dunkle Ungewißheit. Es ging langsam vor, damit der Feind sie nicht höre. Da waren sie nun in der Ebene, die jedem Sterblichen zu betreten bislang verwehrt war, da er ein Opfer todbringender Geschosse geworden wäre. Bäume, Sträucher und kleine Hügel, die jedem aus der Ferne schon bekannt waren, zogen jetzt nah vorüber, aber keiner hatte ein Auge für sie, der Blick war starr nach vorn gerichtet, denn jeden Augenblick konnte sich der schwarze Frieden in einen höllenspeienden Rachen wandeln, dessen blutig aufgerissenes Maul alle in Tod und Verderben zu stürzen versuchen mochte. Aber immer noch war atemlose Stille. Vereinzelt ein Schuß. Jeder dachte, nun

geht's los, das Donnerwetter da drüben. Aber wieder Ruhe. Ah, da ist endlich die Chaussee, die bekannte, jetzt kann's ja nicht mehr weit sein. Ein Reiter hält mitten auf der Straße. Es ist General von L., er will selbst sehen, wie seine Soldaten vorgehen. Man kann ihn kaum erkennen, aber an der Entschlossenheit und der überlegenen Ruhe, die seine Haltung ausdrückt, weiß man, daß er es ist. Wie ein Symbol preußischer Tradition, 300 m vorm Feind zu Pferde zu halten, als ob man zum Vergnügen ausritt. Die Reiterstatue belebt das Vorgehen der Soldaten, die lange Kette flutet jetzt vorwärts, und da, links, rechts, hier, dort fallen einzelne Schüsse. Vorgeschobene feindliche Posten, die sofort überrannt und mundtot gemacht werden. Aber drüben hat man doch etwas gemerkt, die Schlafenden werden geweckt, alles späht in das Unerkennbare. Da tauchen sie auf, die schwarzen Linien, jetzt hört man auch dumpfklingendes Geräusch vorstampfender Massen, und die Abwehr des einzelnen setzt sich fort auf die aus dem Schlafe Gerüttelten, bis eine ununterbrochene Reihe feuerspeiender Punkte ein unaufhaltsames Geknatter pfeifender Kugeln zeigt, daß auch der Feind da ist, die Unsrigen würdig zu empfangen. Aber schon bei den ersten Schüssen hat sich das Tempo verdoppelt, die Linien laufen, dann rast alles vorwärts, und kurz und scharf klingt das Hurra über die Ebene. Hurra, so oft gerufen bei einstigem Spiel und Tanz, Hurra, so oft gerufen in Voraussicht vom Kommenden, jetzt war er da, der Augenblick, wo das Hurra den letzten Schwung geben sollte, wo es seine Kraft zeigen sollte, den angesichts der tausendfach anstürmenden Todesboten Zögernden fortzureißen, mitzutragen zum Erfolg, zum Sieg. Und das harte, ewige Wort, aus tausend und abertausend Kehlen nicht gerufen, nein, geschrien, bewährte seine Kraft, bis die feindlichen Gräben eilig verlassen wurden, und das Bajonett oben auf der feindlichen Stellung, vom ersten Frührot bestrahlt, blitzend den Sieger verkündete. Sieg, es tönte den Gefallenen ins Ohr und zwang ihren letzten Atemzug zu einem Lächeln, Sieg, es klang den Fliehenden nach und verdoppelte ihren Schritt. Und der Jammer der zu Tode Getroffenen ging unter im Bewußtsein des Erfolgs."

Ganz still war es in unserer Hütte, das Licht schwälte, aber keiner wagte eine Hand zu heben, um den sich quälenden Docht neu zu beleben. . . .

Es klopft.

„Herr Feldwebel, Doppelposten I hat eben auffallende Lichtsignale gesehen."

„Schön, ich komme hinunter," antworte ich, „warten Sie."

Ich klettere aus unserer Höhle und tappe mich in der stockdunklen Nacht zum Doppelposten. Auffälliges war aber nicht mehr zu bemerken. Ich beobachte noch eine ganze Zeit, sehe aber nichts in der tiefschweigenden Nacht, nur eine gähnende, schwarze Weite da vor mir.

Allerlei Gedanken gehen durch den Kopf. Ich denke an das eben Gehörte, konnte es uns nicht auch morgen so gehen? Konnte das Dunkle da vorn nicht auch unsere Zukunft sein?

Ich suche mein Lager auf und huschele mich auf meinem Strohbett zurecht. Gute Nacht. . . .

Da, was war das? Ich fahre auf und muß über mich selbst lächeln.

Es war ja nur ein Schuß.

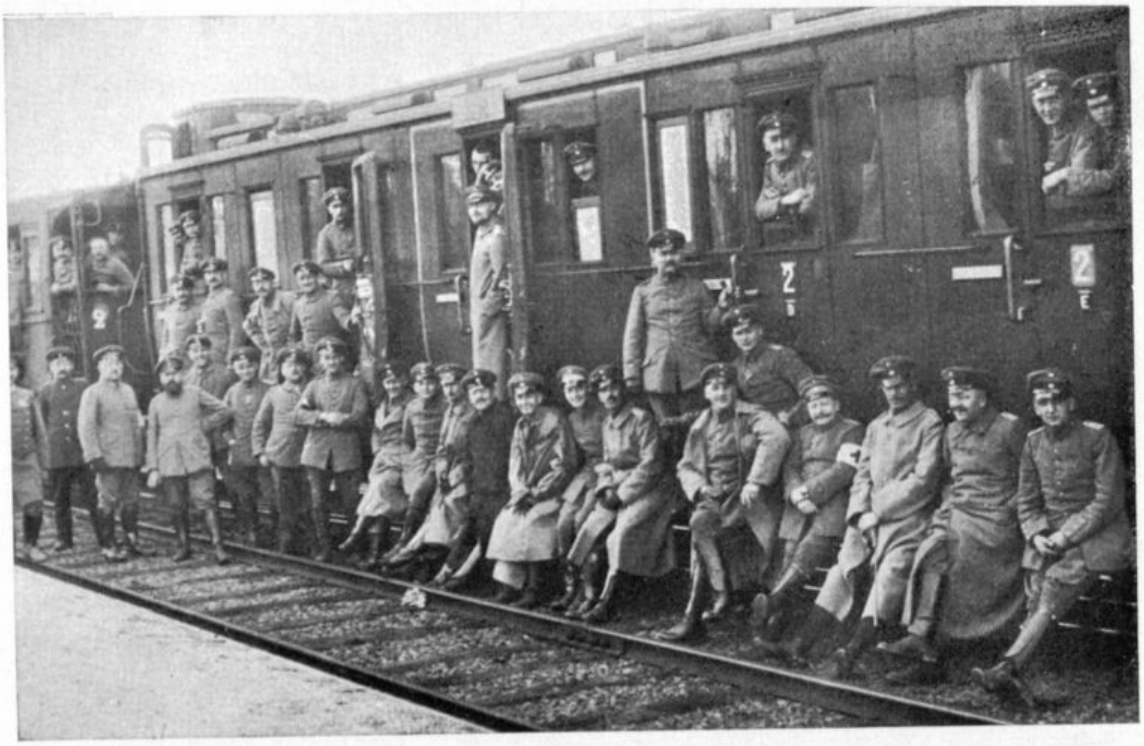
Also nochmal: Gute Nacht.

7. Blitzlichter.

Vier Wochen Zigeunerleben und vier Wochen ununterbrochen in den Lehmkuhlen. Und nun auf einmal ein Quartier. Ein Quartier, hört ihr das dahinten, ihr friedsamen Leser, wißt ihr, kennt ihr den Klang dieses Worts, habt ihr einen Schimmer seiner Bedeutung? Keine Ahnung habt ihr, keine blasse Ahnung, wie uns zumute war, als wir zum erstenmal ein friedliches Dorf sahen, in dem keine Schrapnells platzten. Es platzten wirklich, in der Tat keine Schrapnells auf dieser Dorfstraße in C., und jeder fragte sich im stillen, als er merkte, daß hier wirklich nichts los war: „Nanu, was ist denn hier los?" So hatte man sich schon an kugelspeiende Feuerräder akklimatisiert, daß ihre Abwesenheit fast nervös machte. Aber schließlich stellten wir unumstößlich fest, daß im Dorf C. Frieden war. Und als wir nun weiter erfuhren, daß wir $2^1/_2$ Tage hier zuzubringen hatten, ich glaube, die Gesichter von Columbus, als plötzlich im Morgenschimmer Guananani vor ihm auftauchte, oder von Thomas Schwarz, als seine Salbe, anstatt im Tiegel zu bleiben, plötzlich in die Luft flog, ich glaube eben wirklich, daß

Im Park des Herzogs von Arenberg (Lt. Elstermann v. Elster 12/76, Major v. Wasielewski, Lt. d. R. Schwartz 10/76, Lt. d. L. Weber 11/76)

Leutnant d. L. Ahrends als Adjutant III/76 in Hoves bei Enghien



Abfahrt der Offiziere des J.-R. 76 von Enghien am 10. April 1915

Dorfstraße in Latour-en-Woëvre, Ruhequartier III/76. April 1915

deren Gesichter nicht halb so erstaunt waren wie die unsrigen. Konnten ja auch gar nicht so erstaunt sein, denn wir trafen ja Kulturreste an, von denen die damals keinen Dunst besaßen. Ein Bett, Kinder, wißt ihr, was ein Bett bedeutet, wenn man zwei Monate keins gehabt hat? Einen Tisch, einen gedeckten Tisch, unter den man seine Beine streckt, eine Lampe, die freundliches Licht verbreitet, ein Kaminfeuer, das die Glieder mit liebender Wärme umfließt, wißt ihr, daheim, welche Werte ich aufzähle? Keine Ahnung habt ihr, Schildbürger der Heimat, sagt nur ruhig nein. Wenn ihr es nicht gleich sagt, kann ich direkt wütend werden. Ich sehe euch nämlich im Geiste so recht großspurig vor dem Alsterpavillon sitzen und höre euch für eure 30 Pfennige, die ihr da bezahlt, räsonnieren, als ob ihr für dies Geld alles so in Erbpacht genommen hättet. Und ihr bezahlt doch nur Abstandsgelder für all die Kulturwerte, deren Bedeutung ihr gar nicht mehr richtig einschätzen könnt, weil ihr eben so maßlos verwöhnt seid. Das ist der Segen des Krieges für alle, die hier draußen sind, daß unser Augenmaß wieder ganz rechtwinklig wird. Dinge, die ihr für wenig Geld als selbstverständlich erwerbt, über die ihr schreit, wenn ihr auf sie warten müßt, sind für uns unerreichbar, selbst wenn wir Tausende dafür bieten wollten. Es ist undenkbar für euch, daß ihr mal etwas nicht haben könnt, und wie schnell müssen wir lernen, uns damit abzufinden. Und wie ich nun endlich nach zweimonatlicher Unterbrechung zum erstenmal wieder meine Stiefel ausziehe, da führe ich im Zimmer einen Cancantanz auf, sodaß mein Zimmerkamerad mich fragt, ob ich verrückt geworden sei. Was ich auch bin, vor Vergnügen nämlich, daß ich entdeckt hatte, wie alle Selbstverständlichkeiten des täglichen Lebens wieder zu Werten werden, wie alles, an dem man täglich achtlos vorübergeht, wieder als köstlicher Besitz erscheint, wenn man eben gezwungen ist, darauf eine Zeitlang zu verzichten. Aber nun war ja alles gut, wir saßen am flackernden Herd, und am Abend, am Abend, da legten wir uns in ein Bett, in ein wirkliches Bett mit weichen Federkissen. Und schlafen wollten wir. Na, nicht zu knapp. Mit keinem Herrscher der Welt wollten wir tauschen. Das stand bombenfest.

Leider waren wir nicht lediglich zur Erholung gekommen. In weiser Voraussicht kommender Möglichkeiten sollte die Truppe geimpft werden, und zwar gegen Typhusinfektion. Das gehörte

nun gerade nicht zu den Annehmlichkeiten, man befand sich ziemlich mies danach, aber da diese Impfung dreimal erfolgte, und zwar in Abständen von acht Tagen, so gab es jedesmal etwa drei Tage Erholungspause, und das war die Sache wert. Diese Erholungspause machten wir nun in C., einem kleinen französischen Dörfchen, 5 km hinter der Front. Es zeichnete sich vor den bisher erlebten Ortschaften dadurch aus, daß C. noch nicht entzwei geschossen war. Wenn gerade keine Kanonen herüberdröhnten, so glich die Dorfstraße einem Manöverbild. Überall Soldaten vor den Häusern, vor den Ställen, reitende Offiziere mit ihren Ordonnanzen, schwer beladene Proviantwagen auf der Straße, gelegentlich scheu vorübereilende Einwohner. Aber man mußte sich einmal mit diesen Einwohnern unterhalten, um zu erfahren, wie schwer die Last des Krieges eigentlich war. Mein Kompagnieführer und ich wohnen bei Monsieur Richard und seiner Familie, einem ziemlich wohlhabenden Bauernhofbesitzer. Gleich nach dem Frühstück erscheint Madame Richard, eine lebhafte, weißhaarige Matrone, um unser Zimmer in Ordnung zu bringen. Sowohl sie, als auch ihr Mann haben 1870 schon in dieser Gegend gelebt und können allerlei davon erzählen. Aber nie unaufgefordert, erst wenn ich der alten Dame sage, daß sie zu jener Zeit ja eine très belle fille gewesen sein müsse, wiegt sie lächelnd den Kopf und beginnt aus ihren Erinnerungsschätzen auszukramen. Und so ganz allmählich kommen wir dann zur Gegenwart, zu dem schrecklichen Kriege von 1914, den natürlich les Allemands angefangen haben. Kein Mensch habe in Frankreich Krieg gewollt, sagt sie, kein Mensch habe überhaupt gedacht, daß es noch jemals wieder Krieg geben könne. Bis zum letzten Tage habe jeder die Gerüchte, die da herumschwirrten, die da von den Boulevards aus Paris kamen, für ganz unsinnig erklärt.

„Aber Madame", entgegnete ich, „glauben Sie denn, daß wir den Krieg gewollt haben? Ganz gewiß nicht, bis zum letzten Tag hat unser Kaiser gewartet, erst als auf unsere Anfragen in Petersburg keine Antwort gegeben ward, und sowohl im Osten die Russen, im Westen die Franzosen unsere Grenzen überschritten, wurden wir gezwungen, den Krieg zu erklären."

Aber Madame Richard glaubte das nicht, in ihren Zeitungen stand es ganz anders. Und auch ihr Sohn, ihr einziger,

hatte noch zwei Tage nach seiner Einberufung geschrieben, er käme bald wieder, an Krieg sei gar nicht zu denken. Aber dann sei eine Karte aus Toul gekommen mit einem letzten Gruß, und seitdem wußten sie nichts von ihm. Nun schon seit drei Monaten keine Zeile, kein Lebenszeichen. Und immer noch seien die Deutschen da.

„Wann haben Sie denn die ersten deutschen Soldaten gesehen, Madame?" frage ich. „Das war am 28. August, Monsieur", entgegnet sie, „da kamen gerade so um diese Zeit am Morgen des ulans et des dragons, und gleich mit einem Revolver in der Hand kamen sie auf mich zu und fragten nach du pain. Konnte ihnen aber nichts geben, wo ich selbst nichts hatte und sagte ihnen, sie sollten den Revolver ruhig wieder einstecken und mich nicht so erschrecken."

„Taten die Ulanen das, Madame?" fragte ich.

„Certainement, Monsieur, sie sahen doch, daß wir ordentliche Leute waren", antwortete sie stolz.

„Eh bien, Madame, vous ne croyez pas vous-mêmes, que les Allemands sont les Barbares comme on l'a dit?" frage ich noch einmal.

„Ah," entgegnet sie verächtlich, „il n'y a que des mensonges dans les journaux."

In dieser Weise plauderten wir manchen Morgen und wurden gute Freunde. Schon einmal habe ich gesagt, wer den Franzosen höflich und gefällig entgegenkommt, kann von ihnen alles haben. Das konnte ich hier wieder aufs neue erfahren, denn sie erfüllten ohne Besinnen jeden Wunsch, den ich äußerte. Und das war doch keine Kleinigkeit. Seit drei Monaten den Feind im Ort, jedes Haus mit Soldaten belegt. Keiner der männlichen Bewohner durfte das Dorf verlassen. Jeden zweiten Tag mußten die Frauen morgens um 5 Uhr nach S., um dort ein rundes Weißbrot einzukaufen. Keine Zeitungen durften erscheinen, keine Post, keine Nachrichten von ihren Lieben, die doch auch für ihr Land fochten. Nach 7 Uhr durfte kein Einwohner auf die Straße, nach 8 Uhr durfte keiner mehr Licht brennen. Und dabei die Ungewißheit, konnten sie noch hoffen oder war alles verloren? Was sie erfuhren, hörten sie doch nur von unseren Soldaten, konnten sie das aber glauben? Und dann kamen Nahrungssorgen. Einige hatten noch Hühner und Kaninchen, auch wohl Kartoffeln und etwas Gemüse auf ihren

Feldern, aber andere standen schon vollständig vis-à-vis du rien und waren auf die Gnade unserer Soldaten angewiesen, etwas abzubekommen. So ging's nun seit drei Monaten, im eigenen Hause nur geduldet, arbeiten nur für Fremde, und sehenden Auges den eigenen Besitz dahinschwinden lassen bis zur vollsten Vernichtung der Existenz. Und doch trifft man kaum auf Haß. Es ist nicht das Gefühl der Ohnmacht, dem Stärkeren gegenüber, das immer wieder ein bon jour oder bon soir Monsieur herauslockte, nein, der Franzose oder sage die französische Landbevölkerung trägt ihr Schicksal mit der dieser Nation nun einmal angeborenen Liebenswürdigkeit, gepaart mit einem traditionellen Heroismus, der zur Hochachtung zwingt. Selbst diese kleinen Leute hier im Dorf bewahrten ihre Haltung.

Ich habe allerlei Freunde. Da ist zunächst die kleine Marguerite, das vierjährige Enkelkind meiner Wirtsleute. Jeden Morgen begrüßen wir uns: „Bon jour, Marguerite, comment ça va?"

„Merci, Monsieur, très bien, Monsieur", lispelt sie, und regelmäßig bekommt der kleine, niedliche Krauskopf Schokolade oder Keks. Ich bin sehr für noble Kriegsführung.

Wenn ich abends meinen Kameraden Weber besuche, treffe ich im Eingangszimmer die Besitzerin dieses kleinen Häuschens mit ihrer acht- oder neunjährigen Tochter. Ihr Mann ist am ersten Tage als Zivilgefangener nach Deutschland transportiert.

Ob er noch lebt, fragt sie mich. Ja, was kann ich denn wissen, es gibt eben keine Möglichkeiten, Erkundigungen einzuziehen. „Mais Monsieur, il n'a fait rien, absolument rien", beteuert sie. Ich glaube es, aber das ist eben Krieg. Ob man ihn töten würde? Ich beruhige sie, wenn dem Manne nichts nachgewiesen werden kann, wird man ihn nach dem Kriege schon freilassen. Aber der Trost scheint dieser Frau nur schwach, sie beugt sich bei einer Kerze über ein katholisches Gebetbuch. Komme ich abends bei diesem Hause vorbei, jedesmal öffnet sich das Fenster, angstvoll lauscht der Kopf hinaus, in Erwartung einer beglückenden Möglichkeit. Aber jeden Tag erneute Enttäuschung. Und wie oft noch.

Im kleinen Pförtnerhäuschen der Mairie sitzt eine ältere Matrone mit ihrer Tochter. Auch deren Mann ist fort. Wo? Seit Monaten keine Nachricht. Die alte Dame strickt immer sehr fleißig, sie spricht ausgezeichnet Französisch. In ihrer

kleinen nach dem Hofe gelegenen Stube hängt ein Bild von Madame Lebrun und ihrem Kinde. Ich erzähle ihr, daß ich das Original im Louvre gesehen hätte. Ob sie es auch von dort kenne, frage ich. Sie schüttelt resigniert den Kopf. Dann erzählt sie ihre Lebensgeschichte. Seit 37 Jahren wohnt sie in C. und habe den Ort nie verlassen. Glücklich sei sie hier gewesen, sie hätten ihren kleinen Hof, ein wenig Geflügel, etwas Acker, eine Kuh, kurz alles, was sie notwendig zum Leben gebraucht hätten. Mehr hätten sie nie gewollt. Paris? Ja, es war allerdings nur zwei Stunden Bahnfahrt bis dahin, aber sie sei nie da gewesen.

Da schilderte ich ihr Paris und das gewaltige Leben der Stadt. Es war ganz seltsam, ich, der Fremdling, erzählte vom französischen Herzblut, das so unmittelbar in Friedenszeit in ihrer Nähe pulsierte. Sie staunte über ihr eigenes Land, aber sie lehnte die Zumutungen ab, das sehen zu müssen.

Hier war jener Typ des echten Franzosentums, das konservativ und anspruchslos war. Man hatte genug zu leben, was wollte man denn noch mehr? Ehrgeiz? Ja, wozu denn? Man hatte ja seinen kleinen Familiensitz, sein Gärtchen, sein Federvieh und über allem die Sonne, die Frankreich zu einem Paradiese machte. Und es war so bequem, wozu denn Sorgen, wie sie sich dahinten zwischen den großen Stadtmauern antürmten.

Dieser Zug des anspruchslosen Sichbegnügens mit dem Wenigsten, wenn nur eine gewisse Freiheit, eine gewisse Selbständigkeit damit verbunden war, mochte der Grund sein, daß hier in der freien Luft ein ganz zähes Geschlecht aufwuchs. In den wenigen Tagen meines Aufenthalts in C. habe ich mindestens sechs alte Leute gesprochen, die annähernd alle 90 Jahre alt waren. Auch jetzt noch manschten sie in ihren vor Schmutz starrenden Höfen umher, wie sie es ihr ganzes Leben hindurch getan hatten. Aber sie hatten sich trotz alledem gut gehalten, und man sollte bei den allgemeinen Betrachtungen über Frankreich nicht ohne weiteres von Degeneration reden, worunter man doch eine Schwächung der Rasse versteht. Bevölkerungsabnahme und Degeneration sind verschiedene Dinge, und erstere hat in Frankreich eine Hauptursache in dem Hang des Sichbegnügens, in dem konservativen französischen Prinzip, das die geringste Selbständigkeit als Glück erachtet.

Aber das sind Gedanken, mit denen will ich mir den weiteren Verlauf des Vormittags nicht beschweren. Denn jetzt sitze ich hoch zu Roß und trabe mit Erlaubnis des Kompagnieführers auf unserem zweiten Kompagniepferd ein wenig in diesen köstlichen Novembermorgen hinein. Das Pferd haben wir „Rosinante" getauft. In zarter Rücksicht auf Infanteriebelastung beeilt es sich nicht übermäßig. Aber das macht gar nichts, wir beide vertragen uns glänzend, und da wir gerade auf schwellenden Wiesengründen dahinschweben, erscheint uns die Welt als Friedensidyll. Aber zu merkwürdigen Betrachtungen regt der Morgen doch an. Vor mir erhebt sich der Grund zu einem in allen Farben schillernden Hang. Der stahlblaue Himmel färbt die fast entlaubten Pappeln da vorn ganz lila, und ein frischer Wind treibt die wispernden Blättchen zueinander zu einem schillernden Gewand. Es leuchtet selbst in Novembertagen. Es hüpft und wirbelt jauchzend durcheinander, als wenn die Natur in Farben trillerte. Zwang dies seltsame Spiel von Licht und Farbe nicht den Impressionisten heraus? Gab es für dieses Locken der Farben einen anderen Ausdruck, als ihn der Meister van Gogh erfand? Mußte dieses Künstlers Wiege nicht hier stehen? Und wie hat man ihn geschmäht, wie verdammt, bis man die Einsicht erlernte, daß die Launen der französischen Natur auch die kapriziösesten Geister formte. Hier begriff man auch ihn, den weltfremden Mann, der die Einsamkeit als höchstes, letztes Glück erfaßte.

Eine in der Ferne plötzlich zerplatzende Granate erschreckt mein Pferd und mahnt mich zur Umkehr. Auf dem Rückwege begegnet mir eine Reiterkavalkade höherer Offiziere. Rosinante interessiert sich sehr für andere Pferde und stellt sich schon quer auf die Chaussee, um sich ihren Genossen anzuschließen. Alle Bemühungen, sie rechtzeitig zum Ausweichen zu bringen, scheitern vollständig. Sporen habe ich nicht, allen Fußtritten gegenüber bleibt Rosinante unempfindlich. Hilflos erwarte ich den Anschnauzer des Majors. Aber der Major war Artillerist und freut sich schon diebisch über meine Verlegenheit, die doch nur dem Infanteristen passieren kann. Da, im letzten Augenblick, als Rosinante noch furchtbar von mir in den Leib getreten wird, macht sie einen Schritt vorwärts und wird nun von den entgegenkommenden Pferden zur Seite gedrängt. Ich grüße nach diesem Erfolg sehr militärisch, und man dankt lächelnd.

Als ich beim nächsten Aufenthalt wieder ausritt, ist schon Winter. Ein klarer Frosttag, hartgefrorener Boden, daß die Pferde kaum traben können. Aber das Château des Essarts, das unmittelbar neben C. liegt, hat so wundervolle Spazierwege unter hohen Buchen, herrlichen Tannen und auf weiten Waldwiesen, daß mein Leutnant und ich, der Kompagniestab, wie wir uns scherzhaft nennen, auch für die Pferde noch brauchbare Pfade auffinden. Farren, Moos und Baumzweige glitzern im Rauhreif, weit und breit kein Mensch, nur wir, die Pferde und wir zwei Reiter, immer hinter den vor uns herspringenden Sonnenstrahlen in dieser köstlichen Natur. „Oh, welch ein Glück, Soldat zu sein." Und das war Krieg? Wie schnell vergaß man die Entbehrungen, die Strapazen, das Leid, das da vorn, 5 km vor uns, durch die Gräben schlich und täglich hier und täglich dort Gräber schichtete, um die daheim die Tränen flossen. Aber da kamen wir ja noch früh genug wieder hin, „hopp, Rosinante, hopp", und selbst Rosinante sprang an und galoppierte in den glitzernden Tag, daß unsere dicken Halstücher hinter uns fröhlich aufwirbelten.

Zweimal wurden wir aber doch erheblich in unserer Ruhe gestört. Ich saß als letzter unseres Kreises an dem großen, runden Tisch und schrieb von der großen Stille, die als Abwechslung der ewigen Spannung da vorn seltsam auf uns einwirkte. Es war um 10 Uhr etwa, als ich Gewehrfeuer, natürlich aus der Ferne, vernahm. Ich hinaus. Draußen standen schon Gruppen und horchten in die weite, mondhelle Nacht. Da schoß auch schon Artillerie, glitzernde Sterne zersprangen über dem fernen Waldrand, das waren die feindlichen Geschosse, helle Feuerbogen kündeten die Antwort unserer in der Nähe befindlichen Batterien. Wie ein elektrischer Funke sprang das Infanteriefeuer jetzt um den Bogen des Horizonts, und immer lauter, immer deutlicher drang das prasselnde Geräusch der Gewehre und die nervenzerschneidenden Hiebe der Maschinengewehre in unsere angstvoll aufhorchenden Ohren. Das waren doch unsere Stellungen, um die es sich da hinten handelte, unsere Linie, die wir mit vieler, wochenlanger Arbeit zu einer Erdfestung gemacht hatten, sollte diese, unsere zweite Heimat, einem Überfall gerade in dem Augenblick zum Opfer fallen, wo wir, die rechtmäßigen Verteidiger, eine Atempause hatten? Das wäre denn doch. Aber es war kein Zweifel. Die Luft bebte jetzt von

den gewaltigen Erschütterungen der auf der ganzen Linie feuernden Batterien, und das Prasseln des Infanteriefeuers wuchs zum Orkan. Wie Angstrufe gellten die knatternden Salven zu uns herüber, als sollten sie uns wecken zur Hilfeleistung, uns, die wir stark und kraftvoll jeder feindlichen Stimmung begegnet waren. Jetzt wieder brauste es wie ein gellender Hilferuf aus dem Walde.

Auf unserer Straße standen unsere Soldaten, jeder mit einer leisen Furcht im Herzen, daß dahinten schweres Leid einbrach, das auch uns betrüben mochte. Und im sonderbaren Gemisch von Angst und Hoffnung sammelten sich in ihren Höfen die Einwohner. Auch sie blickten bang und erwartungsvoll, konnte nicht endlich die Stunde der Erlösung anbrechen für sie und für ihr Land? Mit dem Vordringen der Ihrigen konnten aber auch jeden Augenblick die eigenen Granaten in ihren Hof, in ihren kleinen Besitz einschlagen und mit der Befreiung zugleich die Vernichtung ihrer kleinen Heimat bringen. Mit der Erfolglosigkeit der donnernden Anstrengungen dahinten verlängerte sich wieder die Aussicht, den Feind am eigenen Herd zu wissen. Was sollten sie wünschen? Diese Zweifel malten sich in den mondbelichteten Gesichtern. Angstlich blickten die Franzosen zu uns herüber, was wir nun tun würden, damit entschied sich doch auch ihr Geschick. Aber wir taten gar nichts. Allerdings glaubten wir jeden Moment an das Alarmsignal, aber merkwürdigerweise erfolgte nichts, und als um 12 Uhr nachts der Donner der Leidenschaften allmählich verrollte, da konnte jeder sich beruhigt auf sein Lager strecken, denn stände es schlecht, hätte man uns sicher geholt. Die französischen Einwohner mußten sich weiter mit quälender Ungewißheit abfinden.

Und es war ein andermal an einem Abend, als der Sturmwind heulend auffuhr, und der Regen prasselnd an die Fensterscheiben klirrte. Es war ganz finster draußen, der Regen hatte die Wege in einen Sumpf verwandelt, in dem man sich nur glitschernd vorbewegen konnte. Die Füße verwandelten sich draußen zu Lehmklötzen. Um so behaglicher fühlten wir uns in unserem Quartier, in dem wir gerade die Lampe gelöscht hatten, um uns den Genuß friedvollen Schlafes auf schwellenden Matratzen und Kissen hinzugeben. Der letzte Holzscheit verglimmte im Kamin. Da ein Klopfen. Der energische Lichtstrahl einer Blendlaterne fällt ins Zimmer.

„Nanu, was ist los?"

„Alarm, das Bataillon marschiert sofort nach Th. und wartet dort weitere Befehle ab", meldete die Bataillonsordonnanz.

Verfl. . . Schw. . . Na, es half ja nichts, wir mußten los. Also: „Ludolphi," „Herr Leutnant," murmelte es aus dem Nebenraum. „Licht, aber fix, Ordonnanzen wecken, Kompagnie alarmieren."

Licht flammte auf, der Leutnant und ich zogen uns an. Aus der Ferne klang Geschützfeuer.

„Stiefel her, Helm her." Die notwendigsten Siebensachen verschwanden im Tornister. Nach zehn Minuten war ich bereit. Wo aber fand ich meinen Zug? Der lag im ganzen Dorf in einzelnen Häusern verteilt. Wußten es alle, waren alle Leute geweckt? Ich rannte selbst noch einmal die Dorfstraße hinauf, der Regen schlug ins Gesicht, und nicht das Geringste war in der Finsternis zu erkennen. Einzelne Leute kamen mir schon entgegen, in einem Haus lag eine Gruppe noch im tiefsten Schlaf, der Weckposten hatte sie nicht gefunden in der Finsternis. Nun aber schnell. „Raus, ihr seid wohl verrückt, Kerls, raus sag' ich euch", so fuhr ein Donnerwetter in die Schläfer. — Langsam sammelte sich mein Zug zusammen. „Das Bataillon marschiert ab, der erste Zug soll folgen", kam ein Befehl zu mir. Ich lag mit meinem Zug ja auch am weitesten aus dem Dorf heraus und konnte gar nicht so schnell zur Stelle sein wie die anderen. Aber schließlich war auch mein Zug marschfertig und im strömenden Regen gings in die Finsternis.

Alle Augenblicke fragte ich einen Posten: „Ging hier das Bataillon?" Nein, rechts. „Also rechts, aber nun mal los, wir müssen das Bataillon erreichen."

Nichts ist schlimmer, als in der Nacht von seinem Truppenteil abzukommen. Man findet ihn nie wieder, und es gibt noch jetzt aus dem Beginn des Feldzuges eine Anzahl „Versprengter", die ihr Regiment nie wiedergefunden haben. Die müssen dann den Feldzug bei einem anderen Truppenteil mitmachen.

„Rechts heran!"

Links von uns galoppieren die Munitionsersatzwagen vorbei. Die Fahrer schimpfen, die Pferde scheuen, weil nicht Platz genug da ist. Ein Artillerist am Wege erzählt, unsere Stellung

sei von den Franzosen gestürmt, wir müßten sie wieder heraushauen. Da sollte denn doch der Teufel dreinfahren. „Na, die Kerle kommen aber heraus, im Schnellwalzer." Das Gewehrfeuer da vorn wurde schwächer, nur die Artillerie schoß noch vereinzelt.

Plötzlich ein Halt. Wir hatten das Bataillon erreicht. Bagagewagen hielten mitten auf der Straße, in der Dunkelheit rennt unsere Kolonne direkt auf die Wagen. Die Leute schimpfen, die Fahrer fluchen. Niemand kann vorwärts, die Füße versinken im Morast, unaufhörlich platscht der Regen.

Plötzlich heißt es „Kehrt, marsch! Abrücken in die Quartiere."

Unsere Unterstützung war unnötig geworden, unser Ersatz hatte sich allein behauptet. Glücklicherweise. Nun ging's unter Toben und Schimpfen zurück, denn jetzt hatte jeder Eile. Aber es kamen uns immer noch Kolonnen, Wagen und Pferde entgegen, die von der neuen Wendung der Dinge nichts wußten. Sie stockten, sie wollten wenden, an der Seite aufgeschichtete Chausseesteine hinderten die Wagen umzudrehen. Kurzum, ein großes Durcheinander entstand, und nur allmählich formte sich der zurückflutende Strom, der alles wieder ins Quartier führte. Solch finstere Nächte und Regen sind die übelsten Faktoren, wenn Truppen sich bewegen sollen. Unsere elektrischen Taschenlampen leisten unschätzbare Dienste, sie waren die einzigen Erkennungsmarken in der Finsternis und leuchteten treu bis dahin, wo die aufgeworfenen Kissen aufs neue zu behaglicher Ruhe winkten.

Bis auf diese Störungen gingen die wenigen Tage der Ruhe im Gleichmaß dahin. Dienst gab es außer einem Appell und einer halben Stunde Instruktion für die Mannschaften nicht. Diese Freiheiten wurden aber leicht ausgefüllt. Da waren einige, die nun Tag und Nacht schliefen, andere steckten sich bedächtig eine Pfeife an und saßen schmauchend den ganzen Tag unter der Haustür, als wären sie daheim auf ihrem holsteinischen Bauernsitz. Ging man aber abends durch die verschiedenen Quartiere, so fand man die Leute gruppenweise um das Kaminfeuer versammelt, und bei den flackernden Flammen erklangen schöne deutsche Volkslieder, die nun im Feindesland die Gedanken an Heimat und Hof lebendig werden ließen.

„In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn", so tönt es mir nach, wenn ich durch die dunkle Dorf-

straße mich in mein Quartier begebe. Auch Künstler finden sich unter unserer Mannschaft. Die sammeln abends einige sangesfreudige Kameraden in der Dorfkirche um sich, und beim Schein einer Kerze unter Harmoniumbegleitung tönt das deutsche Lied machtvoll empor. Oft mehrstimmig und recht gut. Und das sollten Barbaren sein?

Scherzhaft war, als ich vom Bataillon den Auftrag erhielt, den Turm der Kirche von C. zu untersuchen, ob er für Lichtsignale benutzbar sei. Außerdem sollten, um allen Eventualitäten vorzubeugen, die Kirchengeräte verschlossen werden. Ich kaufte mir den Bürgermeister von C., der erschrocken zusammenfuhr und meinte, ob er nun gefangen sei. Ich konnte ihn beruhigen. In der Kirche machte ich zuerst den Turm unbesteigbar, indem ich alle Leitern fortschaffen ließ, sodaß für die Feinde bestimmte Lichtsignale nicht mehr gegeben werden konnten. Im Kirchenschiff trug unterdes der Maire unter Assistenz des Garde-Champêtre von C. und eines biederen Schlossermeisters die Altarleuchter und Kandelaber zusammen in die Sakristei, die dann vom Schlossermeister unter großen Zeremonien verschlossen wurde. Über dies Ereignis wurde dann ein Dokument in deutsch und französisch ausgefertigt, welches unter liebenswürdigen Beteuerungen vom Maire, vom Polizeihauptmann und von mir unterschrieben wurde. Wir trennten uns unter den lebhaftesten Versicherungen größter Hochachtung. Wenn mir später der Maire begegnete, fragte ich ihn jedesmal: „Nun, Sie leben immer noch?", worauf er als Bestätigung mit tiefer Verbeugung seinen großen Hut schwenkte.

Amüsant war der Verkehr unserer Leute mit den Anwohnern. Es gab natürlich eine ganze Anzahl, die sich französisch verständigen konnten, die meisten mußten aber zur Zeichensprache greifen. Doch hatte mit der Zeit fast jeder so einige Brocken gelernt, die, mit Plattdeutsch vermischt, fast stets die gewünschten Erfolge erzielten. Köstlich war unser Faktotum Ludolphi, dem es jeden Morgen gelang, unserer Madame Richard mit einem freundlichen „Bonjour, mamman, une Kaffeekann" den großen Kaffeetopf mit den darauf gemalten Rosen auszuspannen. Meist antworten die Franzosen auf die Fragen der Leute: „Il n'y a rien, il n'y a plus." Besonders die letzte Redewendung ist hier sehr gebräuchlich. Il n'y a plus du vin, il n'y a plus. Was unsere Hamburger Jungs davon behalten haben, ist „Na plü",

und das hört man nun als Verneinung auf jede Frage. Selbst wenn Piefke, die Hochintelligenz meines Zuges, einen Kameraden fragt: „Du Korl, leih mi mol dat Biel", dann seggt Korl: „Na plü."

Mit dem Federvieh stand alles auf gespanntem Fuß. Freie Requirierungen waren strengstens verboten. Aber wen lockte nicht die Versuchung, so eine herumgackernde Henne unterm Waffenrock verschwinden zu lassen. Doch die Einwohner paßten höllisch auf, und mehr als einmal passierte es, daß ein altes Weib mit einem großen Knüppel in der Hand plötzlich hinter einem braven Muschko herrannte, um ihn zu hindern, ihrem gackernden Liebling den Hals umzudrehen.

Für Geld gelang es uns dann und wann, ein Huhn oder sogar eine Ente zu bekommen. Die Ente traf gerade in dem Augenblick ein, als unser Bataillonsadjutant, Leutnant J., der verwundet gewesen war, ins Zimmer trat.

„Mensch, wo kommen Sie denn her?", rief mein Kompagnieführer, „aus Berlin? Na, und wie geht's denn? Sie sehen ja famos aus".

Nun ging's Erzählen los, von der Heimat und all dem, was uns sonst am Herzen lag.

„Na, lieber J., nun kommen Sie morgen zu Tisch zu uns."

„Ja, habt ihr denn was zu essen?" fragt Leutnant J.

„Ludolphi, den Braten, bitte."

Und hereingewackelt mit lautem Tack, Tack kam unsere Ente und lief seelenvergnügt in unserem warmen Zimmer umher. Da war natürlich großes Hallo. Am nächsten Tag lag sie schon braun gebraten auf der Schüssel. Armes Luder.

Am Bußtag war köstlich sonniges Winterwetter. Einige Grad Kälte, klare Weite ringsum. Feldgottesdienst in Th. war befohlen, die Kompagnien traten nachmittags den Weg dahin an. Es war bekannt geworden, daß unser Regimentskommandeur, Graf G., sich von uns verabschieden wollte. Er war zum Brigadekommandeur ernannt und konnte deshalb das Regiment nicht länger führen. Es ist immer so ein sonderbares Gefühl, wenn ein Regimentskommandeur fortgeht. Man kannte ihn, jeder Soldat kannte ihn, die meisten schon von der Garnison her, die anderen aus dem Feldzuge. Scharf und gerecht, wohlwollend und klug, das waren seine prägnanten Eigenschaften,

durch die er wie ein Vater von den Soldaten betrachtet wurde. Jeder einzelne wußte, ach unser Oberst ist ja da, die Sache wird schon gehen. Und wenn's brenzlich wurde, der Oberst wird's schon machen. Kommt nur, Rothosen, unser Oberst, der wird's euch schon zeigen.

Und nun trat der Oberst in die Mitte der Kompagnien, die in einem Viereck unter Obstbäumen in einem großen Garten aufgestellt waren, der Pfarrer hatte geredet, die letzten Klänge des niederländischen Dankgebetes verhallten. Der Oberst war kein Redner, kurz und abgebrochen klangen die Sätze:

„Soldaten, auf allerhöchsten Befehl gehe ich von euch, um eine Brigade zu übernehmen. Zum letztenmal stehe ich als euer Kommandeur in eurer Mitte. Wir haben vieles zusammen durchgemacht, wir haben aus einer Feldküche zusammen gegessen und haben uns geschlagen, so gut wir konnten. Ihr habt eure Sache gut gemacht, und dafür danke ich euch. Macht sie weiter gut, und haltet den Namen eures Regiments hoch. Ihr könnt stolz darauf sein. Ich erwarte, daß ihr eure Pflicht tut. Nichts Schöneres kann ich mir für den Soldaten denken, als den Heldentod fürs Vaterland zu sterben. Kommt ihr heim, kehrt als Sieger zurück! Seid ihr das nicht, zeigen sie daheim mit dem Finger auf euch: ‚Das sind die, die damals weggelaufen sind.' Ich wünsche jedem, daß er seine Heimat wiedersieht, aber nur als Sieger. Und ich weiß, daß ihr, die Hanseaten, eure Pflicht tun werdet. Bis zum letzten Atemzuge. Adieu, Musketiere."

Und wie ein Schlag die Antwort „Adieu, Herr Graf".

Wie der Mann dastand, im lichten, grauen Haar und der leicht vornübergebeugten Gestalt und so einfache Worte sprach, die von Herz zu Herz gingen, da fühlte jeder: „Hier ging ein edler Mann von uns." Und als der Graf während der Rede an einzelne Schlachtepisoden erinnerte, da stiegen den Männern, die um Tod und Leben gekämpft hatten, die Tränen ins Auge. Ich sehe noch Hauptmann Z., der fast unter dem Eindruck dieser Abschiedsworte zusammenbrach. Und Hauptmann Z. war einer der schneidigsten Offiziere der Armee, dekoriert mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse. Das hatte er für M. bekommen, da war seine Maschinengewehrkompagnie zusammengeschossen, nur er und ein Unteroffizier lebten. Ein Hagel von Geschossen sauste auf sie nieder, das letzte Maschinengewehr versagte. Der Unteroffizier mit aufgerissenem Arm versuchte das

Maschinengewehr zu reparieren. Da griffen die Franzosen an, und wie sie sieben Schritt nur noch entfernt waren, sprang Hauptmann Z. in seiner Riesenfigur auf und feuerte seinen Revolver im Halbkreise ab und schrie die Franzosen an. Sie stutzten, drei Kugeln bekam Hauptmann Z., allerdings nur leichte Verwundungen, aber er stand und schoß und schoß. Und als der letzte Schuß aus dem Revolver heraus war, da war das Maschinengewehr wieder heil und tak, tak, tak, schickte es seine Bleibohnen. Unterstützung kam auch, und der Angriff wurde abgeschlagen, nur durch diesen energischen, kühnen Mann. Und der stand nun da und konnte die Tränen nicht verbergen, die bei den Worten des Grafen unaufhaltsam hervorquollen. Seltsame Bilder zeitigt der Krieg. Stimmungen gibt's aber nicht beim Militär. Kommandorufe — und die Kompagnien marschierten bei verglimmender Wintersonne in ihre Quartiere zurück.

Am nächsten Tag ging's wieder in Stellung im Schützengraben. Es war Sonntag. Gleich am Abend hagelte es feindliche Granaten, und wir mußten gleich am ersten Tag wieder zwei Gräber graben, um zwei Kameraden, die durch einen Volltreffer vernichtet waren, zur letzten Ruhe zu bestatten.

„Gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab." Wie schön war eigentlich dieses einfache Lied, wie wahr.

Der alte Dienst beginnt im gleichen Stil. Und doch ist immer Neues zu schaffen, verstärkte Wohnungsbauten, die uns gegen schweres Artilleriefeuer schützen sollen, werden angelegt, und das ist auch ganz gut, die Leute müssen immer beschäftigt werden, sonst schlafen sie ein. Meine Wohnung ist ziemlich bombensicher, 1 Anrichteraum, 1 Wohnzimmerchen, in dem allerdings nur 3 Personen sitzen können, 2 Schlafstellen, da hausen mein Kompagnieführer und ich und befinden uns ganz wohl. Eine Riesen-Kriegskarte bedeckt eine Wand und dient zur Erläuterung der einlaufenden Nachrichten, die Illustrationen des „Fremdenblatt" ersetzen die Bilder. Ein Ofen heizt oft wie wahnsinnig, kurzum, man kann auch zwei Meter unter der Erde leben, ohne gleich zur Blindschleiche zu werden. Wenn abends Post kommt, häufen sich Berge von Paketen und Briefen, und ein kleines Lämpchen gibt Licht genug, um die vielen Grüße aus der Heimat gebührend w'rdigen zu können.

Alle Baulichkeiten werden mit Hilfe unseres Oberbaurats Wiese angelegt. Diesen Titel hat der brave Holsteiner weggekriegt, nichts wird gemacht, ohne daß Wiese hinzugezogen wird.

Steht Wiese Posten, und ich frage nach Neuem, sagt Wiese: „Nix tau sehn, Herr Feldwebel."

Als es kalt wurde: „Is kolt, wi möt to Huus."

Wenn junge Kriegsfreiwillige aufgeregte Meldungen bringen, sagt Wiese: „Alls dummes Tüg, is nix tau sehn."

Und das stimmt. Wiese steht seine zwei Stunden auf demselben Fleck und rührt sich nicht. Man meint, er schläft. Aber Wiese sieht alles.

Die Nachtpatrouillen bekommen auch neue Anregungen. Ich schrieb einen Brief:

A nos camerades français!

Bon soir Messieurs, désirez-vous des cigares, cigarettes, ou quelques autres choses, veuillez bien vous adresser à vos camerades allemands vis à vis de B. Nous espérons recevoir une réponse. Vos camerades allemands.

Die Patrouille machte große Augen. „So, den Brief steckt ihr an einen langen Stock und bringt ihn heute nacht möglichst weit an die feindliche Stellung heran."

Die Kerle strahlten. Am nächsten Morgen stand der Brief dort auf der Stange dicht vor dem feindlichen Schützengraben.

Den zweiten Zug ließ dieser Ruhm nicht schlafen. Kamerad Weber packte eine kleine Kiste mit Liebesgaben und Zeitungsausschnitten, und die hing mit flatternden Bändern am nächsten Morgen auch drüben beim Feinde. Aber geholt haben sie es sich noch nicht. Die Franzosen haben natürlich Angst.

Heute abend ist's ganz neblig. Man kann nicht 10 Schritt weit sehen. Gerade wie zu Haus, wenn die Novembernebel über der Elbe liegen. Meine Patrouillen verschwinden im Vorgelände nach wenigen Augenblicken. Doppelte Posten vorn. Doppelte Aufmerksamkeit. Wenn er jetzt käme. Ihr glaubt wohl, wir schlafen? Ihr da drüben. Wir stehen und lauschen und horchen hinaus in die weißwallenden Schleier. Man glaubt, was zu sehen, es ist nichts. Jeden Augenblick meint man, müsse das Nebelhorn ertönen. Wie auf dem Meere. Ach, auf dem Meere. Was wäre aber hier die Antwort:

Ein Signal auf der ganzen Linie:

„Hier stehen die Hanseaten — vorwärts!"

8. Nervosum.

Also wieder 80 000 Gefangene! Dieser Hindenburg ist doch ein Kerl! Das muß ja ein Vergnügen sein, unter Hindenburg zu stehn! Da erlebt man doch täglich etwas! Der Erfolg ist wirklich kolossal, einzig, noch nie dagewesen!

So gingen unsere Betrachtungen. Wir hatten's ja gut gegen unsere Kameraden im Osten, aber wir beneideten sie doch um diese fast täglichen Erfolge.

„Ja, was meinen Sie, wie lange wird Rußland das noch machen können? Es muß sich dieser kolossale Verlust doch endlich mal fühlbar machen. Und dann der Verlust an Kriegsmaterial, der ist doch kaum zu ersetzen!"

„Wissen Sie, als Frankreich zu Beginn des Krieges so im Druck war, was tat es? Es rief nach Rußland. Rußland mußte etwas unternehmen, um Luft zu schaffen. Passen Sie mal auf, jetzt appelliert Rußland an Frankreich. Jetzt kommt diese Seite bald wieder in Fluß."

So gingen unsere Gespräche. Frankreich mußte nach unserer Meinung irgendwo sein Heil versuchen. Es war ja eigentlich ziemlich klar. Seit Monaten lagen sich die Armeen gegenüber. Wie ein Riesenmaul mit fletschenden Zähnen von der Nordsee bis zum Hochwald der Vogesen, aus dem der Blutdunst zum Himmel stieg in solch riesenhoher, dunkelrot schwelender Säule, daß die Menschheit erschrecken würde bis ins innere Mark, bis an den jüngsten Tag, müßte sie einmal nur diese Blutsäule sehen.

Und aufs neue schien der blutrünstige Rachen zu zucken.

Die französische Artillerie war entschieden lebhafter. Kein Zweifel, es lag etwas in der Luft. Da war irgend etwas.

Aber was? Durchbruchsgedanken der Franzosen? Aber wo? Jeder Zugführer musterte seine Front. Können sie hier kommen? Kann gerade hier die Einbruchstelle sein? Und man erwog die Aussichten der Gegner. Schwache Punkte gibt es überall auf der Linie. Wenn sie gerade da zufaßten!

Es war endlich mal ein Abend ohne Regen, wir hatten davon reichlich gehabt. Frischer Wind pfiff durch die kahlen Stämme. Wind von der Seeseite! Wenn der erzählen könnte!

Aber man mußte sich auf sich selbst verlassen. Man horchte. Wie lange horchte man nun schon! Wochen, Monate. Und

Die Grande Tranchée von Hattonchâtel nach Verdun (19.—30. April 1915)

Ausschnitt aus dem von der 111. Inf.-Div. in den Tagen vom 24.—26. April 1915 erstürmten Gelände. Im Hintergrund die Combres-Höhe

immer vergebens. War doch eintönig auf die Dauer. Frischer Wind von der Seeseite flüsterte vom Wandern in der Welt.

„Müller!"

„Herr Leutnant?"

Seit gestern Herr Leutnant, das klingt doch anders.

„Müller! Alle drei Patrouillen stehen um 6 Uhr unten am Wäldchen."

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

Müller, mein Bursche, verschwand.

Es war verboten, daß Offiziere ohne besonderen Befehl Patrouillengänge machten. Man hatte seine Gründe. Patrouillen im Stellungskrieg haben ja auch meist keinen besonderen Wert, da sie nichts Neues entdecken können, wenn die feindliche Stellung bekannt ist.

Aber ich wollte ja auch nur ein wenig spazieren gehen, da vorn.

Punkt 6 Uhr standen neun Mann im Laufgang am Wäldchen. Es war fast ganz dämmerig, unerwartet klar war es aber geworden. Sterne blitzten auf. So hell wollten wir es eigentlich gar nicht haben, war jetzt aber nicht mehr zu ändern. Vom Waldrand konnte man die Ebene gut übersehen bis zur Höhe, die der einzelne, weitverzweigte Apfelbaum krönte. Bis dahin waren es etwa 250 Meter und von da bis zum Feind noch etwa 80—100 Schritt. Sollte man den feindlichen Posten nicht überrennen können?

„Herhören," natürlich alles im Flüsterton, „die Patrouillen gehen jetzt nacheinander bis gleich hinter den Baum und verschwinden in dem kleinen Graben. Wenn wir alle da sind, kriecht Patrouille 1 vor und versucht bis hinter den feindlichen Posten zu kommen, Patrouille 2 geht links heraus und faßt von der Seite zu, ich decke mit dem Rest die Flanke und bleibe im Graben liegen bis etwas geschieht, oder ich eine andere Meldung bekomme. Klar?"

„Jawohl, Herr Leutnant."

„Im Graben oben gebe ich durch einen Rippenstoß nach links den Befehl zum Vorkriechen. Es wird nicht gesprochen. Alles so gebückt wie möglich vor. Und nicht schießen! Verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Endlich war es dunkel genug, um den Vormarsch anzutreten. Patrouille 1 verschwindet. Eine kleine Weile erkennt

man noch die dunklen Figuren, dann hört man nur noch das Rascheln, dann ist es still. Wir lugen nach dem Rand der Höhe, da müssen sie ja hinüber. Endlich erkennen wir ganz schwach die Konturen der sich Hinüberwälzenden. Stille.

„Los, Patrouille 2."

Dasselbe wiederholt sich.

Endlich folge ich mit dem Rest. Wir sind kaum zur halben Höhe hinauf, da geht es „Ping, Ping" und dann noch einmal von halblinks „Ping, Ping".

Hatten uns die feindlichen Posten also doch bemerkt? Gemeinheit. War also doch zu hell. Was wurde nun aus dem Plan? Na, nun man erst mal in das Loch hinein. Da war es schon und „Plumps", lag ich als Letzter inmitten meiner Getreuen.

Was tun? Ich warte eine ganze Weile. Nichts regt sich mehr. Totenstille. Und der Wind pfeift und singt durchs hohe Gras, das nach vorn die Aussicht etwas behindert.

Was tun? Ach was, los! Mein Nachbar bekommt einen gewaltigen Rippenstoß. Er gibt ihn weiter, und der erste Menschenleib würgt sich über den Grabenrand ins Finstere. Der zweite und dritte folgt. Einen Moment verrät das zitternde Gras die Bewegung. Dann sehe ich nichts mehr. Ich höre auch nichts mehr. Dann dasselbe noch einmal. Der vierte, fünfte, sechste folgt! Lautlose Stille, ganz leise flüsterte ich: „Die beiden rechts von mir passen nach rechts auf, ich beobachte nach links."

Links lag der feindliche Posten, der uns auch tagsüber mit seinem ewigen Schießen belästigte. Und der hatte uns ja bemerkt. Also höchste Vorsicht. Schweigen ringsum. Von den Leuten da vorne nichts zu hören.

Habt ihr mal so in tiefdunkler Nacht gewartet, daß nur eine Kunde käme, ein Zeichen geschähe, das Gewißheit über das Leben der Anvertrauten brächte? Wie da das Blut singt, wie da tausend schreckliche Möglichkeiten auftauchen, die das Hirn durchzucken. Wie das Ohr horcht, der Atem stockt; das Auge sucht die Finsternis zu durchdringen, die eine schwarze Wand aufgestellt hat zwischen mir und den Meinen. Unerbittlich legt die Nacht den schwarzen Schleier vor die Augen und verurteilt den Horchenden zum quälenden Warten.

Was war das? Ein Lichtsignal da drüben am Walde. Nun da die Antwort.

„Paßt auf, Kerls!"

Jeden Moment meinte ich uns von Geschossen überschüttet zu sehen. Oder sie kamen von beiden Seiten. Dann schnitten sie uns ab, und wir waren verloren. Aber was da?

Ein Lichtstrahl. Scheinwerfer, direkt vor uns in den Grund, da wo meine Leute liegen mußten. Verraten und verspielt. Was nun?

Der Lichtstrahl verschwand. Wenn sie nur jetzt schnell zurückkämen.

Da! War da nicht was?

Die Gewehre strecken sich vor. Umsonst kriegt ihr uns nicht! Es waren drei Mann von uns, die anderen folgten, sagten sie.

Also doch noch Glück. Alle heil? Da schob sich aufgeregt ein Körper neben mir aus dem zuckenden Gras heraus:

„Zwanzig Mann folgen uns", wisperte er mir ins Ohr.

Also abschnappen wollen uns die Franzosen.

„Alles wieder da?"

Die letzten beiden tauchten aus der Dunkelheit heraus.

„Ganze Patrouille, kehrt marsch, aber schnell."

Wir setzten über den Grabenrand und schlugen den Rückweg ein. Ich meinte sicher, daß auf Grund des Lichtsignals auch von links sich eine feindliche Kette gegen uns bewegte. Einer solchen Gefahr konnte ich meine Leute nicht aussetzen.

Gerade wollte ich rückwärts eine Stellung nach dem Feinde wieder einnehmen, da ging's los.

„Patsch, Patsch", von unserer Seite Gewehrschüsse.

Einigen von unseren Leuten war in der Aufregung das Gewehr sozusagen von selbst losgegangen. Sie behaupteten nachher, einige Franzosen gesehen zu haben, ich sah nichts.

Aber die Schüsse hatten uns verraten, und als wir im schützenden Dunkel unserer Waldstellung versammelt waren, wurden zuerst die Übereifrigen mit einer Standpauke bedacht.

„Ihr war't zu nervös, Herrschaften, nur die Ruhe kann es machen."

Froh war ich aber doch, daß wir alle wieder daheim waren.

Ich saß in meiner Bude. Das Telephon, das uns mit allen Stellungen im Umkreis verband, klang auf.

„Punkt, Punkt, Strich."

Das waren nicht wir. Wollte aber doch mal ein wenig horchen.

„Du, Korl, biſt du da? Biſt du da, Korl?"

„Ja, Menſch, quaſſel doch nicht, was iſt denn los?"

„Ja, paß mal auf. Gleich gibt's einen Bayriſchen."

Und wahrhaftig, ein Gramophon tönte durch den Apparat, ein bayriſcher Schuhplattler:

Dadidi, Dadida,
Dadidi, Dadida,

und ein Juchhei endete das Stück.

„Du, Korl, is das nicht fein?"

Und ſo ging die Unterhaltung weiter.

Wenn abends die Telephone keine Befehle mehr aufzunehmen hatten, erfreuten ſich die Telephonordonnanzen durch derartige Scherze. Und von der Batterie, die 4 oder 6 Kilometer weit hinter den dunklen Wäldern ſtand, übertrug ſich die fröhliche Unterhaltung der Artilleriſten nach der Infanterie, die da vorn am Feinde lag.

War'n doch gute Kerle, die Artilleriſten, daß ſie uns von ihren Vergnügungen, die wir in dieſer Art hier vorn nicht haben konnten, abgaben.

Ganz ſpät kam noch ein Signal:

Strich

dann wieder:

Strich.

Das war ja die Brigade. Was war denn los!

„Iſt das Regiment da?"

„Ja, hier Regiment X."

„Hier Brigade Y, bitte Befehl aufſchreiben. Haben Sie?"

„Ja, bitte."

„Beim xten Reſervekorps ſind nächtliche Angriffe der Franzoſen erfolgt. Zwei Überläufer haben ausgeſagt, daß in den nächſten Tagen ein franzöſiſcher Angriff auf der ganzen Linie bevorſtehe ohne artilleriſtiſche Vorbereitung. Die Brigade befiehlt daher höchſte Aufmerkſamkeit und erhöhte Gefechtsbereitſchaft. Schluß. Wiederholen."

Der Befehl wird wiederholt, dann geht es weiter.

„Strich, Punkt, Strich."

„Hier Bataillon, hier Abteilung, hier Jäger, hier Batterie, hier Kompagnie." Jeder meldet ſich nach ſeinem Morſezeichen,

und was die Herren Franzosen an teuflischen Absichten verborgen halten, verbreitet der rastlose Draht im weitesten Umkreis mit Blitzesschnelle.

Alle Posten werden daraufhin auf höchste Aufmerksamkeit gespannt. Zu hören war nichts, zu sehen erst recht nichts. Alles war ruhig, und kein Anzeichen war vorhanden, daß uns Böses bevorstand. Gegen Morgen meldete ein Posten furchtbares Gewehrfeuer vom rechten Flügel, etwa 10 Kilometer nördlich. Zu uns kam nichts. Alles blieb ruhig.

Morgenstunden sind immer gefährlich im Stellungskrieg. Wenn selbst den Eifrigsten eine gewisse Schläfrigkeit umfängt und mit der Müdigkeit Kampf geführt wird, dann kommen sie daher, ungesehen, unerkannt bis vor die feindliche Stellung, und beim ersten Grauen des Tages, sobald sich Freund und Feind im dämmernden Zwielicht unterscheiden läßt, überrascht der Angreifer die träg vor sich hinstarrenden Posten. Wie oft war es in diesem Krieg versucht und wie manches Mal gelungen.

Morgenstunde hat Gold im Munde, sagt ein altes Sprichwort. Aber im Kriege hat es keine Gültigkeit, der Tod reitet im brauenden Nebel des frühen Tages.

Uns passierte nichts. Auch der Tag verlief ohne sonderliche Merkmale, und wie gewöhnlich dampfte die Kaffeekanne am Nachmittag auf unserm Tischchen. Selbstgebackenes aus der Heimat beschäftigte den Magen, und in gewisser Behaglichkeit genoß man diesen Abglanz der typischen deutschen Kaffeestunde.

Ganz schummerig war's schon geworden.

Da springt das Knacken des feindlichen Infanteriefeuers ans Ohr.

Wir sahen auf.

Folgt Feuer auf der ganzen Linie.

„Kinder, es geht los. Müller, den Revolver. Mensch, wissen Sie noch nicht, wo der Revolver hängt? So, nun das Gewehr, Mütze her, ich bin unten beim ersten Posten."

Ich höre einzelne Schüsse vor uns. „Nicht schießen, rankommen lassen", brülle ich noch einigen Soldaten zu. Alle Plätze waren schon besetzt. War ein Staat, diese Landwehrleute. Wie schnell die da waren. Dauerte keine zwei Minuten, da war alles fix und fertig. Und wir sollen nicht siegen? Mit den Leuten nicht?

„Lat's man kamen," höre ich im Vorbeigehen Wiese reden, „wi wüllt's em all vertellen".

Ich sause inzwischen den Waldweg hinunter und bin gleich bei meinen Leuten. Halten konnten wir den Posten hier vorn nicht, aber aufhalten konnten wir den Gegner sicher.

Das Feuer wird inzwischen stärker. Wir stehen ziemlich im Grunde. Mir ist tatsächlich, als hörte ich das Rauschen eines Riesenorchesters. Musik, und was für Musik. Leidenschaft, die nicht ruht, nicht rastet, bis sich ein Teil der rasenden Urmacht ergibt, Leidenschaft von Volk wider Volk, hineinkonzentriert in die daherbrausenden bleiernen Grüße.

Wer hält Stand?

„Wir stehen!"

Wer wankt?

„Wir stehen!"

Wer ist der Stärkere?

„Kommt her und seht nach!"

Donnernd zerspringt ein Schrapnell gerade vor uns. Vorbei. Jauchzend erwächst in uns die Kraft.

„Wir halten Stand."

Spähend geht der Blick nach vorn. Nichts zu sehen. Das Feuer läßt nach. Im selben Augenblick feuert unsere Nachbarkompagnie mit der Leuchtpistole. Langsam schwebt die grüne Leuchtkugel ins Vorgelände. Alles ist taghell beleuchtet. Das ist der Moment zum Aufpassen. Nun können wir die ganze Front überblicken. Bis oben zur Höhe des Apfelbaumes. Vom Feinde nichts. Der traute sich nicht aus seinen Schützengräben heraus. Feuerte nur aus seinen Schießlöchern.

Ein rasendes Geknatter ist die Antwort, als die leuchtende Kugel erlosch. So wogt's in donnernden Akkorden hin und her, bis nach einer Stunde der Feind schweigt. Wir hatten eben mit keinem Schuß auf diesen Lärm reagiert. Solche Ruhe imponiert doch. Auch denen da drüben.

Was meinen Sie nun, was die Franzosen heute abend eigentlich wollten? fragten wir uns, als wir die Lager aufsuchten.

„Ach, die Herren sind drüben nervös!"

„Na, dann gute Nacht."

Unser Schlaf war bleiern.

9. De profundis.

„Ein wichtiger Stützpunkt ist durch Sprengung genommen."

So lautete die Notiz des Hauptquartiers.

So gedruckt steht's im nächsten Morgenblatt.

Befriedigt nickt der Heimgebliebene. Also wieder ein Fortschritt.

Wie's dabei zuging?

„Meine Herren," sagte der Bataillonskommandeur in der Offizierbesprechung, „Flieger haben gemeldet, daß Erdarbeiten des Feindes vor Ihrer Front auf eine Unterminierung Ihrer Position schließen lassen. Instruieren Sie Ihre Patrouillen, daß sie des Nachts besonders auf unterirdische Geräusche achten."

Das war schon vor Wochen gewesen, und die angenehme Aussicht, auf einem explosionsfähigen Berg zu sitzen, hatte mich eines Nachts schon aufhorchen lassen, als ich schürfendes Geräusch vernahm.

In der Dunkelheit ist man bekanntlich lebhaften Vorstellungen zugänglich. Donnerwetter, dachte ich, da sind sie bei der Arbeit. Totenstille ringsum. Nur ein leises Bum, bum, bum in regelmäßigen Abständen war deutlich hörbar. Jetzt wieder. Zweifel war nicht möglich. Ich horche wieder hin. Nein, ganz deutlich. Ich stehe auf und gehe um meine Höhle herum. Draußen steht ein Posten. Und schon bemerke ich, wie die Phantasie mich anführte. Der Posten trat sich die Füße warm. Es war nämlich kalt draußen.

Aber es kam einmal doch anders. Da war ein Landwehrbataillon in unserer Reserve, das oft zu den Erdarbeiten herangezogen wurde. Die Leute waren aus der Rheingegend, meistens Bergleute, sprachen alle im bekannten singenden kölnischen Dialekt. Und eines Nachts blieb einer bei der Arbeit stehen.

„Du, Peter, harscht de nichts?"

„Nä, was sall ich denn haren?"

„Du Peter, harscht de nichts? Da kummt was, da unten!"

Ruhe wurde geboten. Und ganz leis lief es zitternd die Wand hinauf, das Schürfen aus der Tiefe.

Und die Männer, die jahrein, jahraus im Schacht gefahren waren, nickten und sagten: „Das sind se."

Unter den Offizieren war ein Bergassessor, Leutnant K., der wurde geholt.

Am nächsten Tag gruben 100 Mann den Gegenschacht als Keil von oben in die Erde. Und immer lagen die Ohren am Bergmikrophon, und immer wieder spannten sich die Mienen, flackerten die Augen und leuchteten auf. Sie waren ihnen auf der Spur.

Da hörte eines Nachts die feindliche Arbeit auf. Entweder hatten sie uns gehört, oder der Berg machte Schwierigkeiten im Gestein. Da wurde schnell beschlossen, den Stollen nach vorn zu treiben, da unter die feindlichen Gräben und rechts unter die großen Hindernisse an der Straße. Drei Parallelstollen, jeder mit zwei Minenköpfen.

Minen. Beim Klang des Wortes schwingt der Gedanke schon hinaus aufs Meer.

Minen. Kühne phantastische Träume der Welt zur Wirklichkeit geworden. Aber immer wieder drängt die Vorstellung aufs weite Meer, wo jetzt unter der grünglasigen Flut das Verderben lauert, und der Tod Wache steht bis ahnungslos der feindliche Kiel sich nähert. Aber wechselvoll sind die Kleider der Gaukler, und was dort sich im fließenden, welligen Gewande verbirgt, entzieht sich hier dem Auge unter der freundlichen Maske einer friedlichen Wiese oder eines flüsternden Wäldchens.

Und wie wird's enden? Geradeso, wie es etwa vor vierzehn Tagen endete.

Wir saßen ganz friedlich beim Abendessen. Man hatte uns schon gesagt, daß zwischen 7 und 8 Uhr unsere Artillerie in der Nähe unseres rechten Flügels tätig sein würde. Die hatten wir auch brav schießen hören, aber Punkt $^3/_4$8 Uhr war alles ruhig. Und als wir gerade unsere Gedanken darüber austauschten, da schwankte der Boden, und um 8 Uhr ging ein Ruck durch die Erde. Das Licht auf unserm Tisch verlosch. Im Dunkeln hörten wir den Sand von der Wand rieseln.

Was das war? Einige Minuten später meldete das Telephon: „Dorf B. ist eben in die Luft gesprengt worden."

Entsetzen kroch durch unseren Raum. Keiner wagte zu reden. Die Erde hatte gebebt im Anblick dieses furchtbaren Jammers. Ihr graute vor dem Witz der Menschen. Es war Krieg, allerdings war Krieg, aber eben hatte der Franzose da

drüben noch von Heldentaten geträumt, eben hatten die zurückgebliebenen französischen Einwohner noch der Gefahren gedacht, denen ihre Söhne ausgesetzt waren. Und Träume der Zukunft zogen aus der Abenddämmerung ins eben erhellte Wohngemach. Wenn wieder Frieden wäre. Ja, dann wollten sie hier sich alle wieder vereinen. Dann sollte nichts sie trennen. Und ihr Häusel wollten sie herrichten zum Frühling, wenn der schreckliche Krieg vorüber wäre. Das sollte werden. Ja, wenn's erst soweit wäre! Und der französische Posten im Graben, der mochte an sein Mädel daheim denken. Wenn er sie wiedersähe. Ja, dann war das Geschick überstanden, dann atmete die Welt wieder auf, und er mit. Ja, dann wollte er — — — —

Und da kam es, daß der Boden zuckte und ein Bleigewicht sich auf die Brust legte von allem, was da lebte. Nur dumpf hörten die Ohren noch den Riesenknall, dann versank das Bewußtsein in die Tiefe der Finsternis. Und was eben noch wohlgefügt atmete und lebte, lag in tausend Stücke zerrissen am Boden. Nichts was deutete, daß hier Menschen gewesen. Nichts was man sanft Heimat und Herd nennen mochte. Zertrümmert, zerschellt, in alle Winde gerissen, zersprang das Glück, das auch hier eine Heimstätte gefunden hatte. Und der Tod kletterte grinsend über die rauchenden Trümmer und schwang hohnlachend seine Sense über die Erde, deren Wesen von Nächstenliebe und Frieden auf Erden zur Weihnachtszeit redeten.

Und die brennende Lohe fraß um sich und erfaßte alles, was Menschengebilde war. Hoch schlugen die Flammen zum Himmel und leuchteten blutrot in die weite Nacht. Und wie alle Augen der im weiten Umkreis noch Lebenden hinstarrten auf diese ringenden Flammen, da gellte eine Stimme durch die Tiefe:

„Wißt ihr, was Krieg ist?

Schaut her, ich zeige euch das Bild des Schreckens, das Bild des Entsetzens. Von Flammen zerfressene Häuser, in Fetzen zerrissene Leiber, bluttriefende Straßen. Es rast die Wut entfesselter Elemente, und alles, was hier Glück, Liebe, Heimat und Hoffnung war, ist begraben, vernichtet bis in alle Ewigkeit!

Das ist Krieg!" —

Alle sahen das flammende Grab, nur die dafür Verantwortlichen, die sahen es wohl immer noch nicht. —

In der Zeitung stand:

Ein wichtiger Stützpunkt ist durch Sprengung genommen." Befriedigt nickt der Heimgebliebene. Also wieder ein Fortschritt.

10. Weihnacht.

Morgen Kinder wird's was geben,
Morgen werden wir uns freun,
Welch ein Jubel, welch ein Leben
Wird in unserm Hause sein.
Einmal werden wir noch wach,
Heißa dann ich Weihnachtstag.

Ja, Weihnachtstag, und in Frankreich und inmitten eines Riesenhaufens von Paketen. Was die Heimat alles getan hatte, um ihren Soldaten etwas Liebes zu erweisen, war ja nicht zu glauben. Man muß gesehen haben, welche Postberge Abend für Abend in unsere Stellung geschleppt wurden, um zu wissen, welch große Begeisterung, welch Idealismus daheim trotz der Schwere der Zeit noch immer vorhanden war. Noch nie bin ich so reich beschenkt worden wie dieses Mal. Seit acht Tagen brannte in unserer Wohnung jeden Abend ein neuer kleiner Tannenbaum, der die heimatgewohnte Fichte ersetzen sollte. So viel Auswahl. Draußen ab und zu ein Gewehrschuß und drinnen Lichterglanz, Wein, Kuchen und Weihnachtslieder auf der Mundharmonika. Abwechslungsvolle Abende, anders als sonst, aber doch nett und ganz gemütlich. Aber die Leute hatten sich das meiste und Beste aufgespart. Sie wollten sich am Weihnachtstag selbst überraschen lassen, wenn sie so Stück auf Stück den Paketen entnahmen und dabei nach Hause denken konnten. Einige hatten schon ganze Paketstapel aufgespeichert. Das sollte was werden.

Und dann kam die größte aller Weihnachtsüberraschungen:

„Das Regiment rückt am 23. Dezember morgens 8 Uhr ab. Zunächst vier Ruhetage hinter der Front."

Aber da gab es gar keinen Jubel und gar kein Leben in der Kompagnie, denn jeder dachte:

„Was mache ich nun mit meinen Weihnachtspaketen?"

Da mußte gewaltsam das schnell geöffnet werden, was man für eine feierliche Stunde sorgsam behütet hatte. Und was man

nicht mitnehmen konnte, mußte verschenkt werden an diejenigen, die weniger hatten. Das allermeiste wurde aber schnell aufgegessen und aufgeraucht, und der Rest, ja nun der Rest blieb eben liegen für diejenigen, die nach uns kamen in unsere sorgsam gehütete Feste.

Weit sollte es heute nicht gehen. Als sich daher das Bataillon am 23. Dezember in Marsch setzte, hatte sich jeder Soldat noch ein Weihnachtspaketchen irgendwo hingeschnallt. Wäre doch zu grausam gewesen, alles im Stich zu lassen. Die Gesellschaft sah aber aus, als ob Oktober-Umzug war. Es war aber Weihnacht. Um 12 Uhr Mittagsrast in V. Die Feldküche sorgte für sofortiges Diner. Da auf einmal große Bewegung.

„Hallo, Regimentsmusik, dat's recht, Kinner, speelt man 'n lüttschen op."

Und dann ging's los, Weihnachtslieder und Militärmärsche.

Donnerwetter, das war famos. Fast wie auf dem Rathausmarkt. Wenn wir bei diesen Klängen erst einzögen. Na, warten wir noch eine Weile. Um 4 Uhr marschierte das Bataillon weiter und erreichte abends 8 Uhr S. Dort sollten wir bleiben.

Weihnachtstag kam.

Ein wundervoller klarer Tag mit blauem Himmel und Sonnenschein.

Was tun?

Morgens bummelten wir ein wenig durch den Ort, aber nachmittags, da hielten wir es nicht länger aus. Die Pferde her.

Und wir zwei Leutnants der Kompagnie, wir trabten in diesen herrlichen Nachmittag hinein, daß es eine Freude war. Ganz erträglich, so ein Leutnantsleben.

Schloß O. war das erste Ziel. Ein pompöser riesenhafter Besitz mit einer alten zerfallenen, herrlichen, gotischen Krypta, die den Eingang des herrlichen Parks zierte. Aber der kluge Besitzer hatte die Gunst seiner Lage bald erkannt. Neben dem riesenhaften Schloßbau tauchten seitwärts im Hintergrunde weite, großartige Fabrikgebäude auf. Das Wasser der Oise gab den Akkumulatoren die Kraft, und Tausende von Spindeln drehten sich hier im fleißigen Spiel und schufen jene köstlichen Sammetstoffe, die das Entzücken unserer Damen hervorrufen. Nur jetzt war es hier still geworden.

Im Schloß lag ein Regimentsſtab, und die Spindeln waren ſchon längſt in Schleſien und arbeiteten wohl deutſches Militärtuch. Vor den Arbeiterwohnungen, die eine ſtattliche Kolonie bildeten, ſtanden Gruppen und klagten uns ihr Leid, daß die große Pariſer Aktien-Geſellſchaft, der jetzt dieſer Betrieb gehörte, nun ſo geſchädigt würde und daß ſie, die Arbeiter, ſeit Mitte Auguſt ſchon keinen Verdienſt mehr hätten. „Oh, c'est un grand malheur, cette guerre", riefen ſie aus.

Wir konnten dabei ja nun im Augenblick auch nichts ändern, wir zuckten die Achſeln und trabten davon. Beim Ausgang der Gebäude ſtand ein junger hübſcher Burſche. Der maß uns mit einem Blick, voll Haß, voll Leidenſchaft, voll von wilder, ohnmächtiger Wut. Dem ſaß das Schickſal ſeines Landes im Blut, aber er war ja noch ſo jung, er konnte das arme Frankreich nicht retten. Er mußte die Fauſt geballt in der Taſche laſſen, aber zeigen wollte er uns, wie ſehr er die Deutſchen verachtete. Und ich parierte den Blick. Wie im Krampf ſtand der junge ſchöne Menſch am Tor, ich glaube, die Fingernägel gruben blutige Spuren ins Fleiſch.

Ein Gertenſchlag, mein Schwarzer trabte an, und ohnmächtig blieben die Betrogenen zurück.

Wir aber ritten dem ganz wunderbar ſchönen Oiſetal zu. Blau ſchwangen ſich die Höhenzüge in den mit flimmerdem Gold übergoſſenen Abendhimmel, und mit lila gefärbten Schleiern winkten die herrlichen Pappeln, die wie ein flüſterndes Geheimnis die Oiſekanäle bekränzten.

Eins ſtand feſt. Nie wieder wird einer Gelegenheit haben, auf ſo billige Art die intimen Reize des Landes kennen zu lernen, das mußte ausgenutzt werden, ſo gut und ſolange es eben ging. Alſo vorwärts. Und dahin flogen die Pferde mit uns auf dem prachtvoll breiten Kanalweg unter den rieſigen Bäumen, bis ſelbſt im ſpiegelnden Waſſer die letzte flammende Röte erloſch, und der Abendſtern den Beginn des Weihnachtsabends kündete.

Die Pferde dampften in der kalten Luft, als wir im Schritt in unſer Quartier einritten.

Mittlerweile war es ganz dunkel geworden, die Zeit, wo zu Hauſe die erſten Weihnachtskerzen aufflammten.

Ich ging meine Leute beſuchen. Die hatten den Nachmittag benutzt, in der Umgegend alle Weihnachtstannen aufzutreiben,

und da es gerade nicht allzuviele hier gab, so wurden sie quartierweise geteilt, d. h. mitten durchgesägt, sodaß eine Gruppe die obere, die andere Gruppe die untere Hälfte erhielt. Ging aber auch ganz gut.

„Dannenboom möt wi hebben", meinten die Holsteiner.

Auf einem Dachboden lagen etwa 30 Mann, zusammengepöckelt wie die Heringe. Als ich hineinkam, es war noch finster da drinnen, da meinte ein alter Landwehrmann:

„Na, nu kummt uns Leutnant, nun möt wie den Boom ansteeken."

Und gleich darauf brannte ein allerliebster Tannenbaum, mit vielen Lichtern und allerhand buntem Zeug darin. Dann scharten sich alle im Kreis, Junge und Alte, Kriegsfreiwillige, Landwehrleute, Reservisten, Gebildete aus den besten Kreisen und einfache brave Holsteiner Landleute oder Hamburger Fabrikarbeiter. Die verschiedensten Menschen, ungleich an Bildung und Begabung, ungleich an Können und Besitz, nun aber alle durch das große Geschick zu Kameraden geworden, zusammengeschmiedet durch das große eiserne Muß. Und nicht einer unter den vielen, dem man diesen Zwang ansah, nicht einer, der sich besser dünken mochte als sein Nachbar, nur eine lückenlose Kette von Kameradschaft. Die sang nun Weihnachtslieder: „Stille Nacht, heilige Nacht" und was es sonst an schönen deutschen Liedern gibt. Wie das flackernde Kerzenlicht über die andächtigen Gesichter huschte, so huschten die Gedanken aller in die Nacht hinaus heimwärts, wo hier in wohldurchwärmten Gemächern, dort im bescheidenen Stübchen ihrer gedacht wurde. Aber alle hielten sie tapfer ihre Gedanken im Zaum, es wußte ja jeder, es ging in diesem Jahr nun einmal nicht anders. Es mußte so sein. Und es ging auch ganz gut, denn allmählich tauchten die Witzbolde der Kompagnie aus ihrer ersten Ergriffenheit heraus, und ich mußte bald hier, bald dort Solovorträge mit anhören, die die Stimmung der Zuhörer schnell bis zur Fidelität steigerten. Aus jedem Hause klang Chorgesang, und der Weihnachtspunsch trug dazu bei, daß das kleine Dorf S. bis zum frühen Morgen von seltsamen Stimmen widerhallte. Na, nach so langer Zeit da vorn im Graben war ja auch einige Nachsicht am Platz. Und es war doch nun mal Weihnacht.

Im Hause bei uns hatten die Burschen den Weihnachtsbaum geputzt, eine dampfende Bowle sorgte für innere, ein prasselndes Kaminfeuer für äußere Erwärmung. Nur ein kleiner Kreis, zwei Leutnants, zwei Feldwebel, ein Fähnrich und unsere Burschen, die sich über unsere faulen Schnäcke schief lachten.

Mit einem Male erscholl mehrstimmiger Chorgesang, die Sänger unserer Kompagnie brachten uns ein Weihnachtsständchen. Klang wundervoll und fand allgemeine Anerkennung. War doch auch nett von den Leuten. Die besten Solosänger bekamen dann noch ein Glas Punsch bei uns drinnen und mußten noch „So'n Lüttschen ut de Muuskist" vortragen.

Mitten im Vortrag trat ein Artillerist ein, ein Riesenkerl, der ganz mörderlich bezecht war. Er wohnte oben im Haus und mußte durch unser Zimmer, um an seine Lagerstätte zu gelangen.

„Sind Sie von der Schweren?" fragte einer von uns. Wir meinten von der schweren Artillerie. Ein verachtungsvoller Blick traf uns alle. „Wat, Swere?" lallte er und schwankte wie ein Kreisel.

„Ick bün leichte Muni."

Er meinte leichte Munitionskolonne.

„Na, dann kommen Sie her und nehmen sich eine Zigarre."

Das gelang ihm erstaunlich gut. Dann wankte die „Leichte Muni", die aber sehr schwere Munition geladen hatte, davon.

Draußen in der Küche hatten sich zwei alte Landwehrleute mit unsrer kleinen Haustochter angefreundet und waren zum Schrecken unserer Wirtsleute gar nicht nach Hause zu kriegen. Sie erzählten sich furchtbar umständliche Geschichten, waren sich aber gar nicht klar, daß sie das in einem fremden Hause taten. Kein Mensch wußte, wie sie hergefunden. Sie saßen und saßen und tünten immer so los. Von Korl und Hein und de lütje Mine dor achter in dem ollen Hus. Unsere französischen Wirtsleute rangen verzweifelt die Hände. Aber immer wieder meinte der eine: „Jä, un wat ick denn noch seggen wull, da käm Krischan, du kennst doch Krischan?" Unglücklicherweise kannte der andere Krischan nicht. Nu ging's wieder los.

Na, aber schließlich bewirkte eine freundschaftliche Ermahnung, daß auch diese Herren ihren Wohnstätten zustrebten. Wann sie diese erreicht haben, weiß ich nicht, schließlich war

aber auch bei uns Ruhe. Das Triumvirat der Burschen zog kichernd durch das Frauengemach unserer Wirtsleute, anders konnten sie nicht zu ihren Lagerstätten kommen, und wir schwangen uns in unsere Kissen und ließen uns von den verlöschenden Flammen in den immer so behaglichen ersten Feiertag hineinträumen.

Bum, bum und wieder bum, bum, bum, waren die ersten Begrüßungszeichen des erwachenden Tages.

„Donnerwetter, was ist denn da los?"

Wieder tönte eine Kanonade.

„Ich glaube, wir müssen aufstehen," meinte Leutnant L., „das sind Einschläge der französischen Artillerie, die Bande beschießt das Dorf."

„Na, ich will erst noch mal etwas liegen bleiben, wenn die Wand umfällt, ist es ja wohl noch früh genug", war meine Ansicht.

Schließlich erhoben wir uns aber doch, tranken behaglich unseren Morgenkaffee mit allerlei nettem Heimatsgebäck dazu und guckten in den schönen Wintertag hinein. Dauerte aber nicht lange, da kam schon eine Ordonnanz.

„Höchste Alarmbereitschaft."

„Was ist denn los?"

„Weiß nicht."

Nach einer halben Stunde:

„Das Bataillon rückt sofort ab."

„Antreten!" ging der Befehl. Verfl . . . . Schw . . . ., so eine Gemeinheit. Das sind nun die Ruhetage. Daß die Franzosen zu Weihnacht etwas vorhatten, war uns bekannt, aber es mußte doch nicht gerade hier sein. War aber scheinbar doch hier, denn jetzt hörte man auch Infanteriefeuer. Allerdings in der Ferne. Na, es half ja nichts, schnell Revolver um, Helm auf, und dann die Kerls zusammengetrommelt. Nach einer Viertelstunde stand die Kompagnie, nach einer halben Stunde marschierte das Bataillon auf der herrlichen Waldchaussee nach C. Ordonnanzen sprengten vorüber, Motorräder knatterten vorbei. Kein Mensch wußte, was los war. Und das Artilleriefeuer, das hörte man immer deutlicher. Scheinbar direkt vor uns.

Kurz vor C., nach $1^1/_2$ Stunden Marsch, kam der Befehl zum Halten.

„Gewehre zusammensetzen. Alles im Walde wegtreten. Fliegerposten aufstellen." Das Bataillon bleibt vorläufig hier zur Verfügung der xten Brigade.

„Feldküchen vor und Essen ausgeben."

Unsere Gulaschkanonen trabten heran, und die inzwischen sorgsam bereitete Mahlzeit mundete in der prächtigen Rauhreiflandschaft vorzüglich.

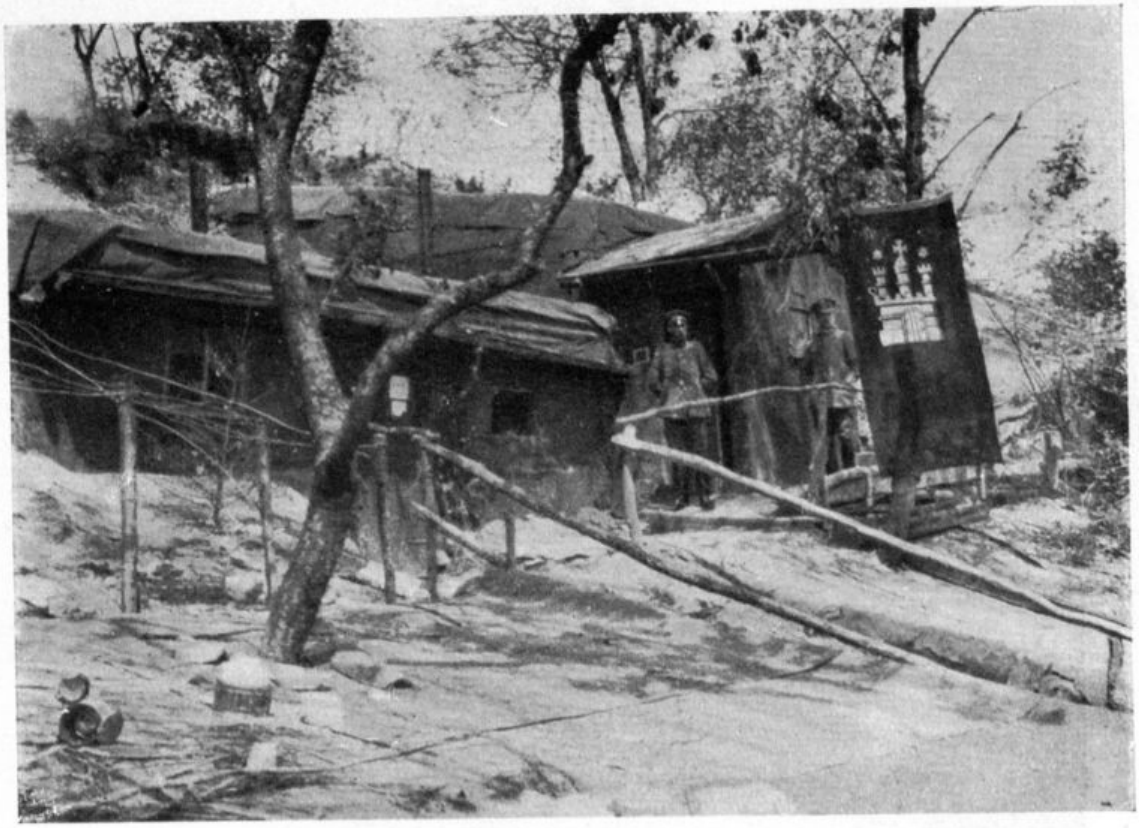
Das Artilleriefeuer wurde inzwischen äußerst heftig. Schlag auf Schlag rollten die Salven der schweren Kaliber, Schlag auf Schlag prasselten die Schrapnells und zersprangen — glücklicherweise immer einige hundert Meter vor uns. Hätte ein Flieger uns hier entdeckt, wir hätten's schwer büßen müssen.

Schließlich erfuhren wir auch, was eigentlich los war. Das zweite Bataillon vom Regiment X war heute morgen um $9^1/_2$ Uhr angegriffen worden. Mit Handgranaten hatten die Franzosen zu stürmen versucht. Aber vergebens. Der Angriff war abgeschlagen. Zwei feindliche Kompagnien waren von unseren Maschinengewehren bis auf den letzten Mann vernichtet und lagen tot vor unserer Front oder hingen sogar im Stacheldraht. 410 Gefangene waren in unseren Händen.

Unser Bataillon diente jetzt als Reserve, falls die Kerle nochmal ihr Glück versuchen sollten. Und darauf warteten wir nun den ganzen Tag in der frischen Winterluft, aber die Herren Franzosen kamen nicht. Hatten wohl genug.

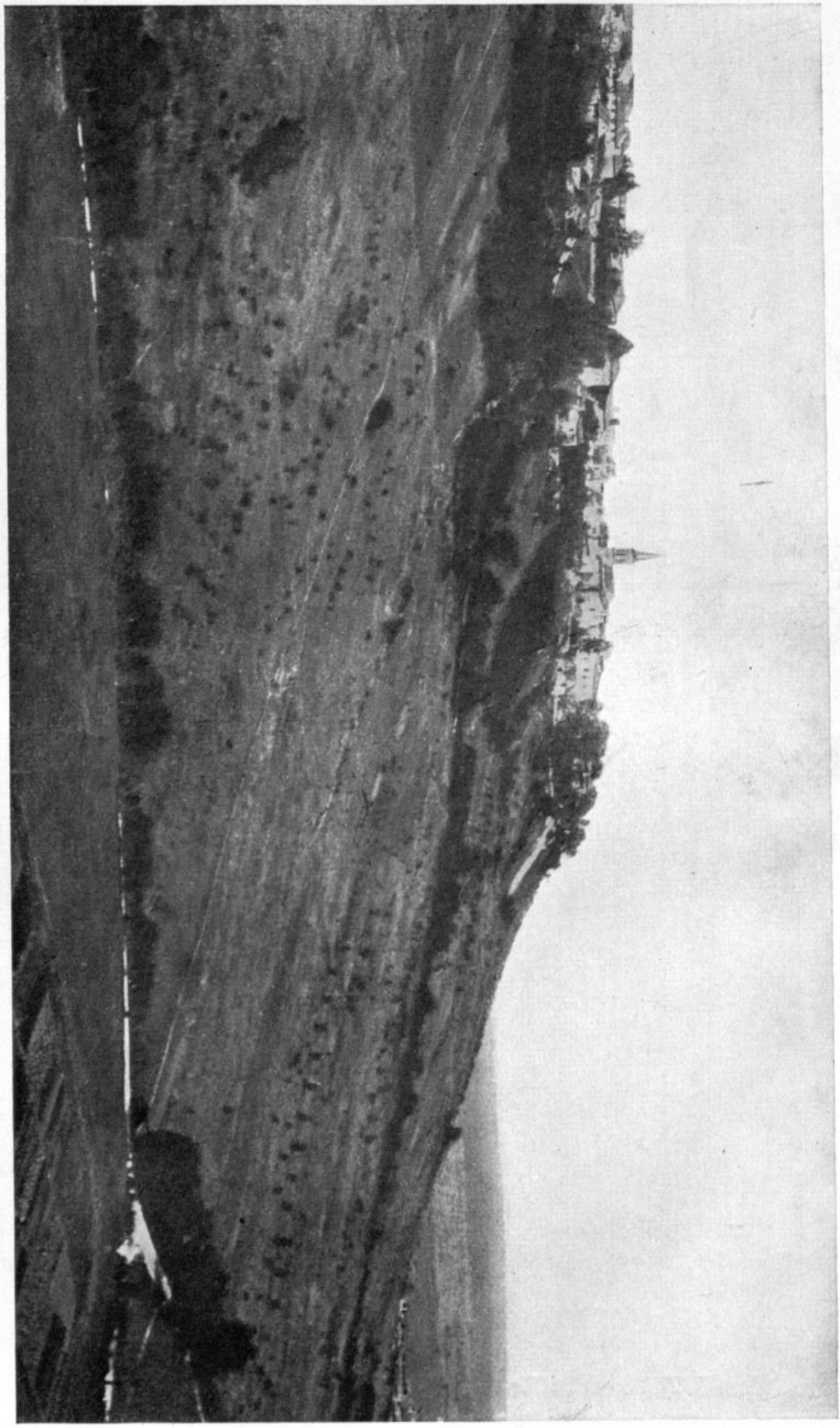
Beim Anbruch der Dunkelheit marschierten wir vor nach C. Dort sollten Alarmquartiere für die Nacht bezogen werden. Na, also los, wir richteten uns ein, so gut es ging, und viele Feuerchen waren schnell entzündet, um den erfrorenen Gliedern nach dem achtstündigen Warten in der Kälte wohlige Wärme zuzuführen.

Wir, zwei Stabsärzte und zwei Leutnants, hatten ein ganz entzückendes Quartier in einem alten vornehmen Hause eines Royalisten gefunden. Es war eben vom Stabe des Regiments Y verlassen worden, sodaß wir uns ins warme Nest setzen konnten. Gediegene Wandgemälde, ein fein gedeckter Tisch, Teppiche, ein Klavier versetzten uns mit einem Schlage in ungewohnte kulturelle Umgebung. Und als das Kaminfeuer mächtig loderte, der vom Regiment Y zurückgelassene Tannenbaum seine Lichter erstrahlen ließ, da saßen wir ganz beglückt über diese herrliche Wendung in bequemen Ruhesesseln und dachten ....



Unterstand des Regts.-Stabes in Deuxnouds-aux-Bois (Regts.-Kdr. Major von Burstin, Regts.-Adjutant Oberlt. von Sydow)

Vom J.-R. 76 am 24. April 1915 erstürmter französischer Schützengraben



Hattonchâtel, das Ruhequartier des J.-R. 76 nach dem Sturm auf Les Eparges (1.—2. Mai 1915)

Jedenfalls nicht an dieſe verfl .... Ordonnanz, die plötzlich hereinſtürzte: „Die Kompagnien marſchieren nach S. zurück.“

„Befehl des Bataillons.“

„Weihnachten iſt doch immer koloſſal gemütlich“, meinten wir einſtimmig.

Alſo wurde wieder alles zuſammengepackt, die Kerle wieder alarmiert und im Eilſchritt ging's nach S. zurück, wo wir zum Entſetzen unſerer Hauswirte abends 11 Uhr höchſt energiſch Einlaß verlangten.

Und man denke ſich, wir konnten ungeſtört bis zum nächſten Tage ruhen. Zweimal wurden wir allerdings noch wieder auf hohe Gefechtsbereitſchaft geſetzt, aber es ging vorüber. Nur konnten wir infolgedeſſen nicht viel unternehmen, wären gern wieder ausgeritten, aber man durfte ſich ja nicht entfernen.

Ruhetage hinter der Front wie immer, koloſſal nett. Man iſt froh, wenn man wieder vorn iſt beim Feinde. Da weiß man doch, was los iſt. Na, heute abend geht's wieder hin.

„Fröhliche Weihnachten!“

11. Neue Bilder.

Heute Abend iſt bei uns Geſellſchaft. Das heißt der Bataillonsführer hatte eingeladen und ich, ſein Adjutant, überbrachte dieſe Einladungen verſchiedenen Herren des Regiments. Natürlich kamen alle. Um 7 Uhr zum Eſſen. Adjutanten übernehmen die Pflichten der Hausfrau, wenn keine da iſt. Und es war wirklich keine da. So überfliege ich denn noch einmal die gedeckte Tafel. Teller, Meſſer, Gabel, Löffel; Teller, Meſſer, Gabel, Löffel. Dreimal, viermal, fünfmal, ſechsmal, ſtimmt. Ein entzückendes Service mit helleuchtenden Roſen, leicht geſchwungene Gläſer, eine mit glühendem Rot gefüllte Weinkaraffe, Tannenzweige aus der Heimat ſchmücken das weiße Tiſchtuch. Es iſt gleich 7 Uhr. Kurt, unſere erſte Ordonnanz tritt herein.

„Na, Kurt, alles in Ordnung?“

„Jawohl, Herr Leutnant, es iſt alles fertig!“

„Das heißt alſo, wenn der erſte Gang um 7 Uhr ſerviert wird, kommt der zweite um 12 Uhr, was?“

„Nein, Herr Leutnant, der kommt denn sofort."

Na, denn kann es ja losgehn. Und da kommen auch schon die Gäste.

„Guten Abend, wie geht's? Das ist ja famos, daß Sie da sind."

„Danke gehorsamst für die Einladung."

„Aber ich bitte Sie, freue mich, daß Sie kommen. Nun bitte nehmen Sie doch Platz."

Und alsbald beginnt unser kleines Diner:

Bouillon mit kleinen belegten Brötchen
Filetbraten, garniert
Erbsen, Spargel, geröstete Kartoffeln
Zitronenpudding
Käse
Kaffee, Likör, Zigarren.

Es klappt tadellos, die Gäste sind starr vor Staunen. Nein, so was.

„Wie haben Sie das nur fertig gebracht?"

Wir lächeln geheimnisvoll.

„Es ist doch fast so, als ob man zu Hause ist", meinte einer der Herren.

Und er hat recht, es ist auch fast wie im Hause. An das Schießen, das Tag und Nacht anging, hat man sich schon gewöhnt. Und wer sich umsieht in dem, wenn auch kleinen, so doch behaglichen Raum, der kommt nicht auf den Gedanken, daß der Feind nur 100 m vor uns steht. Da hängen an den Wänden schwere französische Stoffe als Tapeten, so wundervoll in Farbe, daß man bedauert, nicht sein Heim so schmücken zu können. Das Fenster ist mit reizenden weißen Mullgardinen verziert, die kleinen Weihnachtsbäume dienen als Blumenschmuck. Der Türeingang ist mit einer dunkelroten Portiere verkleidet, und buntgemusterte Linoleumstücke ersetzen den Fußteppich. Eine große Lampe wirft durch einen bunten Papierschirm ein gedämpftes Licht in den Raum und beleuchtet magisch die Kunstreproduktionen, die einer wundervollen künstlerischen Mappe entnommen, einen köstlichen Wandschmuck bilden. Da hängt ein Rembrandt, ein Madonnenbild von Sarto, die ruhende Venus von Giorgione, und über allem Stielers Goethe mit seinem fragenden Blick, als wenn er sich wundert, was denn die Kultur hier zu tun hat. Hier zwischen Bomben und Gra-

naten, hier 100 m vom Feind. Aber das ist es ja gerade, wir sind eben zu eng mit der Kultur trotz allem verbunden und müssen sichtbare Zeichen bei der ersten Möglichkeit aufpflanzen, als Ausdruck, daß wir da sind, diese Werte zu verteidigen.

Die Gläser klingen, das Wohl der Heimgebliebenen, das Wohl der Frauen unserer Kameraden wird getrunken, und viel wird erzählt vom Krieg und wie wohl alles werden mag. Dabei legt sich so ganz allmählich ein dichter blauer Schleier von Zigarrenrauch um unsere Lampe, der steht bald wie eine Wand im Raum, die fast undurchdringlich scheint. Aber da teilt sie sich doch, und Kurt erscheint mit einer Flasche Sekt.

Unerhörter Luxus.

„Na, aber nun müssen Sie mal erzählen, das ist ja einfach kolossal, woher haben Sie das alles" ging die Frage.

Was, den Sekt?

„Ja, und auch die andere Aufmachung?"

„Ja, also den Sekt, den haben wir uns mit einem Automobil kommen lassen. Aus Deutschland. Und denken Sie dies Pech, wie die Körbe hier in der Dunkelheit heraufgetragen werden, da fallen die Leute hin, und alle Flaschen zerbrechen. Bis auf die eine Flasche hier, und die wird Ihnen zu Ehren geleert. Na, Prost!"

„Prosit, Prosit!"

„Na, hoffentlich zerbrechen noch mehr solche Transporte", meinte einer der Herren. Der kannte schon diese Geschichte, denn sie wird jedesmal erzählt, wenn Gäste bei uns Sekt trinken. Sollten wir aber sagen, daß ein Freund des Bataillons 6 Flaschen gestiftet hat? Denn wüßten sie ja, daß noch mehr Vorrat da ist, und mit solchen Überraschungen muß man doch haushalten.

Und mit den anderen Sachen ist es geradeso, man muß nie seine Quellen verraten. Leutnant S., unser schneidiger Verpflegungsoffizier, hatte gut für uns gesorgt. Als nämlich sämtliche Einwohner die Orte hinter unserer Front räumen mußten, da fiel ihm durch einen glücklichen Zufall das Haus des Bürgermeisters in die Hände. Wem sollten denn diese schönen Gardinen, die Stoffe, das prächtige Porzellan, die dicken Matratzen noch dienen? Etwa als Futter für die Granaten? Wäre doch schade. Also rin in die Schützengräben. Und eines Tages erschien denn ein Troß Musketiere, wie Umziehleute, mit den Habselig-

keiten Frankreichs beladen, und unter dem Krachen sämtlicher Wände würgte sich eine dicke Matratze in meine Schlafbude. Die andern Köstlichkeiten verschwanden hier und dort, das meiste in das „Hotel Atlantic", wie sich unsere musterhafte Küche benannt hatte und alles, was man dort zubereitete, wurde nun auf köstlichem französischen Porzellan gereicht.

Ob die Bewohner jemals ihr Eigentum wiederbekommen? Kaum, warum sind sie so dumm, uns in ihrem Lande zu lassen!

Und da sind wir wieder bei unserm alten Thema: „Würden die Franzosen nochmals eine ernsthafte Offensive versuchen?"

Aber selbst bis Mitternacht ergründeten wir diese Frage nicht, und schließlich brechen unsere Gäste auf. Wozu auch das ewige Reden. Es wird sich ja schon zeigen.

„Aber wie nett es bei Ihnen war, meine Herren, wirklich wie zu Hause." Alles brach auf.

„Tausend Dank und gute Nacht!"

„Gute Nacht!"

Und bei dem suchenden Licht der Blendlaternen verschwanden unsere Gäste in den finsteren Laufgräben.

Gerade werden noch die reizenden Tassen des Kaffeegeschirrs hinausgetragen, dann sind mein Bataillonsführer und ich wieder allein, wie so manchen Abend nun schon. Wie wir sonst die Zeit hinbringen? Nun, jeden Abend von 7—8 Uhr ist die Essensstunde, und jeden Abend rücken wir nach dem ersten Bissen uns korrekt in unserem Stuhl zurecht, sehen uns an, ergreifen die Gläser, und einer sagt dann mit feierlicher Miene:

„Die Damen!"

Jeden Abend wird dieser Toast mit anderen Worten eingeleitet, aber niemals büßt er an Würde oder Feierlichkeit ein. Einmal meinte einer, ob wir auch mal auf das Wohl besonderer Damen trinken wollten, auf die Blonden, die Dunklen, aber wir kamen davon zurück, wir fürchteten unliebsame Momente zu weitgehenden Spezialisierungen. So blieb es beim bisherigen.

Nach dem Abendessen, wenn kein dienstlicher Vortrag mehr zu halten ist, wird Schach oder Karten gespielt. Nur dann und wann unterbricht der Fernsprecher die Stille. Fernsprecher? Ein Senatsgeschenk an unser Bataillon, eine großherzige Spende großzügiger Männer, die mehr als es bisher möglich war, alle Möglichkeiten guter Verständigungen erfaßt. Feierlich wurde sie

uns durch einen Sondergesandten überbracht, feierlich eingeweiht und nun dient sie uns, um mehr als es bisher geschehen konnte, das Leben der einzelnen vor der Unbill des Krieges zu schützen.

Nun klang das Signal wieder auf.

„Ja, was ist los?"

Meldung, daß die französische Artillerie wieder die Reservestellung befeuert.

„Sind Verluste gemeldet?"

„Nein, noch nicht."

„Gut, also weitermelden an die Artillerie-Beobachtung."

„Jawohl."

„Schluß."

Das war nichts besonders Wichtiges. Aber einige Male hatte uns diese schöne Vervollkommnung unserer sonst einfachen Fernsprech-Zentrale doch schon wertvolle Dienste geleistet. Zum Beispiel, wenn die Minenwerfer kommen, die sich so unscheinbar mit ihren kleinen Wurfgeschützen hinter einer Böschung versteckten, um mit schrecklicher Sprache vom Entsetzen des Krieges zu reden.

Kann jemand jenen Nachmittag vergessen, als es hieß: „Heut' schießt der große Minenwerfer!"

„2 Uhr 45 geht alles in Deckung, es stehen nur die Beobachtungsposten." So lautete der Bataillonsbefehl.

Punkt 2 Uhr 45 rasseln die Telephonsignale.

„Artillerie-Beobachtung da?"

„Ist der Beobachtungsoffizier da?"

„Jawohl, hier Leutnant X."

„Hier Leutnant A., also Punkt 3 Uhr fällt der erste Schuß. Sie beobachten nicht wahr, und geben gleich eine Korrektur durch!"

„Jawohl, bitte wieviel ist jetzt die Uhr?"

„2 Uhr 51."

„Schön, danke sehr."

Auf der einen Seite der Offizier der Minenwerfer dicht hinter den Schützengräben, auf der anderen Seite der Beobachter beim Artillerie-Beobachtungsstand. Der Fernsprecher lief von einem zum andern durch unsere Zentrale.

Es folgten erwartungsvolle Minuten. Einer sah den andern an und jeder dachte: „Wie es wohl werden würde?"

Und dann rang plötzlich jede Bruſt nach Atem, die Körper duckten ſich wie vor etwas Furchtbarem. Das Blut wich aus dem Antlitz. Ein raſender Luftdruck. Ein dumpfer Knall. Das war der Abſchuß! Wie ein Paket flog die mit 1 Ztr. Sprengladung gefüllte Mine durch die Luft. Man konnte mit den Augen folgen, dann plumpſte ſie in den franzöſiſchen Schützengraben. Wer es noch nicht kannte lief drüben hinzu, dachte wohl an eine Überraſchung. Und dann ein Aufſchrei des Entſetzens, ein donnernder Krach, der die Menſchen zu Boden ſinken ließ, eine zum Himmel aufſteigende Erdſäule und Tauſende in der Luft wirbelnder Holz- und Eiſenteile.

Totenſtarr ſaßen die Unſrigen, gelähmt vor Schreck über das Furchtbare, zu Boden geriſſen von der zuckenden Erde. Unfähig irgendeiner Gefahr zu begegnen. Aber wie mochte es drüben erſt ausſehen. Wo es traf, da wurde alles zum Chaos, was lebte war in Atome zerriſſen, und die Erde empfing durch die teufliſche Liſt ihrer Kinder eine tiefklaffende Wunde.

Im Umkreis aber, der verſchont blieb von unmittelbaren Kataſtrophen, verfiel das Lebende, mußte alles Lebende dem Wahnſinn verfallen. Wohl war es dem menſchlichen Geiſt gelungen, die Zerſtörungskraft des einzelnen durch raffinierte Erfindung ins maßloſe zu ſteigern, aber unfähig blieben die Nerven, den Wirkungen dieſer Einfälle ſtandzuhalten. Der Organismus ging zu Grunde, jetzt bei denen da drüben, als Schlag auf Schlag die Wut dieſer mörderiſchen Exploſionskörper einſetzte. Wer mochte in dieſen Momenten nicht hoffen von dieſem ſchrecklichſten der Schrecken in dieſem Kriege verſchont zu bleiben.

Aber der Krieg iſt grauſam und Revanche der ſtete Gedanke der Franzoſen. Am nächſten Nachmittag traf uns der Racheſtrahl. Zu klug war der Gegner, um nicht die Schwäche der vorgeſchobenen Spitze unſeres Grabens auf unſerem linken Flügel zu erkennen. Und da hagelten ſie hinein. 80 Granaten in unmittelbarer Folge. Und nach jedem Schuß die Frage: Kommt noch mehr? Und ſofort die Antwort als donnernder Eiſengruß. Und nach jedem Schlag ein Taſten, ein Suchen nach einem Platz, der den feuerſpeienden Ungeheuern Trotz bot. Ein Laufen, ein Hoffen, noch vor dem nächſten Todesboten fortzukommen, fort aus dieſer Hölle, unter ein ſicher ſchützendes Dach. Gar manchem gelang der Wettlauf mit den Granaten, und der

Kundige weiß, welch stolzes Gefühl die Brust dessen durchzieht, der just das sichere Eiland erreicht, wenn gerade hinter ihm der tückische Bote krachend zerspringt. Aber der Schnitter wollte sein Recht.

Ich saß gerade in meiner Bataillons-Stube, da gibt der Fernsprecher das Bataillons-Signal. Ich höre:

„Sofort die Krankenträger an den linken Flügel der xten Kompagnie."

„Was ist los?"

„Die Granaten haben eben einen Unterstand eingeschossen, 8 Mann sollen darin verschüttet sein."

„Na, werden die Leute denn ausgegraben?"

„Jawohl, sie sind dabei."

„Schön, Krankenträger kommen sofort."

Der Fernsprechapparat rief die Krankenträger aus der Reservestellung herbei. Da vorn aber da schaufelten sie. Niemand kümmerte sich um die Granaten. Leben galt's zu retten, Menschenleben, die erhalten werden konnten, wenn die Hilfe schnell kam. Da kam schon ein Kopf heraus. Er schrie jämmerlich, der arme Kerl, aber es gab schon wieder Luft, wenn auch die Erde wie Zentner die Brust bedrückte. Die Spaten flogen.

„Hier ist die Erde am dünnsten, hier angefaßt Kerle."

„Heraus die Erde. Hier." Wer keinen Spaten hatte grub mit den Händen. Fingernägel krallten sich in den Sand. Da klaffte ein Spalt. Luftzufuhr.

„Halloh, seid Ihr da?"

Ein Tasten irrender Hände war die Antwort. Also noch Leben.

„Los, Kerle."

Und das verschüttete Erdreich wurde aufgerissen. Es wurde geschafft. Licht floß wieder in die Finsternis, und Leib auf Leib wurde dem Grabe entrissen. Auf Decken trug man sie zurück, und langsam blinzelten die Augen wieder ins rosige Licht und sahen wieder die Welt, ihre Welt, die sie so grausam betrügen wollte. Sie sahen aber auch ihre Kameraden, ihre Retter, denen sie diese Stunde des Wiedererwachens verdankten. Die standen im Kreis herum, und jeder eilte mit Fürsorge, die Angst und den Schrecken der letzten Minuten milde abzuleiten. Lächeln und Händedruck tauschten sich aus, wo sonst nur rauhe Sprache erklang.

Nur zwei, die trug man weit zurück. Alle Kunst, alle Mühe war vergebens, sie schliefen schon, für immer.

Die Bilder des Düsteren wechselten mit fröhlichen Szenen. So wenig wie man den ersteren lange nachhing, umso eifriger betätigte sich jeder bei ausgelassenen Gelegenheiten.

Spione waren wieder gemeldet, Spione hinter der Front, die sich herumtreiben und immer Gelegenheit wissen, auf diese oder jene Art dem Gegner Nachrichten zugehen zu lassen. Von dieser Sorte existierten mehr, als man gemeinhin annahm. Gerade in letzter Zeit hatten sie sich sehr unliebsam bemerkbar gemacht, und allerhand Zeichen bei Tage und bei Nacht ließen die Anwesenheit von Spionen unmittelbar hinter unserer Front mit Sicherheit vermuten. Und da war schon so ein verdächtiges Individuum. Alle Telephonstationen bekamen die Nachricht:

„Ein älterer Herr mit grauem Vollbart, auf einer Fuchsstute unterwegs, deutschem Militärmantel, meist in Begleitung eines Burschen, ist anzuhalten."

Wahrhaftig reiten die Beiden am nächsten Tag dicht hinter unserer Front. Alles sah hin. Paßte nicht die Beschreibung? Ja, ganz genau sogar. Da kam auch schon die Fernsprechmeldung: „die beiden verdächtigen Reiter sind eben auf der Straße C. nach T. gesehen worden."

Nu los. Wo sind sie? Eben abgestiegen? Denn man schnell eine der Reserve-Kompagnien mobil gemacht.

Die Leute folgen den beiden Personen ausgeschwärmt durch den Wald. Die Reiter waren inzwischen abgestiegen. Etwa 200 Mann schlängeln sich indianerhaft durch die Büsche.

Blieben die da vorn stehen, blieb die lange Kette zurück, gingen sie vorwärts, folgten die Soldaten nach. Allmählich kam es dem älteren Herrn aber zum Bewußtsein, daß da irgend etwas vorging. Er drehte sich plötzlich um und ging auf die Verfolger zu.

Allgemeines Staunen, zaghaftes Stehenbleiben.

„Sagen Sie mal, was wollen Sie eigentlich von mir?" herrschte er die Soldaten an. Keiner der braven Muskos hatte den Mut zu sagen, daß er diesen hochgewachsenen Mann eigentlich verhaften wollte. Ein vernichtender Blick traf die Verfolger.

„Wenn Ihr nicht wißt, wer ich bin, sagt es doch."

Wißt Ihr's also nicht mal: „Ich bin der Regimentskommandeur vom Regiment X." Sprach's und ging von dannen. Es gibt viele dumme Gesichter, so viele dumme Gesichter auf einmal wie bei dieser Spionenverfolgung hat es aber doch nie gegeben. Denn der Herr hatte Recht. Einer kannte ihn wieder, es war Major B. vom Regiment X., unserm Nachbarregiment! — Auf Zehenspitzen schlich es durch den Wald nach Haus.

Ein andermal machten Leutnant W. und L. einen längeren Spaziergang und kamen hinter die Front eines anderen Regiments. Durch einen Zufall verloren sie sich aus den Augen. Der Zurückgebliebene fragte einen Posten: „Haben Sie eben einen Offizier gesehen?"

„Jawohl", antwortete der Posten.

„Na, denn halten Sie ihn mal fest", sagte Leutnant W. Und im Nu stürzte der biedere Mecklenburger vorwärts durch den Wald, rief noch schnell einige Kameraden herbei, holte Leutnant L. ein und erklärte ihm, er sei verhaftet.

„Wer, ich?" fragte Leutnant L.

„Jawohl", antwortete triumphierend der Mecklenburger.

Leutnant L. erfaßte die Komik der Situation, fing an plattdeutsch zu sprechen. Er war Berliner, kannte gar kein Plattdeutsch und war nun in den Augen der Mecklenburger gerichtet. Dem Nachkommenden meldeten die Obotriten, sie hätten der Herrn schon.

„Das ist recht, Kinder", rief Leutnant W., „den haltet fest, der ist sehr verdächtig". Nun war gar keine Möglichkeit mehr fortzukommen. Selbst als beide Herren lachend erklärten, es sei alles nur ein Witz, glaubten die guten Mecklenburger dies noch lange nicht. Erst auf dringendes Zureden ließ ihr Eifer nach, aber im Fortgehen meinte noch einer der Posten: „Ich bin mir noch gar nicht sicher, ich glaub' der Herr ist doch ein Spion."

Sehr komisch war die Geschichte vom starken Mann. Zu dem Bestande, den ein Bataillon im Stellungskrieg mit sich führt, gehörte auch ein riesenstarker Mann im Range eines Musketiers. Da nun im Stellungskrieg sich die Stellungen eines Bataillons gar nicht oder nur ausnahmsweise ändern, so sammelt sich allerhand an Inventar an, das eigentlich zur Kriegführung gar nicht gehört. So, wie wir Möbel, Eßservice und Gardinen als Eigentum des Stabes des III. Bataillons erklär-

ten, obwohl sie früher einmal einem französischen Bürgermeister gehört hatten, so gehörte dem II. Bataillon ein Klavier, das allerdings nicht gerade im Schützengraben stand, aber in den Häusern des nächsten Dorfes in erreichbarer Nähe weilte. War nun beim Regimentsstab einmal abends Besuch, so wurde zur Belustigung der Gäste um das Klavier gebeten. So auch am Sylvester-Abend. Da liefen plötzlich die Soldaten zusammen, denn ein feierlicher Zug bewegte sich durch die Straßen von C. Ein offener Wagen fuhr langsam im Schritt und obenauf stand das Klavier, dem durch einen Kundigen die seltsamsten Töne entlockt wurden. Besonders seltsam, weil in die Klaviatur einmal ein Schrapnell-Sprengstück hineingefahren war, in dessen Erinnerung die betreffenden Töne jedesmal entsetzlich aufschrien. Andere Töne waren durch hineingeflossenes Bier mausetot gemacht. Dieses herrliche Konzert schloß mit prachtvollem Schlußakkord unter Kerzenbeleuchtung vor der Wohnung des Regimentskommandeurs. Und dahin war nun der starke Mann bestellt. Der stand in Erwartung des Zuges vor der Tür, blinzelte beim letzten Akkord einmal mit den Augen, holte tief Luft, nahm das ganze Klavier unter den Arm und verschwand mit Riesenschritten ins Haus. Das war die Geschichte vom starken Mann.

Aber zu diesen fröhlichen Stunden gesellte sich gleich wieder der Ernst der Lage.

Jene bangen, und doch nachher so unvergeßlich stolzen Tage von S. Freunde von den Spezialwaffen, die 8 Tage verschwunden waren, tauchten wieder auf. Man hatte sie bei S. verwandt, und sie erzählten von dem gewaltigen Unternehmen, an dem sie teilgenommen hatten, von den Regentagen, als es unaufhaltsam vom Himmel strömte, und das Gelände vor S. sich in einen knietiefen Morast aufgelöst hatte. Tief dunkle Nächte, schwarz von Finsternis und immer Angriffe der Franzosen. Man ließ sie kommen, man gab Raum. Die Franzosen drückten nach. Sie nahmen einige unserer Gräben, sie gewannen täglich Boden, macht nichts, je mehr kommen, je besser. Siegestaumel auf der anderen Seite, die Blätter füllten sich mit den Erfolgen Frankreichs bei S. Wie einen Kessel mit Wasser ließ man sich die französischen Gräben füllen, und hinter ihnen ging die Aisne hochgeschwollen wie ein Strom. Und dann kam die Reihe an uns. Die Artillerie begann ihr Konzert zunächst 2 mal täg-

lich, dann 4 mal täglich und am 3. Tag spien die Batterien Mord und Tod im Übermaß mit aller ihnen eigenen Kraft und ganzen Wucht auf die vordere Linie, und reihenweise türmten sich die Leichen.

Auf eine bestimmte Minute legte sich das schwere Feuer auf die im Hintergrunde befindlichen Höhen, und wie die Katzen sprang die Infanterie aus den Deckungen auf die sonst so gefürchtete Ebene. Kein Schuß fiel aus den ersten Gräben, konnte auch nicht fallen, denn Tote schießen nicht mehr. Und die Reserven, die saßen noch stumm und starr von der rasenden Kanonade und sahen erst ihr Geschick, als die Unsrigen über die Gräben stürmten. Nur vorwärts, immer weiter. Und wie die Höhe erreicht war, da lag das Aisne-Tal im weiten Grunde, und tausende von französischen Soldaten fluteten die Hänge hinüber, um Schutz zu finden hinter den schwellenden Wassern. In diese geballten Klumpen pfiffen die Kugeln, riß der Tod unerbittlich seine Opfer in Haufen zusammen. Und was die rettende Brücke nicht erreichte, das fand den Fluß, den rasend gewordenen Strom als Grab, das die von den Schrecken dieser Tage Erlösten hinabtrug als Totenklage zu denen, die noch immer meinten, in den Mauern von Paris die Fäden der Welt in der Hand zu halten. Erst wenn die Geschichte des Krieges geschrieben ist, wird man erfahren, wie die Verzweiflung tausende in den Strom trieb, zur ewigen Fahrt in die weitschimmernde See. Und erst später wird die Welt erfahren, was hier an Heldentum und Größe geleistet ist, wie hier der Wille zum Sieg den Erfolg herbeizwang. Es mußte gelingen und es gelang auch.

Wir atmeten auf. Ob wohl die Reihe auch an uns kam? Ob auch wohl hier etwas geplant war? Keiner wußte, aber es war doch leicht möglich.

Allerdings liegen wir so ineinander festgebissen gegenüber, daß nicht zu sehen ist, wie sich dieser Krampf lösen soll. Keiner gibt nach. Nicht mal der Klügere, denn das sind doch wir. Von der Höhe, die sich am Flügel unserer Stellung erhebt, ist der Spielplatz moderner Kriegführung glänzend zu überschauen. Ein klassisches Beispiel dafür, wie sehr sich die vorher verbreitete Überzeugung, daß ein moderner Krieg wegen der Rasenz der Waffen nur auf weite Entfernung geführt werden könnte, als Irrtum erwies. Knapp 40 m lag unser Schützengraben mit

einer vorspringenden Ecke vor dem vom Feinde besetzten Dorfe T., und der Unvorsichtige, der es wagte in Neugier den Kopf über die Deckung zu stecken, hatte seine Tat sofort mit dem Tode zu büßen. Auf die geringe Entfernung gab es nur tödliche Kopfschüsse, ja selbst durch die winzigen Schießlöcher der Brustwehren raste manch Geschoß in eiligem Lauf und traf nur zu oft den, der vor der engen Schießscharte treu seine Pflicht als Beobachter erfüllte. Und doch war man sich trotz der furchtbaren Wirkung der Waffen so nahe gekommen, nicht in kühnem, raschen Lauf, nicht mit der Waffe in der Hand, sondern fast nur mit Spaten, Schaufel und Harke. Aneinander herangegraben, Schaufel um Schaufel, tief in der Erde, Spaten- um Spatenstich, und jedes ausgegrabene Stück Erde war als Deckung gegen die feindliche Kugel benutzt. Ein Wirrwar endloser Laufgräben war die Folge dieser monatelangen Arbeit, und da sich ohne weiteres niemand darin zurechtfinden konnte, so hatten die Gräben und die Verbindungswege Straßennamen bekommen. „Ick wohn' am Schlumpp", sagt ein Wehrmann zum andern, wo wohnst du?

„Wat, Schlumpp, nee, ick wahn' an de Alster", antwortete der andere. Da gab es noch Jungfernstieg und Papendamm, Rathausmarkt und Bundesstraße, Laufgraben und Siegesallee. Und einer wohnte immer vornehmer als der nächste.

Aber weiter nach vorn konnten wir unsere Gräben nicht treiben. Hier war Schluß; der äußerste Flügel befand sich am Kirchhof, der etwas vom Dorf entfernt war. Das Dorf, das gehörte den Franzosen, aber der Kirchhof gehörte uns. Mitten hindurch ging unsere Stellung und die Gebeine längst Verstorbener ragten aus dem aufgewühlten Boden. Wir hatten Mühe ihnen wieder eine Ruhestatt zu geben, und nur des Nachts konnten neue Gräber geschaffen werden; am Tage lag der Friedhof unter tödlichem Feuer.

Dabei sah man vom Feinde nichts, seit 4 Wochen hatten wir keinen Franzosen uns gegenüber entdeckt. Nur ein ununterbrochenes Schießen kündete seine Anwesenheit. Wo war der Gegner?

Im Dorfe. Aber wo? Das ganze Dorf war ein vollständiger Trümmerhaufen, Ruinen und einzelne Wände, verschüttete Mauern und eingefallene Dächer sagten, daß hier einst Heimstätten gewesen waren. Unsere Artillerie hatte das

wundervoll im Waldtal gelegene, entzückende Dorf T. in den langen Monaten zu einem Chaos gewandelt. Aber zäh wie die Katzen waren die Franzosen. Immer wieder entstanden in den Trümmern Schießscharten, und was am Tage die Geschosse zerstörten, wurde in der Nacht wieder hergerichtet, und so gewandt war unser Gegner, daß er selbst im Wüstesten noch eine Hand breit da frei machte, wo ein Gewehr einen Gegner bekämpfen konnte. Er selbst hauste in den Kellern, und wenn selbst der Keller kein Schutzdach hatte, in der Nacht wurden Fässer, Karren, Wagen und sonstiges Gerumpel herbeigeholt und zum Ausbau verwandt. Das wußten wir, wenn's mal zum Sturm kam, hinter jedem Mauerstein mußte erst ein Franzose herausgeholt werden. Nur sehen konnten wir sie nicht.

Von der Höhe hatte man allerdings einen Einblick, da sah man die ehemalige Dorfstraße mit Laufgräben und Steinbarrikaden durchzogen, und hinter ihnen eilte der Turko und Zuave hin und her, um neues Material zur Verstärkung heranzuschleppen. Nur schießen durfte man von hier nicht, denn hier waren die Späherposten der Artillerie mit ihren köstlichen Ferngläsern, und jeder Schuß wäre ein Verrat dieser Stellung gewesen.

Wie lange dies Gegenüberliegen noch dauern mochte. Schon waren es Monate, und immer noch lag der eine dem andern im Auge, bereit zum Äußersten.

Sehr unbequem wurde uns mit der Zeit ein feindlicher, vorgeschobener Schützengraben auf einer dem Nachbarbataillon gegenüber befindlichen Höhe. Von dort gab es Flankenfeuer. Und der Zufall flüsterte uns ein Mittel zur Beseitigung ins Ohr. Man war eines Tages auf eine Höhle gestoßen, wie es so viele Höhlen in Frankreich gibt. Diese Höhle führte unter der Erde fast bis zur Stellung der Franzosen. Fachleute wurden herbeigeholt, und alsbald begann emsige Betriebsamkeit. Steinbohrer und Berglampen, Ventilatoren und Sprengpatronen traten in Tätigkeit, und immer wenn da unten in der Höhle die Sprengpatronen ihre Arbeit verrichten sollten, da schoß man über der Erde mit Granaten, sodaß der Lärm zerspringender Geschosse das Erdgeheimnis deckte. Und morgen sollte es fertig sein. Man war schon weit genug vorangekommen, und man hörte schon da unten die Schritte der oben im Licht wandelnden Franzosen, die als Posten im Schützengraben ihren Weg machten, scharf

den Blick auf die vor ihnen befindliche Gefahr gerichtet, ahnungslos, daß Höllengeister der Erde emsig ein Grab gruben. Aber da schöpften in den letzten Stunden die Unsrigen furchtbaren Verdacht. Hatte man doch etwas bemerkt? Es klopfte, scharrte, ruschelte da oben, was war's? Gegenminen? Wenn die durchkämen? Wenn sie eine Sprengladung legten. Alles wäre verloren. Also vorwärts. Die Männer trieften vor Schweiß und Aufregung, giftige Gase zwangen zu Pausen, fast ohnmächtig wankten die Ablösungen hinaus ins erfrischende Licht. Man rang um jeden Fußbreit Boden da unten, man rang um jeden Fußbreit Boden da oben. Nur die Schnelligkeit war der Sieger.

Und endlich hatten wir's geschafft. Die Höhle wurde geräumt, die Signale rasselten.

11 Uhr nachts.

11 Uhr 05 Feuereröffnung der Infanterie, die dem Flankierungsgraben gegenüberlag. Erst ein Schuß, noch ein Schuß, und dann prasselte die ganze Linie.

Man horchte drüben. Gab es einen Angriff?

Mit unglaublicher Geschwindigkeit nahmen die Franzosen das Feuer auf. Salve auf Salve donnerte vom Berg.

11 Uhr 10. Unsere Artillerie schoß jetzt Schlag auf Schlag in die hinteren Stellungen des Gegners.

11 Uhr 15. Minenwerfer traten in Tätigkeit und warfen schreckliche Sprengladungen in die feuerspeienden Reihen. Da dachte der Gegner, jetzt kommen die Deutschen, jetzt kommt ihr furchtbarer Sturm. Wer schießen kann hinein in die Reihen der Verteidiger. Und wie die Schützengräben da drüben sich füllten und die Feuerpunkte sich zu einer Schlangenlinie blau zuckender Flammen verdichteten, da war es 11 Uhr 18.

Und 11 Uhr 18 drückte mit kühlem Blut ein junger Offizier auf den Knopf der Sprengleitung, und alsbald zuckte die Erde bebend auf, und der Feuerschein versank in ein tiefes schwarzes Grab. Kein Schuß fiel mehr.

Nur einen Soldaten hatte die Wucht der Sprengladung hinausgeschleudert aus seiner Burg. Der lief jetzt in Todesangst zu uns herüber bis 10 Schritt vor unsere Front, da brach er zusammen. 3 Kugeln hatten ihn gleichzeitig durchbohrt.

Nach dieser Nacht kam wieder ein Morgen mit klarem Licht und hellschimmernden Wolken. Rauhreifkristalle blitzten

von den Bäumen, und Sonnenlicht floß in schwellenden Wogen durch die Welt.

Kaisers Geburtstag.

Leuchtender stahlblauer Himmel, leuchtender goldener Sonnentag. —

Wir hatten's lange überlegt, feiern konnten wir den Tag nicht, hier so hart am Feinde. Nur zweimal warmes Feldküchenessen und 1 Flasche Bier bekamen die Mannschaften. Und nur zu einem flüchtigen Frühstück mittags 1 Uhr waren die Herren des Bataillons gebeten. Und wie wir gerade versammelt sind, da meldet sich der Fernsprecher:

„Ja, was ist los?"

„Hier Regiment. Bitte den Bataillonsführer."

„Ja, hier Hauptmann W."

„Herrn Hauptmann ist heute das Eiserne Kreuz I. Klasse verliehen worden."

Da gab es ein Staunen, ein Beglückwünschen.

Alle fühlten sich gehoben, war es doch eine Ehre für das Bataillon, wenn der Führer mit dem höchsten Ehrenzeichen des Krieges dekoriert war.

Und wieder ging der Apparat.

„Herr Hauptmann?"

„Ja? Herr Hauptmann ist heute Major geworden."

Und zum zweiten Male streckten sich die Hände und gab es Glückwünsche.

Da kamen auch schon die Ordonnanzen mit einem Tablett mit Getränken. Alles griff zu den Gläsern.

„Ja, meine Herren," sagte unser frischdekorierter Major, ich weiß, daß ich die hohe Auszeichnung, die mir zuteil geworden ist, Ihrer Mithilfe verdanke. Und dafür bin ich Ihnen zeitlebens verbunden. Wenn wir jetzt aber die Gläser erheben, so gibt es nur eins zu sagen am heutigen Tage:

„Hurrah, der Kaiser."

12. Ernst ist das Leben, heiter zu sein, eine Kunst.

Seit Tagen schon Sturm, Sturm aus Südwest. Ganz schwarz sind die Nächte, und zu dem ununterbrochenen Pfeifen der feindlichen Kugeln heult der Sturm. In abgebrochenen Sätzen fegt er durch die Baumkronen und beugt die Zweige und

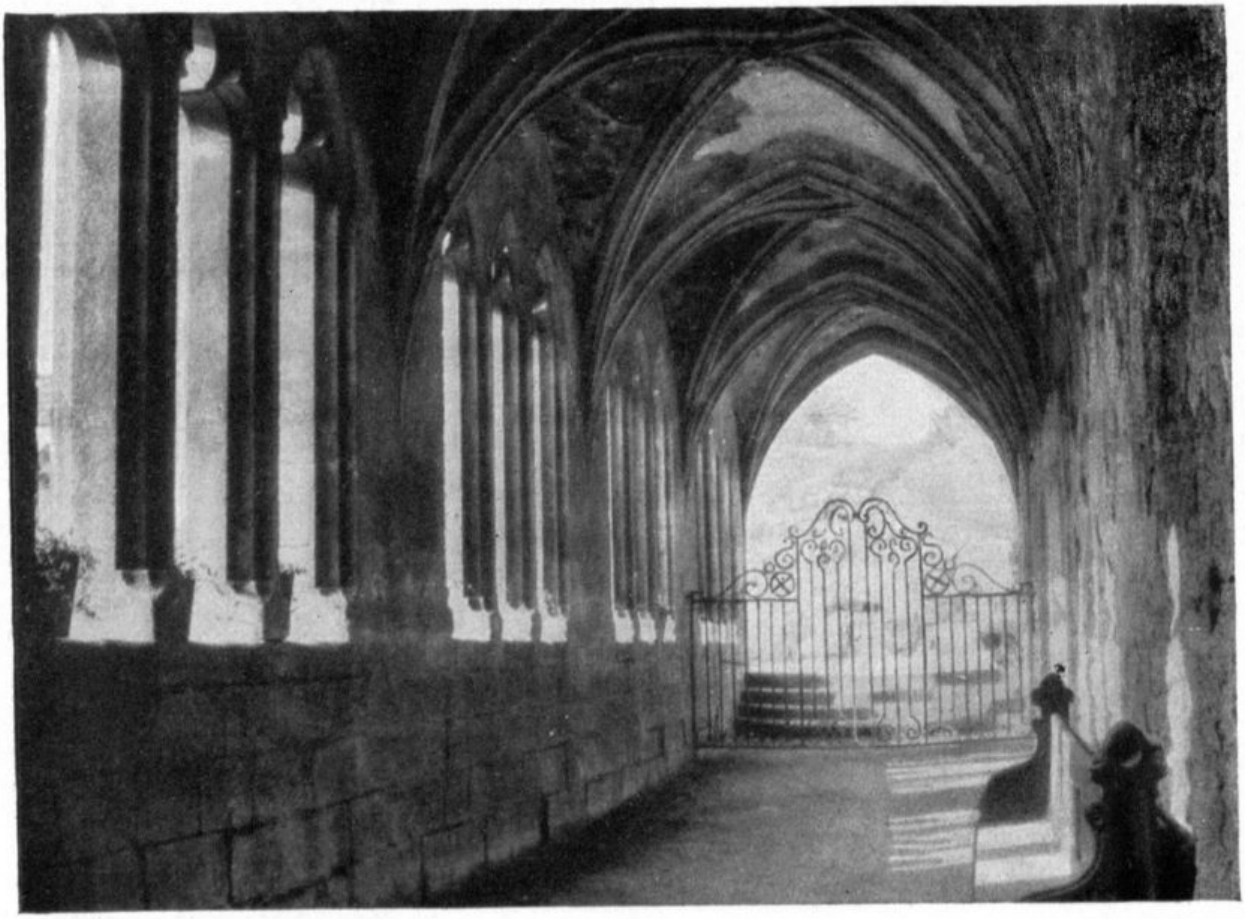
läßt die Wipfel schwanken, auf und nieder, auf und nieder, unabläſſig hin und her. Äſte brechen, Zweige fallen, wuchtig ſpringt der Wind um die Ecken der Schützengräben, heult über die Waldwieſe und fängt ſich dahinten wieder an den hohen Waldkronen, die ächzend aufſtöhnen vor dem Gewaltſamen. Derb ſchüttelt er ſie eine Weile, dann geht die wilde Fahrt fort zu den nächſten, fort in die Weite. Schwarz iſt die Nacht. Tiefe Wolken jagen in die Finſternis, jagen in eiligem Lauf fort ins Unermeßliche, eilen von einem Gegner zum andern und bedecken als tiefſchwarzes Trauertuch die Welt, um unſichtbar zu machen, was das Auge ſonſt ſchmerzvoll erfährt. Nicht einen Schritt weiter kann man ſehen. Was tut der Gegner? Steht er vielleicht ſchon mit einem Fuß vor unſeren Linien?

Im allgemeinen hat man erfahren, Finſternis iſt ein ſchlechter Begleiter des Angreifers. Wohl geſtattet ſie ihm, unbemerkt in die Nähe der feindlichen Linie zu gelangen, aber der Einbruch in den Schützengraben führt meiſt zur Kataſtrophe, denn nicht einen Schritt weit kann er im feindlichen Graben vorwärts, ohne ſofort auf ein Hindernis zu ſtoßen, das ihn irreführt oder zum Fallen bringt. Da bleibt der Verteidiger des Grabens im Vorteil, denn die langen Wochen geduldigen Harrens haben ihn befähigt, ſelbſt in der Finſternis ſeinen Platz aufzufinden, und ſchon das Taſten der Hand verrät den falſchen oder richtigen Weg. So kann er ſelbſt im Dunkeln hier einem hereinſpringenden Gegner entgehen und dort an der nächſten Ecke ihn mit Geſchick überfallen. Schwarzfinſtere Nächte ſind durchweg Freunde des Harrenden. Aber nie traut man dieſem Kameraden. Gewiſſermaßen Vererbung. Wie ſchon das Kind vor jeder Finſternis ſich ängſtigt, ſo iſt der Soldat argwöhniſch, denn jedes Geräuſch regt die Phantaſie auf, denn einmal muß es ja kommen, was man ſeit Tagen, Wochen, Monaten, Stunde um Stunde erwartet. Man horcht, ſpäht und fragt ſich: „Iſt da der Feind?“ Und wenn nun in dieſen dunklen Stunden der Wind daherbrauſt, ſo horcht man doppelt auf. Knarrt da ein Baum? Knackt dort der Draht am Hindernis?

Wenn dann das erregte Blut nicht ſtille wird und immer wieder der Gedanke aufſteigt, es könnte doch etwas anderes ſein dieſesmal, dann ſchreit die bedrängte Seele nach Gewißheit. Nicht eher hat ſie Ruhe, bis ſie ihr wird, und praſſelnd ſteigt die Leuchtrakete in die Nacht, glüht auf, zerfällt in tauſend fun-

Blick in die Woëvre-Ebene von Hattonchâtel

Ferme in Hattonchâtel



Kreuzgang der Kirche von Hattonchâtel (außen und innen)

kelnde Tröpfchen und nimmt für einige, wenige Sekunden die Binde denen von den Augen, die in drängender Unruhe als Posten am Feinde harren.

Und es war nichts, es war so wie immer, vom Feinde nichts zu sehen. Oft wenn Spannungen in der Luft liegen, steigen die Raketen die ganze Nacht hindurch bald hier, bald drüben. Der Schauende sieht Leuchtkugel auf Leuchtkugel durch die Nacht schweben, und alles ist in goldig leuchtendem Glanze erhellt. Und je mehr die goldenen Kugeln steigen, je ruhiger wird das Blut, denn selbst der schwache Abglanz himmlischen Lichtes bringt die Gewißheit „Gefahr nicht im Verzuge". Aber auch die dunkelsten Nächte weichen dem Tag, und schon jetzt kommen Lichtstunden mit blauem Himmel und weißen Wölkchen, die wir so gern haben, im Sommer, wenn die Felder reifen oder honigsüßer Blütenduft über die Heide zieht.

Kätzchen blühen, Schneeglöckchen brechen selbst aus den Böschungen des Schützengrabens hervor, und die Höhenzüge der Wälder glänzen schon im schimmernden Gewande. Hoffnungen werden geweckt auf bessere Tage, die da kommen sollen, aber es bleibt bei Hoffnungen, die Wirklichkeit läßt sich noch nicht hinwegtäuschen.

In dieser Wirklichkeit stehen unsere Braven noch immer tagein, tagaus auf ihrem Posten und müssen acht geben, ob etwas vorgeht. Kein Mensch daheim kann ermessen, welcher Opfer, welch ungeheurer Energien es bedarf, dies Warten in einer befestigten Stellung. Des Nachts alle zwei Stunden den Schlaf hergeben, um die Kameraden vor tückischem Überfall zu schützen. Und dies Tag um Tag, Woche um Woche, nun schon seit 5 Monaten. Bar an äußerem Ruhm und Ehren nur warten, immer geduldig warten des Augenblicks, der die höchste Bereitschaft erfordert. Aber es wird gemacht, und es wird noch viel mehr gemacht. Kaum daß der Tag beginnt, da gräbt, schaufelt, baut die ganze Linie. Bohlen, Bretter und Strauchwerk werden herangeschafft, bombensichere Unterstände entstehen neben turmdicken Traversen, um Schutz und Schirm vor der Unbill des Krieges zu gewähren. Je länger man sich in einer Stellung befindet, umsomehr erkennt man ihre Mängel, umso intensiver muß gearbeitet werden. Ganze Wälder, ja sogar leerstehende Häuser, die abgebrochen werden, verschwinden in dem Schützengraben, und es gibt keinen Material-Stapelplatz der Welt, der

groß genug wäre, daß ein unersättlicher Schützengraben ihn nicht mit Haut und Haaren aufzehren könnte.

Bei der Ausführung all dieser Dinge ist man zu einer Art Taylor-System gekommen, man arbeitet nur noch mit Spezialisten. Da sind Leute, die fällen nur Bäume, andere schneiden nur Strauchwerk. Eine Gruppe Zimmerleute macht nur Zimmermannsarbeiten, wo sie am nötigsten sind, werden sie hingeschickt. Ein Mann verfertigt den ganzen Tag Holzschießscharten, ein anderer schneidet Wegetafeln. Bergleute graben nur unterirdische Gänge, und Tischler, Glaser und Maler werden fast ausschließlich in ihrem Handwerk beschäftigt. Höchste Arbeitsleistung des sozialistischen Staates im Rahmen eines Bataillons. Und wer nun nicht zu einem sogenannten gelernten Arbeiter taugt, der muß eben sein Dasein nur mit Graben und Baumstämmetragen verbringen. Wenn dann eine lange, schwerbeladene Arbeitskette vorüberzieht, da sieht man hier und da ein beschmißtes Gesicht, einen Doktor jur. oder phil., dessen Kenntnisse in diesem Fall aber tatsächlich nur zum Balkentragen ausreichen. Aber auch diese wissen sich mit Geschick in ihr Los zu finden, und wenn sie auch schönere Arbeit kennen, nie hört man eine Klage. Ein ermunterndes Wort dann und wann läßt allen Kummer vergessen.

Wenn ich von den studierten Herren Kriegsfreiwilligen rede, muß ich immer an einen Juristen, Dr. S. denken. Auch er hatte sich beim ersten Aufruf freiwillig gemeldet und war Fußartillerist geworden. Nun sieht man diesen 6 Wochen-Soldaten manche Mängel nach, aber nie habe ich einen so unmilitärischen Soldaten gesehen, wie Dr. S. Er kam bei jeder Anrede aus Verbeugungen gar nicht heraus und war bei jeder Gelegenheit entsetzlich unbeholfen, das wurde ihm zum Schicksal. Er stand eines Tages beim Hofeingang seines Quartiers mit seinen Kameraden. Ein Wagen schwankte heran und fuhr so unglücklich gegen eine schon morsche Mauer, daß sie zusammenbrach. Auf ein Warnungszeichen sprangen die Artilleristen zur Seite, nur der gute Dr. S. kam zu spät. Ein dicker Quaderstein erschlug ihn. Er war sofort tot.

Ähnlich tragisch verlief das Geschick eines unserem Bataillon unterstellten Fußartilleristen. Das waren ganz wüste Gesellen, Bergleute aus der Rheingegend. Die waren zur Bedienung der Panzerkanonen kommandiert, die in unserer Stellung

ganz versteckt eingebaut lagen, um den bösen Feind bei einem Angriff mit schrecklichem Kartätschenhagel zu überschütten. Diese Fußartilleristen konnten gut arbeiten, wenn sie wollten, meistens waren sie frech und faul, und eines Tages war ein ganz langer Laban total betrunken. Großes Strafgericht. Da nun aber gerade Kaisers Geburtstag war, wurde die Strafe mit einem Verweis erledigt. Am nächsten Morgen krepierte eine Granate in der Nähe des Unterstandes, wo der Missetäter die letzten Spuren seines Rausches ausschlief. So tief war diese Wohnstätte eingebaut, daß kaum ein Lichtstrahl den Raum erhellte. Und dennoch war es einem ganz kleinen Granatsplitterchen gelungen, in diese Tiefe zu fahren, dem Schlafenden mitten durchs Herz. Seine Kameraden fanden ihn in derselben Stellung, wie sie ihn verlassen hatten, nur tot. Seine Frau erwartet in diesen Tagen das sechste Kind.

Mit dem letzten Ersatz kam eine ganze Anzahl derjenigen, die unter tausend Schwierigkeiten und Gefahren die Fahrt übers Meer gewagt hatten, um ihrem Lande den höchsten Dienst leisten zu können. Manche Abenteuer hatten sie erlebt, und unter vielen Fährnissen mit falschem Paß war es ihnen gelungen, den englischen Häschern zu entgehen. Besonders romantisch war die Fahrt des Unteroffiziers L. gewesen, der von Pernambuco kam und als sogenannter Schweizer die Kühnheit besaß, an einem Küstenplatz den französischen Konsul aufzusuchen. Nun war L. ein gewandter Kerl, und seinem forschen Auftreten gelang es, den französischen Konsul völlig zu täuschen. Ungehindert erreichte er Genua. Aber L. war auch ein schneidiger Soldat, mit frischem Wagemut, und gerade ihn mußte ein schreckliches Los treffen. Ein Querschläger riß ihm im Schützengraben die eine Seite des Schädels auf. Mit unglaublicher Zähigkeit sträubte sich diese Natur noch vor dem Unentrinnbaren. Die gesunde Hälfte des Gehirns machte noch Scherze mit den Kameraden, als sie ihn forttragen wollten. Wo der Weg zum Tragen zu eng war, sprang er mit seiner furchtbaren Wunde lächelnd voraus. Man brachte ihn ins Lazarett, am nächsten Tage hörten wir, L. ginge es sehr gut. Aber dann waren die Energien aufgebraucht, das Bewußtsein ließ nach, Fieberträume durchzuckten den wunden Kopf. Kaum, daß er noch den kommandierenden General erkannte, der ihm das Kreuz von Eisen auf die Brust legte. Immer kürzer wurden die lichten Momente,

dann gab es nur noch ein Dahinträumen, bis schließlich das Leben entwich. Gestern hat man ihn begraben.

Ernst ist das Leben, heiter zu sein, eine Kunst. Diese Kunst üben wir täglich, und ich muß sagen, mit recht gutem Erfolg. Kein Tag vergeht, ohne daß nicht Anlaß zu einem herzhaften Lachen besteht. Wenn es aber wirklich öde und langweilig ist, nun dann wird etwas ausgeheckt, daß wieder fröhliche Gesichter erscheinen.

Unfreiwillig komisch war es an jenem Morgen, als ich mein neues Adjutantenpferd, den Braunen, spazieren ritt. Ich trabte gerade auf der hartgefrorenen Chaussee in den sonnenhellen Morgen hinein. Rauhreif leuchtete in glitzernden Kristallen von den Bäumen. In einem Hause an der Chaussee üben meine Schützlinge, die Bataillonsspielleute, und da viele Trommeln in heißen Gefechten verloren gegangen sind, werden Kochtöpfe oder umgestürzte Holzbottiche als Ersatz fleißig bearbeitet. Das gibt nun einen tollen Lärm, und schon stutzt mein Brauner. Aber ich zwinge ihn, näherzutreten, denn er muß sich doch an diese Geräusche gewöhnen. Er stellt sich dann auch ganz brav daneben und hört sich ganz ruhig an, wie die Spielleute mir zu Ehren einen Marsch vortragen. Kaum kommen wir auf die Straße zurück, beuge ich mich vom Pferd, um einen Bekannten, der mir entgegenkommt, die Hand zu reichen. In demselben Augenblick feuert ein in der Nähe stehendes Geschütz mit lautem Krach. Der Gaul setzt zur Seite und geht in gestreckter Karriere mit mir durch. Die Spielleute stürzen händeringend auf die Straße, sie dachten, ich wäre des Todes, wie sie mir nachher sagten. Ich kann ja nicht gerade behaupten, daß mir sehr gemütlich zu Mute war, denn ein Stolpern des Pferdes auf dem harten Boden hätte uns beiden sämtliche Knochen zerbrochen. Aber durchgehende Pferde kann man schwer aufhalten. Ich ließ es daher ruhig lossausen, endlich wurde der Braune müde, und ich bekomme ihn wieder in die Hand. Sofort kehrt war das Erste, und als ich an den erstaunten Blicken meiner Spielleute wieder vorbeireite, tat ich so, als seien durchgehende Pferde für mich eine alltägliche Selbstverständlichkeit. Ich freute mich natürlich diebisch, daß ich mich nicht blamiert hatte.

Aus meiner Jugendzeit erinnere ich mich einer Militärhumoreske, in der von Besichtigungen die Rede ist, da wurden

bei einem Kavallerieregiment die Ställe besichtigt. Während der General den zweiten Stall ansah, wurden aus dem ersten Stall schnell vier Pferde in den letzten geführt, weil da auf unaufgeklärte Weise 4 Pferde fehlten. Unglücklicherweise hatte die Stallwache in der Aufregung die 4 Trompeterschimmel überführt, über deren gutes Aussehen sich der General eben erst gefreut hatte. Da standen, als die Herren in den letzten Stall traten, schon wieder 4 Trompeterschimmel, sodaß der General erstaunt sagte: „Sie scheinen sehr viele Schimmel hier zu haben, Herr Rittmeister," worauf der noch erstauntere Rittmeister dies selbstverständlich versicherte. Man muß sich zu helfen wissen. Daran denke ich immer, wenn Vorgesetzte unsere Stellung hier besichtigen. Unmöglich ist es in den weitverzweigten Gräben, jemanden zu finden, ja, in der ersten Zeit ist es vorgekommen, daß Leute drei Stunden vergeblich hintereinander hergelaufen sind. So etwas erregt immer den Unmut der Vorgesetzten. Kommt nun ein Oberst, ein General, so telephoniere ich schnell an den Kompagnieführer der ersten Kompagnie: „Herr Oberst ist in zehn Minuten da und da." Trifft Herr Oberst ein, erscheint wie zufällig gerade der Kompagnieführer am geeigneten Platz. Geht der Oberst weiter, stürzt schon eine Ordonnanz an das nächste Telephon und der folgende Herr wird an die nächste Ecke disponiert. Will der Herr Oberst Auskunft haben, schon erscheint der zuständige Offizier, und es gibt gar keine Schwierigkeiten. Geht alles glatt, fragt er wohl einmal: „Sagen Sie, Herr Major, Ihre Herren sind wohl immer unterwegs?" „Jawohl, Herr Oberst, sie sind immer unterwegs." Damit aber ein Verirren und Verpassen in unserem Labyrinth nicht vorkommt, arbeitet mein Telephon als unsichtbare Hilfe mit. Schwierigkeiten und jeder Unmut sind behoben.

Reizend ist die Geschichte von unserem Bataillonshuhn. Irgend jemand hatte uns ein lebendes Huhn geschenkt. Es schien uns aber etwas mager, so sperrten wir es in einen Holzverschlag, um es von Küchenabfällen dick zu füttern. Ein Ahnungsloser öffnete die Tür dieses Holzverschlages und husch, husch, husch, das Huhn ist fort. Große Bestürzung. Alles was Beine hat, auf zur Huhnjagd. Und nach allen Ecken stürzen unsere Ordonnanzen durch die Gräben hinter dem wildgewordenen Huhn. Schließlich ist man ihm auf der Spur, das Huhn wird eingeholt, aber es entzieht sich der Verfolgung und setzt

sich auf einen niedrig hängenden Baumast. Was tun? Man fängt an zu locken und immer wird gerufen: „Komm, mein liebes Fuhn", „Komm mein liebes Huhn". Und das liebe Huhn glaubte diesen Beteuerungen und plumpste sich zur Erde. Es ahnte nicht, als es ergriffen wurde, daß es als Belohnung für seine Gutmütigkeit sofort im Kochtopf verschwinden sollte. Rücksichtsvoller gehen wir mit der Bataillonskuh um. Sie wird für heilig gehalten, denn es tötet sie keiner. In irgendeiner verlassenen Gegend hat sie sich dem Bataillon angeschlossen, und wenn die Truppe marschiert, bildet sie den Schluß der Marschkolonne. Auf dem Marsch hat sie allerdings oft schlapp gemacht, aber dann blieb immer jemand zurück, um das heilige Tier behutsam nachzuführen. Jetzt steht sie in C. Ein Hauptmann sagte mir mal eines Tages: „Denken Sie, lieber A., ich bekomme sogar Milch von einer Kuh." Ich tat sehr erstaunt, wie das möglich sei. „Ja", sagte er, „mein Bursche geht bei Tagesanbruch schon in den Stall, um zu melken". Gerade vorher hatte mir mein Bursche erzählt, daß er noch früher hinginge, ja, daß eigentlich von 4 Uhr morgens immer einer tätig sei, von diesem Milchfaß abzuzapfen, sodaß auf diese Weise alle bekamen. Aber immer heimlich, sodaß jeder sich für den allein von der Bataillonskuh Begünstigten hielt.

Aber was erzähle ich da alles und habe noch kein Wort von dem Beliebtesten des Bataillons, unserm guten, kleinen, dicken Generaloberarzt aus Bremen gesagt. Eigentlich war er nur Oberarzt, unser kleiner Dr. H., auch stand eine Beförderung noch gar nicht in Aussicht, aber seine Verdienste, nicht nur die ärztlichen, sondern hauptsächlich die sonstigen hatten uns veranlaßt, ihn einstimmig schon vorzeitig zum Generaloberarzt zu ernennen. Es war nämlich nicht nur ein guter, lieber Kerl, sondern vor allem ein glänzender Sprecher, der selbst in vorgerücktester Stunde durch Witz und Geist die Stimmung der kleinen Tafelrunden erfrischte, und in so hervorragender Weise, daß er sich selbst übertraf und infolgedessen uns am nächsten Tag fragte, was er eigentlich gesagt hätte. Nur manchmal war er uns unheimlich. Er schien nämlich der Spionage verdächtig, weil er äußerlich wie ein Franzose aussah, und wahrhaftig entdeckt irgend jemand in einem verlassenen Hause in C. ein Bild einer französischen Zivilistengruppe, darunter einer, der genau aussah wie unser Generaloberarzt. Verdacht war also begrün-

det. Eine unvergeßliche Komödie die Folge. Der gute Doktor hatte nämlich Geburtstag, und eine Fülle von Ovationen brach über ihn herein. Mein Major hatte sich mit mir verständigt, und wir beide begeben uns zum Geburtstagskind. Der Major voran, ich mit zwei Posten hinterher. Kurz vor der Wohnung lasse ich das Seitengewehr aufpflanzen, und als der Major gerade mit seiner Glückwunschrede beginnt, falle ich ihm ins Wort und sage: „Verzeihen Sie, Herr Major, eine dringende Angelegenheit bedarf einer sofortigen Erledigung." „Aber warten Sie doch bitte einen Augenblick", sagte der Major. „Nein, ich kann leider nicht warten. Es handelt sich um folgenden Divisionsbefehl! Damit treten die Posten vor, ich entfalte ein Papier, während sich eine Menge Zuschauer ansammeln, und lese vor:

Divisionsbefehl.

Nach sicherem Vernehmen soll sich in der vorderen Linie eine Persönlichkeit in der Uniform eines deutschen Militärarztes, der dringend der Spionage verdächtig ist, herumtreiben. Alle Dienststellen haben sofort zu fahnden und ihn unmittelbar der Division abzuliefern. Der Gesuchte hat kleine, gedrungene Gestalt, bleiche Farbe, dunklen Schnurrbart. Aussprache: fließend deutsch mit Bremer Dialekt. Dem Divisionsbefehl wird eine photographische Aufnahme beigefügt.

Und ich füge gleich hinzu: „Dies Bild, wenn Herr Major das ansehen wollen, stimmt genau."

Der Major vergleicht und sagt: „Wahrhaftig, es stimmt. Posten zur Wohnung von Herrn Dr. H."

Dr. H. war kreidebleich geworden, wie er nachher zugestand, weil Verwechslungen doch leicht vorkommen und in diesem Falle die unglaublichsten Unannehmlichkeiten bevorstanden. Alle gingen zur Wohnung von Dr. H., erst als er dort sein Soldbuch als Ausweis präsentierte, da waren wir befriedigt und lachten ihn aus. Natürlich kannte das ganze Regiment bald diese Geschichte, und jedesmal, wenn unser lieber Generaloberarzt faule Witze machte, wird ihm gedroht: „Doktor, Doktor, wir müssen Sie bald wieder verhaften!"

Aber nicht alle Tage ist Freude und Sonnenschein. Zu schnell erscheint wieder der Ernst und damit die Mahnung, daß noch immer Krieg ist und zwar jener Krieg, der alles bisher Dagewesene in den Schatten stellt, der an Grausamkeit,

List und Tücke das Gewesene weit übertrifft. Und eines Tages, als heller Sonnenschein und blauer Himmel eitle Frühlingsbilder vorspiegeln, und Gedanken an die Heimat aufsteigen — Heimatsgedanken gehören fast zu alten Erinnerungen und freundliche Vorstellungen, wie lichte Sonnenstrahlen auf dem breiten Elbstrom spielen, oder grünglasige Wellen am Nordseestrande schäumend dem schimmernden Ufer Weltgeheimnisse zuraunen, das sind Träume, denn die Wirklichkeit hat fast alle schönen Gedanken aus dem Gehirn gehämmert und nur die Vorstellung von Trümmern und Verwüstungen zurückgelassen. — An einem solchen Tage dröhnt die Wirklichkeit schon wieder mit donnernden Grüßen ans Tor.

Bum bum bum bum,
batsch batsch batsch batsch.

Da schlagen auch schon vier Granaten ein, ganz in die Nähe unseres kleinen Minenwerfers, der eben einen Gruß zu den Franzosen gesandt hat. Das scheinen die Herren ja gewaltig übel genommen zu haben, denn schon wieder kommen 4 Schüsse, wieder vier Granaten, und alle platzen ganz dicht bei mir. Was fällt denen da drüben denn ein?

Die Fernsprecher summen ihre Zeichen.

„Wer da, III/76?"

„Jawohl."

„Hier Artillerie X. Werden Sie beschossen?"

„Na und wie, wo stehen die Batterien?"

„Weiß nicht, wahrscheinlich bei N."

„Ja, aber bitte gleich wieder schießen."

Inzwischen füllt sich die Luft mit Heulen und Sausen der todbringenden Geschosse. Ununterbrochen hört man ihr Heranschwirren, ununterbrochen krachen die zerplatzenden Stahlgrüße. Gerade als wenn sie es diesesmal auf unser kleines Häuschen abgesehen haben, immer enger zieht sich der Kreis der Granaten um uns herum, von einem Feuer und Eisen speienden Ring sind wir umschlossen, und der einzige Weg aus unserem Gefängnis ist die Straße des Todes. Nichts bleibt für den Einzelnen zu tun, als einem gütigen Geschick zu vertrauen.

Ich sitze am Fernsprecher. Der Adjutant war früher der schneidige Reiter, der von einem zum andern sprengte, um Befehle zu überbringen. Im Stellungskrieg sitzt er hübsch

in seinem Häuschen, denn dasselbe wird durch den Fernsprecher erreicht. Und nun beginnt ein hübsches Fangballspiel mit Nerven. Jedes Geschoß krepiert in meiner unmittelbaren Nähe. Sprengstücke haben schon das kleine Fenster des Telephonraums durchklirrt. Ich liege mit meinem Telephonisten auf der Erde, um den Splittern durch das Fenster zu entgehen.

Ich zappele an der Telephonschnur.

„Hier Regiment. Werden Sie stark beschossen?"

„Ja — bratsch — sehr stark — bratsch — Richtung N."

„Schießt unsere Artillerie?" bratsch — bratsch.

„Nichts verstanden — bitte nochmal."

„Ja, schießt unsere Artillerie?"

„Jawohl, aber die schweren Mörser müssen noch schießen, sonst hilft es nichts."

„Wird veranlaßt."

Und eine Station nach der andern ruft an.

„Hier Artillerie J."

„Hier Brigade."

„Haben Sie genug", — bratsch — bratsch — krachen die höllischen Boten. Einer vor dem Ausgang.

„Kann nichts verstehen" — bratsch.

„Haben Sie genug Unterstützung?"

Bratsch — bratsch — bratsch.

Man hört unmittelbar vor dem Einschlag das furchtbare Heulen der Zerstörer. Der Körper duckt sich unter dem Luftdruck. Und jedem fliegt der Gedanke entgegen „Willst du zu mir?" Immer kracht es nebenan — dort — da — immer noch nicht hier. Und immer soll eine Frage beantwortet werden, eine Auskunft gegeben sein. Was kümmert die Einzelheiten die Stäbe der Brigade, der Division, die wollen klare Antworten haben, und es ist gleich, ob dem Einzelnen fast das Trommelfell zerspringt oder sich alles um ihn in Trümmer legt.

Dann wieder die Sorge, wie es den Kompagnien ergeht, ob irgendwo schon Verluste entstanden. Auch hier wird jede Frage gestört von dem furchtbaren Krachen der Granaten. Was man eigentlich denkt in solchen Momenten, fragt wohl Mancher. Eigentlich gar nichts, man wartet, wie es kommt und versucht, seine Haltung zu bewahren. Nur nicht die Ruhe verlieren, nur nicht die Nerven durchgehen lassen, die Füße stem-

men sich gegen die Wand, die Hand spannt sich krampfhaft um den Hörer.

Da wieder ein Weckruf des Nachbarregiments. Wie es uns ginge?

„Ach danke, leidlich, eben die 207 te Granate." Einer hatte gezählt.

Da fliegt mir der Hörer aus der Hand. Ein donnernder Krach. Eine Wolke von Erde und Staub schlägt über uns zusammen, der ganze Raum voll Schwefeldunst, Fensterscheiben werden in Atome zersplittert und sausen umher. Die Tür fliegt auf. Ein dicker Blutfleck klatscht an die Wand. Zwei von uns springen hinaus. Ich will sie zurückhalten, denke, der nächste Schuß kann sie draußen zermalmen. Fort waren sie, da kracht es schon wieder, etwas weiter fort zum Glück. Wer war getroffen? Keiner weiß es. Das vom furchtbaren Schlag zertrümmerte Gehör betäubt jedes Gefühl. Inzwischen sausen die Granaten weiter. Und im Fernsprecher will wieder jemand Antwort haben, wo das Blut noch in den Adern stockt. Während ich Auskunft gebe, fühle ich an mir herum, ob irgendwo warmes Blut rieselt. War aber nichts. Wie durch ein Wunder unversehrt. Meinen Nebenmann, meinen guten Schreiber, den hats gepackt. Man fand ihn draußen ohnmächtig zusammengesunken, glücklicherweise heilbar.

Als endlich die Kanonen schweigen, da finde ich in meinen Räumen ein wüstes Trümmerfeld. Meine Matratze mit Glassplittern übersät, die Wände wie ein Sieb durchlöchert und an den Plätzen, an denen man sich sonst plaudernd niederließ, war der Tod vorübergegangen, viele meiner Sachen total vernichtet, die meisten zerstört oder beschädigt. Selbst meine Skizzenbücher waren nicht verschont geblieben, denn während ich dies aufzeichne, muß ich immer um ein Loch herumschreiben, das ein Splitterchen durch drei aufeinanderliegende Bücher riß.

Als Kuriosum sei noch erzählt, daß ein Aufsatz eines bedeutenden Gelehrten „Das Europäische Gleichgewicht", das friedsam auf seine Erfüllung wartete, ein großes Loch davontrug, wohl um zu beweisen, daß tatsächlich eine Störung eingetreten sei.

Aber nichts ist so schrecklich, daß es nicht noch etwas Lustiges mit sich brächte. Wütend über die Frechheit der Franzosen, den Bataillonsstab derart zu bombardieren, wird zunächst

das Bataillonsgeschäftszimmer neu erbaut und zwar 1 m tiefer in die Erde hinein. Dann aber entsteht ein bombensicherer Gang und zwar unter der Wohnung des Kommandeurs. Man steigt durch eine Klappe im Fußboden himunter und wenn wieder die Granaten kommen, kann man sogar den Fernsprecher mitnehmen und von unten 8 m unter der Erde ein Gefecht leiten. Dieser unterirdische Gang hat zwei Ausgänge. Einmal von der Wohnung des Kommandeurs, einmal auch von außen, vom Verbindungsgraben. Wie wir das fertige Werk betrachten, fällt uns die Ähnlichkeit mit einem Minengang auf, durch den man zum Feinde durchbricht.

„Donnerwetter", sage ich zum Herrn Major, „wenn das einer nicht weiß, der hier im Zimmer sitzt, und da steigt einer aus der Fußbodenklappe heraus, der denkt, die Franzosen kommen."

„Das ist eine famose Idee. Das wird gemacht" erwiderte mein Bataillonsführer. Wir bewahren tiefes Stillschweigen, und schon naht das erste Opfer, unser lieber Regimentsadjutant v. S., der uns eines Tages zum Frühstück besucht. Gerade wird eine komische Episode erzählt, die unserem Bataillonsführer in S. passierte, als ihm Mannschaften des Bataillons am Weihnachtsabend ein Weihnachtsständchen brachten. Man hatte gerade gegessen und saß noch um den Tisch des großen Zimmers, durch dessen große Fenster, die nach der Straße und nach dem Hof gingen, die schwarzen Schatten der Nacht fielen. Da ertönte das Weihnachtslied. Und als der letzte Klang verhallt war, da ging unser Major zum Fenster, öffnete die Läden und hielt, gerührt über die ihm dargebrachte Ovation eine kleine Ansprache.

„Liebe Kinder", sagte er, „ich danke Euch für Eure Freundlichkeit" usw. usw. und da draußen Totenstille herrschte, fragte er schließlich „Hört Ihr, liebe Kinder?" Aber die lieben Kinder hören gar nicht, denn sie standen an der anderen Seite des Hauses. Da mußte die Rede noch einmal gehalten werden, nach der anderen Seite, was natürlich recht komisch war. Gerade lachten wir noch über dieses Weihnachtsintermezzo, da klingen dumpfe Schläge aus der Tiefe. Ein Gemurmel, erst leise, dann lauter, das berühmte Rhabarber, Rhabarber, Rhabarber wächst zu einem Getöse, zu einem Gebrüll. Der Major und ich springen beim ersten Getöse entsetzt vom Stuhl. Ich

rufe „Alarm". Da fliegt die Klappe auf, und einer unserer Leute mit einem Turban und einer farbigen Jacke verkleidet, eine riesenhafte Pistole für Leuchtraketen in der Hand, stürzt heraus. Der Major schreit „Revolver". Entgeistert ist unser Gast aufgesprungen, beim Ruf „Revolver" tasten seine Hände irr an der Wand entlang. Da dort aber kein Revolver hing, sinkt er ergeben in sein Schicksal in den Stuhl und knutscht sich mit hochgezogenen Beinen da hinein, um den drohenden Bauchschuß abzuwehren, wie er nachher sagte. Nie habe ich einen so erschrockenen Menschen gesehen wie unseren lieben Regimentsadjutanten.

Dieses schreckliche Zwischenspiel wurde nun bei jedem Neuankommenden wieder versucht, und die Wirkung war je nach Anlage und Stimmung mehr oder weniger bedeutend. Ein fast bedenklicher Erfolg wurde mit einigen Herren des Generalkommandos erzielt, die uns eines Tages besuchten. Die saßen gemütlich bei einer Tasse Bouillon, als wiederum die Klappe aufflog. Einer sprang entsetzt hinter eine Gardine, ein anderer suchte in seiner Erregung Halt an einigen Schneeglöckchen, die eben erblüht in einer Vase das Zimmer zierten und zerknutschte sie völlig. Der Generalstabshauptmann nestelte an seinem Revolver, und Herr v. B., der mit gezückter Pistole am Türeingang stand, schrie mich dreimal an: „Lassen Sie mich doch, lassen Sie mich doch schießen."

Ich hielt ihm nämlich den Arm fest, damit kein Unglück passierte, dann erst merkten die Herren den Witz, und es wurde merklich still. Einer sah den andern an und jeder dachte bei sich: „Hast du dich auch blamiert." Und als niemand mit dem Finger zeigte, gab es ein unbändiges Gelächter.

Vor einigen Tagen kommt der kommandierende General Exz. v. Q. und besichtigt die Stellung. Er spricht sich lobend aus und sagt:

„Es hat mir alles sehr gefallen hier, aber nun zeigen Sie mir mal die Höhle, aus der bei Ihnen immer die Turkos heraussteigen."

Und die Gruft unserer Geheimnisse wurde vor unserem Oberkommandierenden, zu dem dieser Ulk schon gedrungen war, aufgeklappt. Er staunte, lächelte und sagte: „Das haben Sie sehr gut gemacht."

Das sind Schützengrabenscherze, aber man muß sie haben, um die ewige Wiederkehr des Tages und der Nacht einigermaßen

zu beleben, denn schließlich stumpft in den ewig gleichen Verhältnissen die größte Energie ab. Erst hier empfindet der Geist wie abhängig er von äußeren Bildern und Einwirkungen ist, und man begreift die Wahrheit der Behauptung, daß aus einem auf einer unbewohnten Insel ausgesetzten Kinde, vorausgesetzt es hätte genügend Lebensmittel, ein Idiot werden muß. Man hat Grund genug, ähnliche Erscheinungen zu befürchten, denn der sog. Höhlenwahnsinn wird zur chronischen Erscheinung. Er verfliegt, wenn große Siegesnachrichten aus dem Osten kommen. Wenn sich aber ereignislose Tage aneinanderreihen, denn der Einzelne hört nicht immer den fortwährenden Gang des geheimnisreichen Uhrwerks, dann, ja dann wringt man oft das Gehirn aus, um nach einem guten Gedanken zu haschen, und wie oft vergebens.

Dieser Zustand läßt krampfhaft nach Ereignissen suchen, er verleitet sogar zu leichtsinnigem Handeln, wie bei unserem unglücklichen Nachbarn, Hauptmann v. M. Er fiel dem Zielfernrohr zum Opfer, dem Instrument der Scharfschützen. Auch bei uns steht solch ein Scharfschütze mit Fernrohrgewehr tagein, tagaus am Ausguck. Wo sich eine Möglichkeit bietet, vom Gegner etwas zu erblicken und sei es nur ein Mützenrand, da wartet der Schütze auf das edelste Wild, wie bei einer Jagd — Menschenjagd. Ein Graben war bei den Franzosen eingefallen, die im Graben hin- und hergehenden passierten ahnungslos die Stelle. Und kaum zeigte sich der Teil eines Kopfes, da saß schon eine Kugel drin. Die Kameraden dachten wohl, er sei gestolpert, eilten herbei und wieder fielen zwei zu Boden. Andere kamen, und für zwei Weitere war der Tag zu Ende. Alles Kopfschüsse, alle tödlich. Da merkten sie, woher die tödlichen Grüße kamen, alle im Spiel von Sekunden. Vernichtet was eben noch lebte. Aber es war das Recht des Kriegers. Diesem wilden Tun gab sich auch unser armer Kamerad vom Nachbarregiment hin. Eines Tages an einer unglücklich gelegenen Stelle, wo stark gefeuert wurde, kaum angelegt, spaltete ein Querschläger ihm den Schädel. Er war sofort tot. Auf seinem Lieblingskirchhof in C. wurde er begraben.

Anderen Ereignissen, die vor Entsetzen eigentlich jeden zu Boden schlagen müßten, sieht man ruhig und gelassen zu, ja, man erwartet fieberhaft ihre Erfüllung, um den zuckenden Nerven neue Nahrung zuzuführen. Die Franzosen sind wieder recht

frech geworden, ganz in unserer Nähe haben sie sich herangegraben und dicht vor unserer Front einen Turm gebaut, von dem sie mit Maschinengewehr in unsere Gräben feuern.

Was hilft's? Die Technik muß wieder Luft schaffen, und mit allen Kräften gräbt man bis unter die Sohlen der Gegner. An einem Nachmittag sollte sich diesesmal der Ring der Geschicke schließen, noch bei Tageslicht, bisher verschlang die Nacht immer das furchtbare Grauen. Mit rosaroten Wölkchen hat sich gerade die Sonne zugedeckt. Einen farbigen Schleier wirft sie noch schnell über die Welt, die eigentlich gar keinen Sinn für ihre Wunderwerke zeigt. Aber das ist ihr einerlei, immer wieder sucht sie die irrenden Blicke ihrer Kinder den ewigen Schönheiten zuzuführen. Gerade krönen sich die rosigen Wolken mit goldigen Reifen, da hämmert der Dämon der Finsternis mit furchtbaren Schlägen die Träume entzwei. Ein neuer Mordapparat wirft Zentnerladungen Dynamit ins feindliche Lager. Ich sehe die zerspringenden Blitze und fühle den zitternden Boden. Dann steigt eine Riesenfontäne von Erde in den goldenen Abend und löscht die farbigen Lichter aus. Man hört nichts, nur ein Ungeheuer von Grauen hängt wie eine furchtbare Klage über der Erde, die wie bei einem Erdbeben zuckt. Vae victis: Ich wußte, es sollte 6 Uhr 30 sein. Aber vor der Tatsache des Geschehenden, wenn die Erdmassen spielend Hunderte von Metern zum Himmel schlagen, steht der Blick entgeistert, und erst die eintretende Finsternis erlöst den Krampf vor der furchtbaren List des menschlichen Geistes. Die eigene Ausschweifung wird zum Rächer. Ein Posten, der sich zu dem Krater vorwagt, versinkt lautlos in dem zu Pulver verriebenen Sand. Keines Menschen Hand kann ihn diesem Grabe entreißen, denn wer sich nähert, wird von dem 50 m großen und etwa 30 m tiefen Trichter verschlungen.

An einem der nächsten Tage werden wir mit Granaten überschüttet zur Strafe. Sollte dies das Einzige sein?

Seit einigen Tagen hören die Posten raunende Stimmen unter der Erde. Sollten sie es wagen! Es klopft und hämmert im Grunde. Fast kein Zweifel. Löcher werden gegraben, metertief, man forscht. Es scharrt und summt. Stollen werden getrieben, meterweit. Es knistert und knackt. Fieberhaft fliegen die Äxte und Hacken, die Schaufeln, die Piken. Jetzt Querstollen vor der Front. Schon 6 m unter der Erde. Kom-

men sie? Bei flackerndem Licht kauern die Männer in der Tiefe, Ohren an der Wand, Ohren am Boden. Bald scheints hier, bald dort. Trügerisch sind die Mächte der Finsternis. Aber der alte Wahlspruch scheint zu gelten: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Schon spannen sich wieder die Nacken und Muskeln, und sehnige Fäuste packen wuchtig die Art. Es geht ums Leben, es geht um den Tod, aber eines sei gesagt:

„Wir wachen."

13. Und wir wachten

und schafften so emsig, daß eines Mittags mit donnerndem Getöse unsere Mine in die Luft flog, und wir von der unterirdischen Tücke befreit waren. Der Minengang des Gegners mußte verschüttet sein.

Das war alles an einem Tage, als die Sonne schon mit duftigen Frühlingsschleiern winkte. Zartblau war mittags der Himmel, und als der Abend hereinbrach, da versank die Sonne in einem rotglühenden Farbenmeer, wie wir es so oft und gern gesehen haben, wenn vor den Blankeneser Höhen die breite Elbe sich in einen buntschillernden Strom verwandelte. Aber das friedsame Gedenken an Elbe, Hafen und dahinschwebende Fischerboote, das war alles so weit dahinten, es wußte ja auch keiner, ob diese tiefen norddeutschen Stunden je wieder lebendig würden. Es blieb vorläufig nur Hoffnung und Traum, — die Lichter verloschen, und einzelne Sterne blinzelten mit einem Auge schon durch die in die Tiefe versinkenden Himmelsfarben — da wurde ich gerufen.

Ein Geheimbefehl.

„Das Regiment hält sich für den x. März marschbereit. Es wird aus der Stellung gezogen und per Bahn abtransportiert."

So griff das Schicksal in die trotz allem Kriegsgeschrei stimmungsvollen Vorfrühlingstage. Also wandern. Unsere schöne Stellung, das Vorbild für das ganze Korps, verlassen. Einen Fleck Erde, den 1000 fleißige Hände zu einer zweiten Heimat gemacht, aufgeben. Jeder Graben, jede Traverse, jede Schießscharte erzählte ja von den Tagen, als man sie erdacht. Und das sollte nun andern überlassen werden; die Stät-

ten, wo man so lange Zeit gehaust, die uns so lange Zeit behütet hatten vor jeder Unbill, die sollten andern dienen. Und dazu die Ungewißheit, was werden mochte. Es war keine sonderlich gute Stimmung an jenem Abend, als uns diese Nachricht überfiel. Ganz heimlich ging jeder noch einmal durch die liebgewonnenen Wege und sann nach, was die Zukunft wohl bringen würde. War's nicht wie ein Summen in der Luft, wie ein leises, feines Singen durch die Büsche und Zweige? Klang nicht die alte traute Melodie ans Ohr: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus, Städtle hinaus. Und dur mein Schatz bleibst hier."

Donnerwetter, wie hängt der Mensch doch an einem Stück Erde, das soviel Arbeit und so viele Gedanken beansprucht hatte.

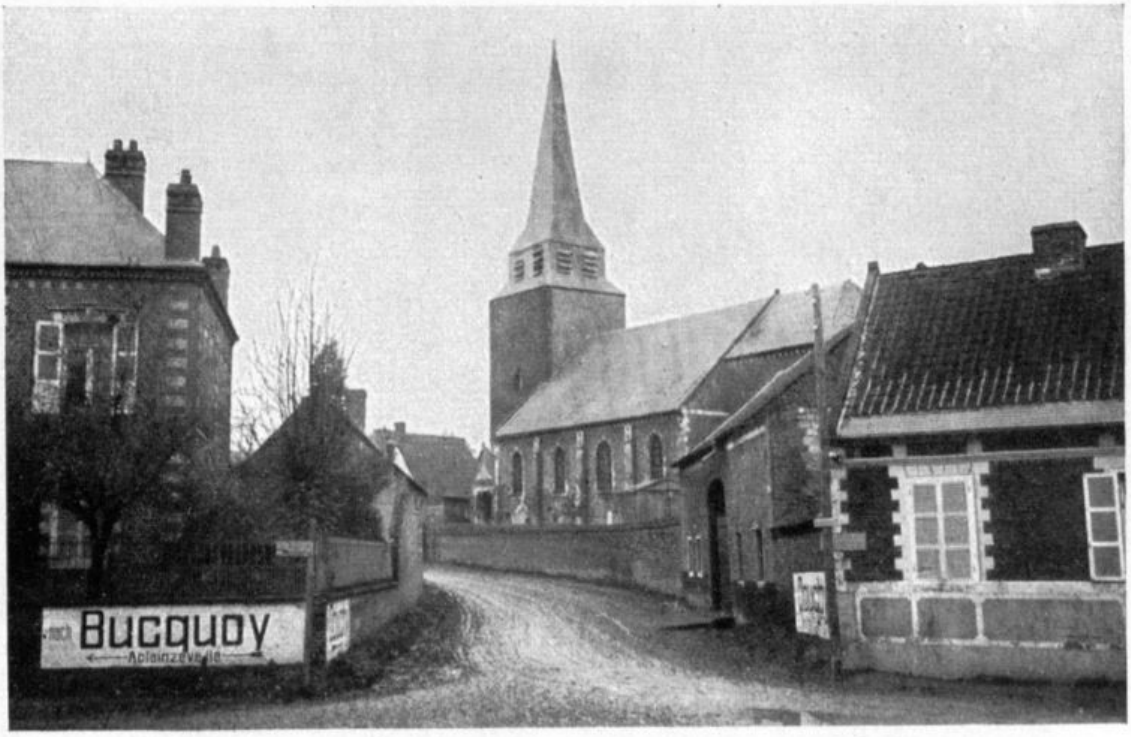
Aber das Hadern mit dem Schicksal hat keinen Zweck. Was befohlen wird, wird gemacht, und damit trösteten wir uns. Und wessen Laune noch nicht ganz auf der Höhe war, der wurde fidel, als das Orchester von Barmbecks Heldensöhnen, wie es sich nennt, zum Nachmittagskaffee beim Generaloberarzt aufspielte. Im Freien. Das Orchester besteht aus 6 Mann: 1 Trommler, 1 Hornist, 2 Mann blasen die Mundharmonika, 2 Mann spielen Cello. Der Resonnanzboden des Cellos ist eine leere Konserven-Dose, die Saiten bestehen aus Draht. Trotzdem ist die Musik der Kapelle berauschend, und bei jeder besonderen Gelegenheit muß das Barmbecker Hausorchester aufspielen. Erst heute hat sie unsern Verpflegungsoffizier Leutnant S., der zur Munitionskolonne abkommandiert ist, in Reihenmarsch durch die Gräben mit einem Abschiedsständchen auf den Weg gebracht.

In dieser Ungewißheit über unser Geschick passieren noch einige sonderbare Dinge. Unerwartet traf bei unserem Nachbarregiment der Divisionskommandeur ein. Und zwar schon 6 Uhr morgens, als es noch dunkel war. Bei dieser frühen Besichtigung gerät er an einen Unterstand, der durch seine Inschrift besonders auffällt. Er öffnet die Tür und ruft hinein:

„Wie geht's, Kinder?" worauf einer der Bewohner erwidert:

„Holl din Mul und mook de Dör to, du . . . . .

Es folgt noch ein besonders angenehmes Wort. Erst als der Kommandeur sich nun zu erkennen gibt, folgt die dienstliche Meldung des nun ebenfalls peinlich bestürzten Unter-



Ayette, vom Mai 1915 bis August 1916 Ruhequartier des Reserve-Bataillons

Hof in Ayette

Die Nachbarskinder

Im Gespräch mit Fliegerleutnant T.

offiziers. So kann es aber gehen, wenn Vorgesetzte überraschen wollen.

Sehr eindrucksvoll war vor einigen Tagen eine andere Überraschung. Wir hörten nichts weiter als, daß eine bestimmte Straße gesperrt sei und daß Truppen zur Aufstellung an einer Chaussee befohlen seien. Auch eine Kompagnie von uns, die in Reserve lag. Um die festgesetzte Zeit sausten einige Autos heran. Der Kaiser. Er kam von der Champagne. Jeden Zug begrüßte der oberste Kriegsherr mit einem kräftigen: „Guten Morgen, Kameraden." Es folgte Parademarsch in Gruppen, Kolonnen. Der Kaiser sagte:

„Na, Jungs, wenn Ihr so gut schießt, wie Ihr marschieren könnt, dann kann's nicht schief gehn."

Den Offizieren erzählte er aus der Champagne. 22,000 Leichen von Franzosen vor der Front.

Er war ernst, aber ganz zuversichtlich. Noch einige Scherzworte, dann flog das Auto weiter nach Norden. Nur die oberste Heeresleitung weiß von diesen Fahrten. Niemand erfährt sonst davon. Der Bevölkerung wegen.

Leider war der Kaiser nicht bei uns hier vorn. Aber das geht ja nicht.

Heute hatten wir den Besuch eines österreichischen Kriegsberichterstatters aus dem Hauptquartier. Schreibt für die „Neue Wiener Presse".

Ich wette, er erzählt etwas von den Hanseaten. Er wurde nämlich durch den Turko-Überfall aus der Versenkung erschreckt. Bei Tisch brachte der Major ein Hoch auf Kaiser Franz Josef aus, und die heimlich aufgestellte Barmbecker Hauskapelle intonierte die österreichische Nationalhymne. Unter den Klängen des Deutschmeister-Marsches begleiteten wir ihn fort. Er war ganz gerührt. Noch hinten am Walde winkte er mit seinem blauen Käppi.

Gestern Abend kam ein Geheimbefehl über eine Luftschiff-Expedition. Wie wir nachher hörten, handelte es sich um eine Strafexpedition für die kürzlich in eine offene Stadt geworfenen Bomben. Eben war nachts 1 Uhr etwa die Mondsichel untergegangen, da hören wir schon die Propeller surren. Der dunkle Leib eines Luftschiffes schiebt sich vor den sternbesäten Himmel und verschwindet in der Richtung auf Paris. Ein weiteres folgt. Zu spät hat der Feind

diesen unheimlichen Gast bemerkt, nur wenige Schüsse hallen ihm nach. Paris ist nicht weit von hier, 98 km Straßenlinie, wahrscheinlich kaum 75 km Luftlinie. Nach 3 Stunden kommen sie zurück, diesmal werden 3 Schiffe beobachtet. Ein lebhaftes Infanteriefeuer begrüßt die Nachtwanderer aus den feindlichen Schützengräben. Schnell werfen wir einige Raketen in die Luft. Die helleuchtenden Sterne verblenden den Franzosen die Aussicht für wenige Augenblicke, da huschen die Zeppeline auch schon nach Deutsch-Frankreich hinein. Sie sahen aus, als hätten sie reichliche Strafe ausgeteilt.

Aber das waren nur kleine Zwischenspiele, die eines Tages endgültig von dem Signal zum Abmarsch abgebrochen wurden. Es mußte geschieden sein und der Gedanke, daß es nun weit in die Welt ging, war tröstlich, weil er das Abschiednehmen erleichterte. Denn alles was uns teuer geworden war, mußte zurückbleiben. Radikal wurden die Brücken hinter uns abgebrochen, und ohne jede erschwerende Belastung, mit der man sonst die Truppen von Graben zu Graben ziehen sieht, wenn Stellungen gewechselt werden, ging es fort. Die Ablösung kam, und da stehen denn unsere Pferde zum letztenmal an jener Waldecke, wo sie uns so oft zu kurzem Ausritt erwartet. Diesmal ist es aber Ernst. Schadet aber nichts. Frisch springen die Pferde in den weichblauen Morgen hinein, und wo wir sonst kehrt machten, um unsere Pflicht zu erfüllen, da geht's mit flottem Schwung weiter dahin, wo die breite Straße sich in den Talgrund verliert, und wo die graziösen Linien unserer liebgewordenen Wälder und Höhen uns mit tiefblauen Schleiern ein letztes Lebewohl zurufen.

Im wundervollen Schloßpark zu C. ist das erste Halt. Wie Gefangene, die zum erstenmal die Freiheit wieder empfinden, so trank jeder die herrliche Natur, die sich hier in grünen Wiesen in die Weite verlor, dort mit hohen Tannen und Fichten sich ein schwermütiges Denkmal errichtete. Und dazwischen wieder die weiten Durchblicke auf dies unvergeßlich herrliche Frankreich.

Zuerst werden die Waffen abgegeben, unsere schönen Gewehre sollen den Nachersatz bewaffnen. Dann steht das Bataillon im offenen Viereck, und unser früherer Regimentskommandeur, Graf Y. spricht herzliche Worte zum Abschied. Er redet von den Hamburgern, die nun auf ihr Regiment schauen, das wie

die alten Hanseaten zu neuer Tat mit frischem Wagemut auszieht. Als über die weite Fläche das kräftige „Auf Wiederseh'n, Herr Graf", hallte, da weiß jeder, was auch kommen mag, es wird alles gemacht. Auch unser Divisionskommandeur entläßt uns mit den besten Wünschen. Dann marschiert die Truppe ab in das kleine Dorf B., wo zum erstenmal wieder Friedensbilder heraufsteigen. Kein Schuß stört die Ruhe, nur die Soldaten, die in wohlig warmen Quartieren sitzen, hört man singen: „In der Heimat, in der Heimat, da gibts ein Wiederseh'n."

Bis spät in die Nacht. Es ist ja das erstemal nach vielen Monaten, daß man sich nicht um den Feind zu bekümmern braucht, der ist ja weit von hier.

Am nächsten Morgen steht das Bataillon am Bahnhof A. Eine wirkliche Eisenbahn steht vor unseren Augen. Aber ehe die Fahrt beginnt, erscheint der kommandierende General und spricht eindrucksvoll zu uns. Es ist eben bedeutsam, wenn unser Regiment aus den bisherigen Verbänden scheidet. Jedem Offizier drückt Exz. v. Q. die Hand, aber auch von jeder Kompagnie muß der Feldwebel und ein Mann dem Kommandierenden die Hand reichen, zum letztenmal. Dann fährt der Zug mit uns hinaus, fort aus Frankreichs Gefilden, in denen Hamburgs Söhne bald 8 Monate gekämpft hatten, wo mancher brave Hanseat den letzten tiefen Schlaf schlief.

Abends um 11 Uhr etwa erreichten wir unsern Bestimmungsort, ein kleines Städtchen in der Nähe von Brüssel. Unser Bataillon liegt in H., ein Dörfchen, 4 km weiter nach Süden. Ich mit den Radfahrern zum Quartiermachen voraus, und wie der Mond in den ersten Morgenstunden durch die Bäume lugt, da findet er das Bataillon in sauberen Häuschen einquartiert und mich schlafend, in einem freundlichen Zimmer im großen, weichen Bett. Als die Morgensonne mich weckt, da weiß ich, wie himmlisch ein gutes Quartier ist.

Unser Hauswirt, bei dem mein Bataillonsführer und ich wohnen, ist der ehemalige Bürgermeister des Ortes; ein alter Mann mit weißem Haar, der fortgesetzt heftig erzittert, wenn er etwas sagen oder tun will. Die Frau ist eine bescheidene Dame, die nur ungern sich bemerkbar macht. Es scheinen hier noch ganz veraltete Sitten zu herrschen. Wir wurden in der Nacht unserer Ankunft noch mit Rührei und schönem alten Rot-

wein bewirtet. Trotz unserer wiederholten Aufforderungen nahm die Frau nicht an unserem Tische Platz, sie bediente uns, schenkte Wein ein, beteiligte sich aber nie am Gespräch. Wir sind glänzend aufgehoben in den schönen, luftigen Räumen unseres Gartenhauses. Wenn abends um 7 Uhr der Bataillonsstab zum Mittagessen sich versammelt, dann kann uns um den Tisch mancher in der Heimat beneiden. Köstlich weißes Tischtuch mit prachtvollem Geschirr und feingeschliffenen Gläsern. Und da es hier viele Hühner und viele Eier gibt, so erscheinen abends als Nachtisch die prachtvollsten Puddings und Aufläufe. Auch jeden Morgen gibt es schon zum ersten Frühstück ein weich gekochtes Ei, ein Luxus, der nach den vielen mageren Monaten besonders imposant erscheint.

Aus all diesem bemerkt man die reiche Gegend. Welch Unterschied gegen Frankreich, mit den bis aufs Blut schon ausgesogenen Landstrichen. Hier peinliche Sauberkeit, dort zerfallene Höfe und in Schmutz versinkende Wege, um die sich auch niemand kümmern kann, weil keine Männer mehr da sind. Was in Frankreich in den von uns besetzten Gebieten an Bodenkultivierung geleistet wird, schaffen unsere Soldaten. Belgien braucht unsere Hilfe nicht. Der Drang zum Heere scheint nicht überaus groß zu sein, denn es gibt unzählige junge Männer, und bis auf die Gegenwart unserer Soldaten, sieht es hier friedensmäßig aus. Kein Garten, der nicht bestellt ist, kein Feld, das nicht beackert wird. Mit lautem „Huihs" fliegt die Peitsche über die Pferdegespanne, die vor den Eggen durch die Acker stampfen, und weithallendes Gebrülle kündet die Lust der eben auf die Weiden getriebenen Kuhherden. In jedem Hof sind Dutzende gackernder Hühner, die auch jetzt noch wohlgepflegten Eindruck machen. Es ist kein Mangel in diesem Lande, nur daß die ordnende deutsche Hand den Überfluß des Bodens unter Aufsicht nimmt und damit der Willkür des Besitzers Schranken setzt, das frißt den Belgiern in der Seele und nährt ihre Feindschaft. Es ist zu viel wallonisches Blut im Lande, das Schreier braucht und keine organisierte Ruhe verträgt. Der flämische Einfluß ist in den letzten Jahren sehr zurückgegangen, die französischen Hetzer gewannen die Oberhand. Man sucht das Gleichgewicht dadurch etwas herzustellen, daß die gefangenen flämischen Belgier wieder nach Belgien zur Bestellung ihrer Felder entlassen werden und nur noch häufig der Kontrolle eines

Bezirkskommandos unterworfen sind. Sie haben ihre persönliche Freiheit und dienen wieder der Produktion.

Um unser liebliches Dorf H. zieht sich die Sprachgrenze zwischen Flamen und Wallonen.

Allerdings gibt es hier nur wenige, mit denen sich durch Plattdeutsch zu verständigen ist, und durchweg wird hier schwer verständliches Französisch gesprochen. Zahlreiche „Estaminets" deuten auf die französischen Trunklaster hin und bilden ein dunkles Blatt in der Kulturgeschichte Belgiens, denn die „Estaminets" sind Schnapshöhlen und die Brutstätten der Weltrevolutionäre belgischer Abstammung.

Doch in vielem findet man noch die Abstammung germanischer Kultur. Jedes kleine Städtchen hat neben seinem wallonischen auch einen flämischen Namen. Wie Louvain als Löwen, Bruxelles als Brüssel bekannt ist, so hieß unsere Nachbarstadt jahrhundertelang Edinghen, bis es den Wallonen gelang, Enghien daraus zu machen. Aber überall, ich glaube in ganz Belgien, heißt das Oberhaupt jedes Ortes „Bourgemestre", während die Bezeichnung „Maire" ganz ungebräulich ist.

Auf dem Grunde dieses seltsamen Staates schlummert germanisches Wesen. Wird es gelingen diesen Urgrund wieder ans Licht zu ziehen?

Der Dienst macht hier Freude und gibt ein unendliches Gefühl von Wohlbehagen und Glück. Jeden Morgen stehen die Pferde vor unserer Tür. Laut bellend springt Peter, unser Bataillonshund, voran, daß alle Hühner des Dorfes von der Straße gackernd in die Felder fliehen. Und dann geht's hinein in das lichtvolle, sonnendurchtränkte Land, das sich in sanften Wellen in die Weite verliert und dessen weithin schimmernde Weiden und Pappeln von den alten Zeiten Burgunds plaudern.

Unendlich köstliche Tage verlebe ich auf meiner dunkelbraunen „Diana". Sie ist ein bischen zappelig, aber wenn's gilt, fliegt sie dahin wie ein Pfeil und duldet nicht, daß ein anderes Pferd schneller ist. Wenn wir uns in den dunklen Waldwegen oder auf den breiten Wiesen des herzoglich Arenberg'schen Parkes tummeln, sind wir beide mit unserem Geschick zufrieden.

An einem prächtigen Sonnenmorgen ist sogar Bataillonsexerzieren, das uns noch von der Dienstzeit her als anstrengende Quälerei in Erinnerung stand. Nach den bewegungslosen Monaten im Schützengraben macht dieses Kriegsspiel selbst den

Mannschaften Spaß. Wie anders nimmt sich alles aus, wenn man zu Pferde sich die bunten Bilder entwickeln sieht. Und dann als Erster beim Parademarsch hinter der Regimentsmusik. Einfach pompös. Als wir in unser Dörfchen heimkehren, da stürzt denn auch alles von den Einwohnern an die Straße. Und wenn auch die Mädels nicht winken, wie „Die Musik kommt" und „im Schritt und Tritt" und „Tritt und Schritt" die Soldaten hereinmarschieren, ich glaube, die Belgier haben einen höllischen Respekt vor den donnernden Eisentritten bekommen, und mancher mag sich die Frage vorgelegt haben, welche Macht stark genug sei, diese sich hier offenbarenden Energien zu zerstören.

Aber es bedarf auch solcher sichtbaren Zeichen unserer Macht. Die vielen wallonischen, minderwertigen Elemente bedürfen der Zucht, beim ersten Zeichen einer Schwäche würde die Brandfackel weit schlimmer aufflammen als in den ersten Tagen des Feldzuges.

Ich ritt vor einigen Tagen ohne Waffe, nur in Begleitung meines Burschen, einige Stunden über Land, aber ich hatte das instinktive Gefühl, mich bei jedem Hause umsehen zu müssen, ob sich aus einem Fenster oder einer Tür auch ein Gewehr zeigte. Hier sind die Schlupfwinkel der Franktireurs, und ein einsamer Reiter kann hier auf Nimmerwiedersehen spurlos verschwinden. So ist am Ostertag ein Soldat mit 3 schweren Wunden aufgefunden, bewußtlos. In einem lichten Augenblick gibt er an, von drei Pfaffen angefallen zu sein. Einige Dutzend Pfaffen sind daraufhin erst einmal verhaftet. Bei den Pfaffen kann Belgien sich in erster Linie über sein Geschick bedanken, denn anstatt im Sinne ihres Amtes ausgleichend zu wirken, sind die Pfaffen die Schürer des Fanatismus. Sie sind diejenigen, um die sich in den kleinen Städten und Dörfern die Bevölkerung schart, weil sie vielfach die einzigen sind, die über Kenntnisse verfügen. Dadurch haben die Pfaffen im Lande die große Bedeutung und Macht, aber anstatt heilsamen Einflusses bilden sie Brutstätten der wildesten Verirrungen. Mehr und mehr bin ich überzeugt, daß diese Pfaffen auch jetzt noch die Träger der ausgedehntesten Spionage sind und dies um so leichter ausführen, weil wir noch immer so anständig sind, die schwarze Kutte ungehindert passieren zu lassen.

Aber auch sonst wimmelt es im Lande von Spionen.

Arme Hausierer, die ein wenig deutsch sprechen mit guts deutsche Soldat, ihm verkaufen gute belgische Zigarr. Gute

belgische, auch gute deutsche Zigarr für den weiten Weg. Und es ginge wohl weit und wohin wohl. Und wenn gutes Soldat schon morgen marschiert, dann noch schöne Postkarte gefällig, oder noch morgen nicht marschieren braucht?

So suchen sie die Leute zu beschwatzen und schnappen natürlich hier und da etwas auf. Und so redet sich der arme Hausierer bis zur Grenze, wo schon gleich dahinter der englische Agent fieberhaft wartet. Einige Stunden später weiß das englische oder französische Kriegsministerium, daß in den und den Orten neue deutsche Truppen eingetroffen sind, welche Regimenter, was sie dort tun, usw.

Sehr eilig hatte es ein belgischer Tierarzt in E., bei dem ein Offizier mit seinem Burschen wohnte. In der Abwesenheit des Offiziers fragte der Tierarzt den Burschen aus. Als er einige, ihn interessant dünkende Mitteilungen erhielt, behauptete er verreisen zu müssen. Glücklicherweise kehrte der Offizier rechtzeitig zurück. Der Tierarzt wurde sofort verhaftet, in seinem Koffer fanden sich deutsche Uniformabzeichen, die er wohl als Beweise teuer verkaufen wollte.

Der Verrat lauert auf allen Gassen. Aber wir machen Jagd auf alles Verdächtige. Zwei russische und zwei französische Spione haben wir schon geschnappt. Und weitere sind dabei, ins Garn zu laufen.

So gehen die Stunden, so gehen die Tage, norddeutsche Regenschauer nässen den Boden, und der April läßt seine Launen spielen. Aber man kommt ja wieder ins Quartier, da ist's ja nicht so schlimm, und man erträgt, was der Himmel zur Erde sendet.

Ganz finster wird's eben, und in dicken Tropfen prasselt ein Schauer von Hagel, Regen und Schnee hernieder, da kommt in eiligem Lauf ganz durchnäßt ein Bote. Was kann er bringen? Wieder ein Geheimbefehl — zum Abmarsch. Also schon heute. Wer hätte das gedacht.

Nun, leb denn wohl, du schönes flamisches Land, länger soll unsere Freundschaft nicht dauern. Fort geht's wieder ins Ungewisse. Die Soldaten marschieren. Die Trommeln rasseln. Volk läuft zusammen und fragt sich wohl:

„Was blasen die Trompeten zum Tore hinaus?" Sie wissen's nicht, wir wissen's nicht, aber eine Antwort kommt später, und diese Antwort wird schon gut sein.

14. Vorbereitungen.

Nacht ist es. Ganz tiefe Nacht. Ernst und feierlich hat der Himmel seine Lichter angezündet und wölbt seine leuchtende Kuppel über unser Friedensidyll. Unser kleiner Kirchturm steht wie eine am Himmel ausgehauene Pyramide schwarz in der Luft, und in der friedsamen Stille rückt der Gedanke an Krieg und Verwüstung in unabsehbare Ferne. Und doch wissen wir genau, dieser scheinbare Frieden ist nur Täuschung, vielleicht ist es heute sogar das letztemal, daß die ruhende Umwelt die Träume an Heimat und Glück so lebhaft begünstigt, denn eben nach Mitternacht hallen die Straßen vom dröhnenden Schritt der Soldaten, und stampfen die Pferde ungeduldig vor unserem Tor. Mein Zimmer ist noch erleuchtet, die freundlichen Tapetenmuster staunen, ob sie mich denn heute nicht wie sonst mit ihren nickenden Blumenmustern zur Nacht zudecken dürfen? Nein, heute nicht. Heute müssen wir marschieren. Wir nehmen Abschied von unseren Hausleuten, die uns noch einige Liebenswürdigkeiten sagen. Dann geht's fort. Unsicher tappen die Pferde auf der dunklen Straße und scheuen vor den Silhouetten der Radfahrer, sie können gar nicht begreifen, aus welchem Grunde sie neben singenden Soldaten traben sollen, wo sie um diese Zeit ein Anrecht auf den Stall haben. Aber der Weg ist nicht weit, bald stehen wir am Bahnhof. Sorgsam werden die Pferde in die großen Wagen gebracht, tausend kräftige Fäuste fassen in die Speichen der Fuhrparkkolonne und rollen die hochgetürmte Last auf die Waggons. Schließlich sitzt auch der letzte Soldat auf seinem Schlafplatz, und die Nacht nimmt die fauchende Riesenschlange in ihre Schatten auf.

Wie wir erwachen, sind wir in Lille. Eifrig werden um diese Zeit schon die Berichte der belgischen Spione an die Grenze nach Holland gebracht, Truppenbewegungen nach Lille. Wahrscheinlich erneute Angriffe in Flandern. Oder Durchbruchsversuche bei Arras. Und andere Mutmaßungen. Aber als der Zug vor diesen, boshaft auf alles Deutsche gerichteten Augen sicher ist, denn in Frankreich verfolgen ihn keine Späher dieser Art, da beschreibt unser tausendfüßiges Gliedertier eine entzükkende Kurve, und als sich seine Muskeln wieder strecken, da eilt das Ungeheuer in schnellem Lauf nach Südosten. Alles, was deutsche Kraft in diesem Kriege in Besitz genommen hat,

rollt sich vor unseren Augen ab. Der Himmel hat ein Einsehen, er beleuchtet die dahinschwebenden Bilder in wechselvoller Weise, und wie er mit gedämpftem Licht die weiten Ebenen des nordöstlichen Frankreichs umhüllt, die in ihrer Einförmigkeit nur von den Zinnen Laons unterbrochen werden, so streut der Himmel goldige beglückende Liebe aus, als des Maastals entzückende Höhen unseren Weg umkränzen. Die gurgelnden Wasser dieses einst und jetzt wieder so bedeutsamen Flüßchens treiben in reißenden Strudeln und kräuselnden Ringen ein munteres Spiel, und dem Hineinschauenden sagen sie nur, wie eilig sie es haben. Der Ardenner Wald steigt ins Tal hinab, auch er verliert sich in gewellten Ebenen, über die jetzt rotgoldenes Licht gleitet. Aber bei der großen Maasbiegung schlingt er sich um ein reizvolles Tal, in das sich sorgsam Mezieres hineingebettet hat, Mezieres-Charleville. Straßen sieht man und Menschen und Autos und viele eilende Soldaten. Posten stehen an allen Straßenecken, und jede Brücke über die Maas wird von Getreuen bewacht. Alle machen geheimnisvolle Gesichter, als wäre ihnen Wichtiges anvertraut, aber jetzt weiß ich auch warum. Keiner sagt etwas, aber man liest es ihnen ja aus den Augen: Scht, Scht, Finger auf den Mund. Kaiserliches Hauptquartier. Da fliegen schnell noch einmal die Blicke zurück, aber schon hat sich der Zug wie ein Wurm gekrümmt, und nur die Maas bleibt als liebenswürdiger Begleiter im Bilde. An freundlichen Wiesen breitet sie sich behaglich aus und scherzt mit uns, denn bald müssen wir sie links, bald rechts von unserem Wege suchen. In blauen, grünen und roten Kringeln zeichnet das scheidende Sonnenlicht seine Abschiedsgrüße in die dahinströmenden Wellen. Als die Farbe entweicht, ziehen die Straßen weiße Bänder in das graugrüne Band, und hohe Pappeln flüstern der Dämmerung Weltereignisse zu. Hinter tiefdunklem Laub schimmert ein einfaches weißes Häuschen, fast als ob die Bäume hier am höchsten zum Himmel stehen, schnurgerade zieht sich die Straße nach beiden Seiten. Und immer noch lugt das Häuschen herüber. Es bittet: Stört mich nicht, haltet hier Frieden, ich träume von der Zeit, als hier das Geschick eines Volkes zerbrach. Donchery. Mit Tränen umnetzt jetzt der Fluß die fruchtbare Halbinsel, noch eine Biegung der Straße, und vor uns steigen die Höhen hinauf nach Sedan. Ganz langsam gleiten Straßen, Wiesen und Hügel vorüber, jedes ein Dokument in

der Geschichte des Werdenden, stumme Zeugen schmerzvoller Vergangenheit. Und wie bei diesem wundervollen Bilde das Gewesene, Gegenwärtige und die Zukunft uns seltsam durchzucken, da neigt sich die Nacht herab, und Himmel und Erde fließen in Finsternis zum Undurchdringlichen zusammen.

In Sedan ist kurze Rast, weiter führt die Fahrt. Wie ich vom leichten Schlummer in frühester Morgenstunde erwache, da glänzt im gleißenden Bogenlicht ein großes Bahnhofsschild durch die Nacht, und auf diesem großen Schild steht mit großen schwarzen Buchstaben: Mars la Tour. Aussteigen. Die Truppe sammelt sich, die Pferde werden herausgeführt, die Wagen heruntergeschoben. 6 km weit soll es gehen nach L.' en woeuvre. Ich reite auf meiner „Diana" vor, alle Radfahrer neben mir. Der Morgen dämmert über den Dächern von Mars la Tour herauf. Bald liegen die Häuser im Morgendunst. An der letzten Wegbiegung hält ein großes Denkmal Schildwache, der französische Denkstein für die Gefallenen vom 16. August 1870.

Dann geht der Blick in die Weite. Eine endlose Straße. Der weiße Staub leuchtet dem Tag entgegen. Endlos fließt die Ebene, sie wellt tief ins Tal, sie schwingt in einem großen Bogen hinan, aber immer weiter, immer weiter ins Endlose. Bäume treten aus dem Schlaf ins Morgenlicht, aber sie träumen noch, man sieht nur Umrisse. Geisterhaft fließen die Nebelschleier. Ein Vöglein flattert verängstigt über den Weg. Der Morgen kommt. Aber er kommt geheimnisvoll, still, unhörbar. Nie rollt über die Ebene Phoebus' donnernder Wagen. Totenstille ringsum. Ein Windhauch schwebt heran, die Bäume wiegen sich und nicken denen da drüben zu. Er verhaucht wie er kam. Totenstille ringsum. Das Pferd bleibt stehen. Mit hoch gehobenen Nüstern. Es wiehert nicht. Es scharrt nicht. Es steht und horcht in das Licht.

Totenstille ringsum. Es hebt sich das dämmernde Totentuch. Dort geht die Straße. Bäume zeichnen sich in den Tag bis ganz dahinten. Siehst du die Dächer dort? An der Straße? Vionville.

Die Ebene verschwindet ins Unkenntliche. Ein Nebelstreif bindet das Auge. Totenstille ringsum. Nichts spricht hier. kein Laut, keine Freude, kein Jauchzen, keine Liebe.

Totenstille ringsum. Leichenwacht hält die Natur. Das Lebende krümmt sich ins Nichts zusammen und blickt starr ins unergründliche, unerfaßliche Antlitz der Natur. Sie schweigt. Licht fließt jetzt über die Ebene und küßt das grausige Tal des Todes. Morgendunst liegt über der Welt. Hörst du? Nichts. Leichenwacht hält die Natur bis in alle Ewigkeit.

Totenstille ringsum.

In L. en woeuvre wird das Bataillon untergebracht. Ein armseliges Nest, schmutzig, zerfallen. Die Ansprüche auf Wohnlichkeit schrumpfen sichtbar zusammen.

Der Tag führt uns auf eine Anhöhe. Unaufhörlich rattern Munitionskolonnen vorbei, hochbeladen mit Vorräten für die gefräßigen Ungeheuer aus Stahl. Motorfahrer, wie unkenntliche Staubklumpen, knattern die Straßen entlang. Hin und her. Alles ist hier in Eile. Flugzeuge zu dreien, zu vieren durchschwirren die Luft. Hier gilt jede Minute. Jede Sekunde hat Wert. Wir halten. Um uns Acker, selbstbestellte Felder und hier und da ein Dorf an der Wegbiege. Große Chausseen mit kerzengeraden Bäumen zerteilen die Wiesen in kleine und große Dreiecke. Über allem stechendes Sonnenlicht. In der Ferne steigen blaue Hügelketten aus dem Tal. Dunstschleier davor. Es ist nichts klar zu erkennen, dumpf rollender Donner in der Ferne, dann und wann zittert der Boden. Kreisrunde, weiße Wolken scheinen aus den Hügeln zu stürzen. Ein Geheimnis lauert dahinten. Magnetisch zieht es die Blicke an, unentwirrbar hüllt sich alles in Dunst. Eine schwarze Wolke erhebt sich über den dunklen Waldhöhen, dahinter muß es sein, dahinter droht das heißumstrittene, vielbegehrte unnahbare Verdun.

Einige Tage und Nächte vergehen in fortwährender Aufregung. Unaufhaltsam trägt der Nachtwind das Krachen der Geschütze heran, und das Gewehrfeuer prickelt wie ein elektrischer Strom durch die Glieder, rieselt ans Ohr. Tagsüber geht der Blick wieder und wieder auf jene kahle, leuchtende Höhe von C. Da hinten, wo gekämpft wird, tagein, tagaus seit Monaten und weiter hinüber zu den Moselbergen. In diesem Halbkreis wird sich das Geschick der ringenden Völker entscheiden. Gekämpft wird hier mit einer Kraft, mit einer Energie, mit einem unerschütterlichen Willen zum Siege, auf beiden Seiten, wie

noch nie zuvor im bisherigen Verlauf. Sagt es nicht das unaufhaltsame Gemurmel der Weite, deuten es nicht die schwankenden Gestalten, die einzeln, zu mehreren, zu einer lebenden Schmutzsäule verwandelt, die Dorfstraße heraufkommen. Als Leichtverwundete oder Zermürbte sind sie abgelöst, und wenn sie stehen bleiben, und sich unsere Soldaten um sie drängen, dann antworten sie ganz langsam und mit einem Blick in die Weite, wie ihn Irre oft haben. Einwirkungen dieses furchtbaren Granatfeuers schwerer Geschütze, dieser Teufels Erfindung menschlichen Geistes, dessen Witz er selbst nicht gewachsen ist. Und wen diese Zeugen menschlichen Heldentums nicht überzeugen, den zwingen ununterbrochen nach vorn jagende Autos mit dem Genfer Kreuz zu feierlichem Ernst. Denn nach einer Weile kehren sie langsam rollend zurück, und dichte Vorhänge bewahren uns gnädig vor dem wahren Antlitz der furchtbaren Schuld am Menschentum.

Mehrere Male wurde nachts alarmiert und auf sofortige Marschbereitschaft gesetzt. Ich wüßte nichts, was bedeutender an Eindruck im Leben sein kann, als in tiefer Nacht auf dunkler Dorfstraße stehen, wenn bei den rollenden Salven da vorn, den aufzuckenden Blitzen der Geschütze die bange Frage durch die Gassen schleicht: Werden sich unsere Brüder da vorn halten können?

Jeder von uns hat seine Waffe bereit, alle Pferde sind gesattelt, es wartet jeder auf den Befehl zum Eingreifen. Nur des Himmels gesternte Decke bewahrt seine wunderbare Ruhe, der Menschen zappelndes Wesen reicht nicht an ihn heran. Diesesmal gings ohne uns, aber in der nächsten Nacht marschieren wir plötzlich nach der entgegengesetzten Richtung, und die Eisenbahn führt uns einige Stunden nach Süden. Nach einem zweistündigen Marsch finden wir uns im zerschossenen Dorf E. ein und beziehen Unterkunft so gut es eben geht. In einem der wenigen, noch einigermaßen erhaltenen Häusern schlage ich mein Wigwam auf, aber ich muß jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß eine Granate durch die Wand fährt, oder meine Matratze plötzlich von dem ersten Stock in das Erdgeschoß fällt. E. liegt 3 km hinter der Front, die sich von der Maas im leichten Bogen zur Mosel zieht, an der Straße nach F., um die so heiß gefochten wird. E. liegt im Brennpunkt der großen Geschütze aus den Moselfestungen. Daher ist E. auch

nur noch ein Trümmerhaufen, in dessen Keller man bei einer Beschießung flüchtet, in der Hoffnung, vor einem Volltreffer bewahrt zu bleiben. Täglich werden wir hin- und hergezogen, einmal nach vorn und dann wieder nach hinten, je nachdem wo eine Verstärkung der rückwärtigen Linie geboten erscheint. Einen ganzen Tag liegen wir in einem himmlischen Walde versteckt, dem berühmt gewordenen M. M., in dem trotz allem die Vöglein zwitschern und huschende Sonnenstrahlen vom Frühling erzählen. Den Tag war's gerade ruhig da vorn, sonst geht's ununterbrochen, bald links, bald rechts von der Straße, kein Tag vergeht, an dem die Franzosen nicht unsere Stellung zu stürmen versuchen. Kein Tag vergeht, an dem nicht die neugierigen Augen der Flieger sich über unsere Stärke unterrichten wollen. Aber die belebte Straße von E. ist beim Warnungssignal „Flieger" die ödeste, verlassenste Dorfstraße, und die Photographie zeigt nur einen Weg im Sonnenbrand, nicht aber die Mannschaften, die sich blitzschnell in die Keller versteckt haben. So mag es sein, daß die Franzosen uns hier schwächer schätzen als wir sind und täglich durch einen neuen Ansturm hoffen, endlich einmal unsere Linie zu durchbrechen.

Wenn einmal die Geschichte der Maas- und Moselkämpfe geschrieben wird, muß dies eines der blutigsten und leidvollsten Kapitel in der Geschichte der Menschheit werden, denn hier ist die Stätte, wo das alte Wort „Auge um Auge, Zahn um Zahn" noch Geltung hat, und hier soll sich nun wohl entscheiden, auf welcher Seite die größere Kraft, Ausdauer und Intelligenz zu finden ist. Nicht in wenigen Wochen kann das größere Deutschland zusammengeschmiedet werden, ein solches Werk will Weile haben, und Riesenaufgaben erfordern Riesenopfer.

Riesenaufgaben fordern alle erdenklichen Mittel heraus, um Erleichterung oder greifbaren Vorteil zu erhaschen. Und wenn einst wieder Frieden herrscht, dann soll es jeder wissen, dann Hut ab vor den Helden im Maas- und Moseltal. Täglich hatten die Franzosen mit großen Kräften angegriffen mit einer Ausdauer, mit einem Mut, die über jedes Lob erhaben waren. Gelang es nicht, ein neuer Versuch, oft 4, 5, 6, ja 7, 8 mal an einem Tage. Unsere Mauer stand. Sie bissen sich die Zähne aus, und die Jugend Frankreichs lag hingemordet vor unseren Stellungen. Man denke nicht, daß uns die Abwehr

leicht war, gräßliche Opfer kostete es auch bei uns. Das führte einen schneidigen Offizier auf einen guten Gedanken. Der Zufall war ihm günstig. Er ging mit einem Telephonisten hinter die französische Front und schloß sich an die französische Leitung an. Von nun an saß in einer tiefeingegrabenen Zelle tagein, tagaus ein Offizier, der hörte die Gespräche ab, und als eines morgens ein Angriff erfolgte, da waren alle Geschütze, alle Maschinengewehre gerichtet. Aus den hervorbrechenden Linien wurde ein großes Massengrab. Keiner kam lebend zurück.

Das waren Tage und Nächte, ungeheuer an Aufregungen, ungeheuer an Nervenanspannung. Es ahnt ja keiner, was dazu gehört. Plötzlich wurden wir abberufen. In einer Nacht, als der Himmel in unendlichem Glanz erstrahlte, marschierte das Bataillon in geheimnisvoller Stille ab. Im ganzen von der Maas zur Mosel geschlagenen Halbkreis blitzte der Himmel vom Wiederschein der Geschütze, Gewehrfeuer klang hier und da durch die Nacht. Auf allen Seiten stiegen Leuchtkugeln empor, und wer's nicht wußte, mochte denken, die Erde gab ein Feuerwerk. Goldig stiegen die irdischen Sterne zu ihren ewigen Brüdern empor, aber wie sie kamen, so mußten sie zergehen. Hilflos, in verendendem Licht sanken sie zur Erde, ihr kurzes Leben diente nur, um dem Feinde ins Auge zu sehen, solange die Nacht schweigend die Menschheit bedeckte. Still träumten die Sterne dem dämmerigen Morgen entgegen, und als der Tag kam, da fand er tausend Mannen im tiefen Schlaf, vieltausend Bäume standen Wacht, und glühend rot flammte ein Morgen über den Schläfern. Noch einige Male kam der feurige Tag und grüßte seine Kinder. Wir standen und lauschten dem feinen Klang in den Lüften und sannen, ob die Welt gerade uns nun zum letzten Male grüßen wollte.

15. Die Schlacht.

Immer noch tanzten die weißen Wolken um die Höhe von C. Wie sie auch freundlich weit in die Welt leuchteten, ihre Nähe war grausig und furchtbar. Der Tod raste dort oben in sinnloser Wut. Wann gab es Einhalt? Wohl nie, solange die Männer dort oben wieder und wieder die Erde als Schild erhoben, wenn es auch 100 mal zertrümmert war. Und wenn auch Tausende sich selbst ihr Grab schaufelten, immer richteten

sich über Nacht wieder Schanzen auf, hinter denen die Mannen mit geschwungener Faust den Tag erwarteten. Hier wie dort. Wie lange konnte man noch solche Opfer bringen? In einer stillen Klause mit dämmerndem Licht saß einer, der rechnete und rechnete und maß und verglich. Große Karten waren ausgebreitet, jede Linie der Stellungen war aufs genaueste eingezeichnet. Tabellen, Bücher, Pläne, Notizen häuften sich auf dem Tisch. Der Mann da vor den Karten, der saß nicht heute, nicht seit gestern da, monatelang suchte er schon, studierte, zeichnete und rechnete, und wenn der Fernsprecher meldete: Verluste auf der Höhe von C. betragen heute .... Mann. Der Angriff der Franzosen ist abgeschlagen, aber unsere Truppen sind aufs äußerste erschöpft. Es wird um Ablösung gebeten. Dann krampften sich die Hände um die Armlehnen des Sessels, das Herz zuckte, und die Frage schlich umher: Wie lange noch? Die Tür öffnete sich. Ein General trat herein. „Guten Abend, lieber C., gibt's was Neues?" „Nein, Exzellenz, hier sind die Meldungen." Schweigen. Nur der flakkernde Ofen knistert.

„Darf ich Exzellenz einen Vorschlag machen?"

„Bitte."

„Wenn Exzellenz hierher sehen mag. Ich glaube nicht, daß wir noch lange die Verantwortung übernehmen können, daß die Höhe von C. mit solchen Opfern gehalten wird. Andererseits müssen wir die Stellung behaupten, die einzige Möglichkeit scheint mir eine Flankierung der französischen Stellung auf der Höhe von C. vom Westen her."

„Ja, aber wie denn?"

„Ich meine, Exzellenz, man müßte versuchen, an die Straße von M. nach H. R. vorzukommen. Gelingt das, werden wir auch die Höhen westlich von L. E. erreichen. Dadurch würde die Höhe von C. entlastet."

Das wurde nun erwogen und besprochen. Generale kamen und gingen, alle sprachen von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit. Der eine sagte, die Stellung der Franzosen sei hier zu stark, der andere meinte, man müßte es versuchen, es wäre die einzige Möglichkeit. Schließlich kam der Armeeführer. Dann folgte eine Beratung, vor allem, welche Truppe eingesetzt werden sollte. Das gab ein hin und her. Man konnte nicht beliebige Regimenter wählen. Als man auseinander ging, war

das Antlitz jedes einzelnen ein Geheimnis. Es sollte etwas gemacht werden, aber keiner sagte etwas. Der Draht aber rief eine Division, die sich da oben im Norden irgendwo freundlicher Tage erfreute. Als sich die Bäume des Bois W. M. die Zweige über uns zum schützenden Dach reichten, da wußten wir, daß unser Regiment ausersehen war, den Schlag, den die da hinten ersonnen, auszuführen. Stürmen sollten wir die feindliche Stellung, bezwingen, was hindernd im Wege stand. Wir. Ging das? Hatten die Franzosen nicht hundertmal versucht, waren sie nicht wieder und wieder durch das Feuer unserer Schützengräben zurückgetrieben, hatten ihnen diese Versuche nicht unsägliche Opfer gekostet? Nun sollten wir zeigen, ob wir es besser konnten.

Um das zu erreichen, gab es tausend Vorbereitungen. Tag und Nacht fuhren Lastautos und Fuhrwerke und brachten Munition für die Artillerie. Tag und Nacht ratterten Wagen auf der Straße, die Verpflegung in die vorderste Linie brachten. Sammelstellen für Gemüse, Konserven, Kaffee und Reis wurden im Walde angelegt, standen die Fahrstraßen erst unter dem feindlichen Feuer, war das Heranbringen von Vorräten eine Unmöglichkeit. Munition für Infanterie wurde an versteckten Plätzen aufgestapelt, Ärzte eilten nach vorn, um Verbandplätze auszusuchen. Es gab kein Wasser da vorn, bewohnte Orte waren nicht in der Nähe, Quellen nicht vorhanden. So mußten Wasserwagen in stundenlangen Fahrten Wasser nach vorn schaffen, als Vorsorge für Verwundete und für durstende Kehlen. Tag und Nacht arbeiteten Hunderte von Mannschaften zusammen mit der Fernsprechabteilung, um Kabel von den höheren Kommandostellen in die vordere Linie zu legen und zwar unterirdisch, damit feindliches Feuer die Leitung nicht zerstöre. Bombensichere Wohnräume für den Brigade- und Divisionsstab wurden geschaffen, tausend fleißige Hände waren tätig, und immer so, daß der feindliche Flieger nichts von der fieberhaften Eile all dieser Vorbereitungen bemerken konnte, denn die Vorbedingung eines Erfolges blieb das Geheimhalten. Und immer fragte man sich wieder, ist auch irgend etwas vergessen, wird es mit all diesen sorgsamen Erwägungen auch möglich sein, das Ziel zu erreichen? Oder wird schon der erste Anlauf durch ein rasendes Feuer des Gegners niedergemäht? Denn ebenso wie wir, waren auch die Franzosen verschanzt, hatten Drahthinder-

Adinfer, Mai 1915 (links Schloß, rechts Kirche)

Schloßeingang bei Hendecourt-les-Ranfart, Juli 1915

Im Schloßgarten von Ranfart, Mai 1915

„Kompagnie-Küche" unter einem Hauſe in Ranfart

nisse errichtet und saßen in bombensicheren Unterständen, um den Feuerwirkungen zu entgehen. Aber Erwägungen waren ja ganz zwecklos, was befohlen ist, wird gemacht. Wir hatten ja auch noch einen helfenden Freund. Das war unsere Artillerie, die die Einbruchstelle Tag und Nacht andauernd mit Feuer belegte, und so stückweise die Hindernisse zerstörte, die der Gegner in langer Arbeit mühevoll sich vor seiner Front errichtet hatte. Das klang oft schauerlich durch die Nacht zu unserer Waldrast und war doch nur Auftakt zum Kommenden.

Und dann schritt eine tiefe, kalte Nacht durch den Wald und führte stumm und schweigsam alles, was sich des Waldidylls erfreut hatte, auf breiter Straße nach vorn bis zur Bereitschaftsstellung. Vorn gab es hier und da Stauungen, Lastautos, Fuhrwerke, Feldküchen, Pferde usw. verengten den Weg, und die Marschkolonnen ballten sich im fahlen Licht, das aus der weißbestäubten Straße ins Dunkle stieg, zu unförmigen Klumpen. Und doch war die ungeformte Masse mit 1000 Fäden verbunden, an denen sich die Gedanken der einzelnen der Heimat zuwandten, mit der sie sich heute im Geiste vielleicht zum letztenmal verbanden. Es war wohl jedem klar, ein Zurück gab es nicht mehr, aber der unbestimmte Drang, das Daheimgebliebene mit liebevollem Gedenken zu umfassen, war in jedem lebendig, als sich die schwarze Masse dem Dickicht des Waldes anvertraute.

Langsam graut der Tag. Ein kalter, farbloser Morgen kommt heran, mit Sprühregen und dicken Nebelschleiern über der Ebene, die dem Feinde die Augen zubinden. Nur kurze Zeit war das Feuer unserer Artillerie unterbrochen, von frühester Stunde an durchsurrt die Luft wieder aufs neue eine ununterbrochene Folge von Geschossen. Die Mannschaften schwingen im dämmernden Licht das Beil und schlagen durch das dichte Unterholz des Waldes breite Wege, auf denen die Kolonnen den Sturm antreten sollen, aus dem Walddickicht heraus, das bisher unsere rückwärtige Stellung so sorgsam verbarg. Auch diese Arbeit ist bald getan, noch einmal gibt es zur Aufmunterung Kaffee. Dann werden die langen Patronengurte den Leuten als Reservemunition um den Hals gehängt, ein seltsames Halsband, das nach Mord und Tod schreit. Sturmgepäck wird zurechtgemacht, alle schwere Belastung bleibt zurück. Dann kommt die Meldung: „Es ist alles fertig." Die Mannschaften liegen im Walde verborgen, kein lauter Ruf, kein sichtbares Zeichen verrät

dem Gegner, was hier vorgeht. Ich gehe in die vorderste Linie und schaue an, was das Unsrige werden soll. Nach rechts dehnt sich die weite, weite Ebene, die sich bis zur berühmten Höhe von C. hinaufwindet, heute aber sich im Nebel bald dem Blick entzieht. Geradeaus erhebt sich ein knorriger, sperriger Wald vor mir. Etwa 120 m entfernt, am weißen Kalkaufwurf kenntlich, starrt der französische Schützengraben durch die Bäume. Noch immer droht ein dichtes Drahtgewirr vor der feindlichen Linie und sperrt den Zugang. Wie da hindurchkommen? Teils war es allerdings in letzter Nacht durch schneidige Pionierpatrouillen mit großen Drahtscheren zerschnitten, aber das Hindernis war immer noch stark genug, um unliebsamen Aufenthalt zu bereiten. Ein telephonischer Zuruf verminderte die Besorgnis. Die Artillerie richtet sich auf die Drahthindernisse ein und steigert die Feuergeschwindigkeit. Schuß auf Schuß wird jetzt vor die vordere Linie gesetzt. Die Minenwerfer schleudern eine Ladung nach der andern hinüber, bis sich ächzend die Drähte biegen, bis das künstlich Gebaute wie ein wirres Gestrüpp zertrümmert am Boden liegt. Wie Schuldige, die ihr Schicksal erwarten, blikken die noch immer kahlen Baumkronen in den lichtlosen Tag, und hier und da bricht krachend ein stolzes Geäst tausendfach zersplittert zu Boden. Endlich kommt der Befehl mit allen Einzelheiten. Es wird angegriffen. Von 12 Uhr bis 12 Uhr 20 rasendes Feuer unserer Artillerie. Punkt 12 Uhr 20 herausbrechen der Sturmkolonnen. Das 2. Bataillon in vier Sturmwellen, das 3. Bataillon folgt mit einer Kompagnie, eine zweite Kompagnie des dritten Bataillons übernimmt die Flankendeckung. Der Rest bleibt als Reserve zur Verfügung des Regiments.

Dann folgt der Zusatz zum Brigadebefehl: „Ich erwarte, daß meine Regimenter die Aufgabe erfüllen und bis zur Artilleriestellung durchstoßen."

Und dann folgte der Zusatz des Regiments: „Ich erwarte, daß heute der alte, hanseatische Geist Eurer Väter in Euch lebt. Soldaten, mit aller Kraft drauf!"

Das war der letzte moralische Appell an die Truppe. Jetzt galt's. Jetzt ward es Ernst. Da zuckt es vom Scheitel bis zur Sohle. Die Uhr ist 9 Uhr 30. Also noch etwa 3 Stunden. Wir stehen in Gruppen, hier und dort. Der eine frühstückt noch, der andere geht umher. Einige studieren noch einmal die Karte und reden, wie es wohl wird. Ununterbrochen singen jetzt die

eisernen Grüße der Artillerie, mehr und mehr füllt sich die Luft mit ihrem seltsamen Klang. Die französische Artillerie antwortet, einige Geschosse schlagen in unserer Nähe ein. Tun aber nichts.

10 Uhr.

Wann geht's eigentlich los? fragt einer. Irgend jemand antwortet.

Na, dann haben wir ja noch zwei Stunden Zeit. Dabei zieht er gleichmütig die Uhr, als wolle er um die Zeit mit einem Zug abfahren.

10,30 Uhr. Mein Bataillonsführer versammelt jede Kompagnie und hält eine kurze Ansprache. Wie die Leute dastehen, alte und junge, Familienväter und frische junge Burschen, so manche schon mit dem Eisernen Kreuz geschmückt. So mancher, dem das Herz schlagen mußte, so mancher, dem das liebliche Bild von Heimat und Hof still vor die Augen tritt. Und das mitten in diesem kalten, liebloſen Walde. Und das alles, während die Geschütze brüllen, denn jetzt hämmern die Franzosen mit schweren Geschossen auf unsere vorderen Gräben, daß der Boden zittert.

Aber die Leute sind ganz ruhig, man merkt ihnen keine sonderliche Erregung an. Nur als von Hamburg gesprochen wird, für das wir jetzt kämpfen wollen und siegen müssen, da rieselt es wie eine Welle durch die Reihen, und manches Auge blitzt auf. Da weiß man, die Leute werden ihre Sache schon machen, auf die können wir uns fest verlassen.

11 Uhr. Die Offiziere, die mit den ersten vorstürzen, haben sich wie die Mannschaften gekleidet. Man kennt sie kaum wieder.

„Meine Herren, bitte, die Uhren stellen, die genaue Zeit ist 11 Uhr 17."

Alle Uhren werden genau gerichtet, weitere Befehle gibt es nicht. Jetzt weiß jeder, was er zu tun hat.

Der eine lacht und macht allerlei fröhliche Scherze. Andere sind stiller, einige Augen gehen weit in die Ferne, als stellten sie die Frage an das Schicksal. Aber der Nebel und die knorrigen Bäume gaben keine Antwort. Steinern bleibt das Antlitz der Natur, und der Fragende hört nur pochenden Herzschlag.

11 Uhr 40. Die meisten rauchen noch Zigaretten, der eine in heftigen Zügen, der andere gleichmütig wie bei einem Ausflug.

Sollte es ja auch werden. Man trennte sich. „Na, alles Gute, lieber X."

„Ja danke, gleichfalls, wir wollens schon machen."

Einer nach dem andern geht auf seinen Platz, der eine schnell, der andere langsam, aber jeder mit dem einen Willen, seinen Platz auszufüllen, so gut es ging bis zum letzten Atemzuge.

11 Uhr 50. Mein Bataillonsführer und ich gehen nach vorn in den ersten Graben.

In einem Unterstand ist der Fernsprecher eingebaut, gleich mit doppelter Leitung und der Möglichkeit, den Apparat beim Vorgehen mitzunehmen.

Wir sitzen in diesem Verließ mit den Telephonisten und den Gefechtsordonnanzen. Nein, wir sitzen nicht, wir liegen aneinandergequetscht in dieser Höhle, in der nur ein spärliches Kerzenlicht flackert, in der wir nur unseren eigenen Atem hören.

Plötzlich stockt auch dieser.

Braust dort nicht ein Wirbelsturm heran? Oder ist es eine Springflut, deren Wogen donnernd zerbrechen? Die Hand krampft sich an einen Menschenleib, das Ohr horcht aus dem Dunkel heraus.

Ach, es ist 12. Von 12 Uhr bis 12 Uhr 20 währte der letzte große Feuerüberfall. Alles was an Geschützen, alles was an Minenwerfern, alles was an Maschinengewehren da ist, rast los. Der Boden zittert, die Erde dröhnt. Mensch, wenn du jemals das Wort Krieg sprachst, dachtest du an all dies Furchtbare? Dachtest du, daß jenes kleine Wort solch Hämmern sein könnte, hämmern so schnell, wie das Geprickel, wenn Stahlnieten bei Blohm u. Voß in den Schiffsrumpf getrieben werden, nur daß 1000 Riesen-Ambosse dort stehen, auf die unerbittlich Zentnerladungen herniederprasseln. Und auf dem Amboß wird das Wesen, Mensch genannt, zertrümmert, zermalmt, daß Blut und Knochen spritzen. Oder daß Wahnsinn ausbricht. Unaufhaltsam rollt das donnernde Eisenmeer. Es sind erst fünf Minuten. Das Licht fällt um. Niemand wagt, nach einem Streichholz zu fragen. Man hat das Gefühl, es ließe sich gar nicht anzünden. Endlich erhellt eine Taschenlampe den Raum. Auf jedem Antlitz malt sich die Gewalt des Augenblicks. Ich sitze mit der Uhr in der Hand. 12 Uhr 10. Man möchte sich die Ohren zuhalten. Jetzt kommen harte Einschläge französischer

Geschosse. Es ist ein rasendes Krachen, als sollte die Welt zerbersten, als sollte der letzte Rest von Kultur, Würde und Menschentum in blinder Wut in diesen wenigen Minuten zertrümmert werden. Noch ruhen die Geschicke Tausender in der kurzen Spanne Zeit eingebettet, die der Befehl übrig läßt. Dann rast das Unheil seinen Weg. Ist es denn überhaupt denkbar, das Leben auch nur eines einzigen dem rasenden Wüten preiszugeben? Lauert nicht in irgend einer Ecke eine Hoffnung, eine Möglichkeit, dem Furchtbaren zu entrinnen? Ruft nicht im letzten Augenblick noch eine Stimme ein „Halt?" Es kann doch gar nicht sein, das köstliche Gut des Lebens dem rasenden Orkan hinzugeben. Nein, nein, es kann nicht sein, es ist ja unmöglich. Höre doch nur. Bleihammer hämmern ihr furchtbares Lied zu furchtbarem Leid, die Hölle ist losgelassen, Tod und Verderben grinsen da vorn. Das Bild von Klingers stampfendem Tod fliegt am Auge vorbei, dann fällt der Blick auf die Uhr. Zu Hause sitzen sie jetzt beim Frühstück oder sie gehen spazieren. Wie kann da denn jemand spazieren gehen, es geht doch gar nicht, bleibt doch stehen! Seht Ihr denn nicht den Tod, der da kommt! Ach nein, sie können das ja gar nicht sehen. Sie wissen ja nichts, sie ahnen ja nichts, die Gedanken fliegen weiter, wild in der Welt umher. Mit Blitzesschnelle huschen tausend wirbelnde Bilder vorüber. Unerträgliche Hitze lastet jetzt im Raum, die Tür öffnet sich kaum vor Menschen, die im Gang stehen. Alle an die Wand gedrückt, um den Granatsplittern zu entgehen. Und alle Gedanken klammern sich jetzt wieder an den Zeiger der Uhr, der so unerbittlich aufrückt, der nichts von Stimmung und Gefühl kennt, der nichts weiß von Hoffnung und Leid, das da vorn unserer wartet. Und alle Gedanken, die in der Welt umherirrten, kehren zurück zu dem Bewußtsein, daß das Leben uns jetzt noch 6, jetzt noch 5, jetzt noch 4 Minuten Frist gelassen hat. „Morituri te salutant Caesar" riefen einst die Gladiatoren, die Todgeweihten.

Unaufhaltsam brüllt die donnernde Wut. Aber kein Gedanke wendet sich mehr zu Unmöglichem. Die zwingende Notwendigkeit der wenigen Minuten rieselt wie ein Strom durch die Leiber der Tausend, es spannen sich die Muskeln, es recken sich die Gestalten. Das Gewesene versinkt lautlos, das Kommende preßt die Faust ans Gewehr und die Glieder sprungbereit auf den Boden. Die Augen warten auf das Zeichen des Führers.

Und 1000 Wipfel wiegen sich, als wollten sie die große Stunde eines Volkes noch schützend den fremden Blicken entziehen. 12 Uhr 19. Noch eine Minute. Deutsches Reich, Tausende deiner Söhne warten des Winkes, dir zu dienen. Hamburg, könntest du deine Jungens sehen. Wie wärest du stolz. Mit gespanntem Blick, mit geschwungener Faust warten jetzt Tausende mit dem einen Willen, mit dem Willen zum Sieg. Es muß ja gelingen, es kann ja nicht anders sein. Wer wagt es, uns zu trotzen, wer will uns hindern? Furchtbares Krachen der in diesem Augenblick einschlagenden französischen Granaten. Sie schrecken nicht mehr, wie ein Rausch überläuft es die Braven: Wir zwingen sie, wir zwingen sie, wir zwingen sie.

12 Uhr 20. Ein Wink, ein Pfiff. Es klettert, es läuft, es springt, es rennt, die starren Gräben werden an allen Ecken lebendig. Die erste Welle. „Feste Kerls, los. Vorwärts dahinten." Lachend springen einige Führer davon, wie eine wilde Jagd rast die zweite, die dritte, die vierte Welle dahin.

„Nun aber drauf!"

Nach rechts läuft die 9. Kompagnie in Gruppenkolonnen heraus. Vereinzelt fällt ein Infanterieschuß. Die letzte Welle geht vor, aha, die elfte.

„Feste, Kerls", rufe ich einigen zu. Sie lachen, sie kennen mich ja genau, einige drohen mit der Faust nach vorn. Und nach rechts, nach links, zur Mitte mit geschwungenem Bajonett brechen sie vor. Donnerwetter, famos! Na, die werden's schon machen!

Alles ist in wenigen Minuten vorüber.

Der Fernsprecher ruft: „Ja, die letzte Welle ist eben heraus", melde ich dem Regiment.

„Die Franzosen kommen" gellt eine Stimme mir in die Höhle.

„Raus, Kerls", schrei ich. Wir stürzen aus der Tiefe ans Licht.

„Wo sind sie?"

Die Gewehre fliegen vor.

„Halt, nicht schießen." Wie gehetztes Wild setzt eine Gruppe von vier oder fünf Mann durch das Waldgestrüpp mit hocherhobenen Händen. Das sind Franzosen. „Nicht schießen, die wollen sich ja ergeben", rufe ich noch einmal. Es haben nicht alle gehört, Schüsse fallen. Einer der Flüchtenden springt hoch

auf, fällt durch den Kopf getroffen. Die andern kommen bei unserm Graben an, auch von links einige Mann. Alle rufen in wildem Durcheinander:

„Oh, pardon, pardon monsieur."

So liebe ich meine Feinde.

„Rin in die Kiste, quatscht nicht."

Irgendeiner führt sie schon ab. Alle vom Regiment 67. Ich melde dem Regiment, die ersten Gräben sind überrannt, Gefangene befinden sich in unseren Gräben."

„Gut, bitte genau weiter beobachten."

Wir schauen jetzt gespannt hinaus. Man kann nicht weit sehen, wir hören Trommelwirbel, vereinzeltes Hurrahrufen, dann Maschinengewehrfeuer, auch rechts fallen Schüsse. „Donnerwetter, was ist da los, sehen Sie was?"

„Nein, nichts zu sehen" antwortet einer.

Die Fernsprechleitung nach vorn ist längst zerschossen, keine Nachricht, keine Meldung kommt. Was geht da vor? Einige Leichtverwundete kommen zurück, wankend, mit stumpfem Blick. Sie wissen nichts von vorn. Die Ungewißheit wird unerträglich. Sind die Unsrigen zersprengt, geschlagen, niedergemäht? Brechen sie vielleicht aus dem dichten Unterholz heraus? Als Geschlagene? Kommen sie zurück, weil es unmöglich ist, durchzukommen?

Links knattert jetzt ein französisches Maschinengewehr, jetzt noch eines. Donnerwetter, das ist Ernst.

„Noch keine Meldung da?" fragt das Regiment.

Ich verneine.

„Es muß festgestellt werden, wie es vorn aussieht", kommt der Befehl.

Ich schicke zwei Gefechtsordonnanzen hinaus. Eine nach rechts, eine zur Mitte. Wie die Indianer winden sie sich durch die Büsche.

Das feindliche Granatfeuer wird heftiger. Ein eiliger Bote kommt von links. „Dringend Verstärkung nötig nach links an die Tranchée" meldet er.

„Wer schickt Sie?"

„Hauptmann v. Z."

„Wie sieht es da aus?"

„Wir haben furchtbares Maschinengewehrfeuer von links."

„Verluste?"

„Ja, viele."

Mein Bataillonsführer meint, wir können keine Verstärkung schicken. Unsere beiden letzten Kompagnien stehen zur Verfügung des Regiments.

„Verbindung mit dem Regiment."

Der Telephonist gibt das Anrufzeichen. Ein, zwei, dreimal.

„Leitung zerschossen", meldet er.

„Was tun?"

„Es ist dringend", wiederholt der Bote, ein alter Landwehrmann.

Befehl und Notlage.

„Herr Major, wir müssen helfen", meine ich, „das Regiment wird es nachher gutheißen."

Wir überlegen einen Augenblick.

„Melden Sie Hauptmann v. Z., eine Kompagnie wird sofort eingesetzt." Der alte Landwehrmann läuft frohlockend davon. Famoser Kerl.

„Gefechtsordonnanz!"

„Hier!"

„Die 12. Kompagnie schiebt sich sofort ein, Anschluß links, hart an der Tranchée."

Nach einigen Minuten geht die Kompagnie vor. Wie die Kerls laufen.

Na, nun wird's wohl gehen. Kaum sind sie aus unserm Graben, knattert feindliches Gewehrfeuer, hier und da fällt einer, da wieder.

„Donnerwetter, die schießen ja aus dem ersten Graben."

Salven werden jetzt abgefeuert von drüben. Leute stürzen, alles läuft weit auseinander. Da stockt es.

„Feste, Kerls, feste" ruft ein junger Leutnant, da ist er auch schon tot.

Der nächste Zug schiebt nach.

Jetzt kommt's wieder in Fluß. Jetzt sind sie beim ersten Graben. Jetzt krachen unsere Handgranaten.

„Meldung vom Regiment, Herr Leutnant möge sofort an das zweite Telephon kommen." Eine Ordonnanz sagt es keuchend. Ich melde mich bei meinem Major ab, verspreche, sofort zurückzukommen.

„Ja, ist gut, ich bleibe hier, bis Sie zurück sind."

Ich winde mich durch die jetzt ganz verlassenen Gräben. Granaten schlagen in meiner Nähe ein, der Weg steht immer unter Feuer. Zerrissene Telephonleitungen wickeln sich um die Füße, zerschossene, eingestürzte Grabenwände versperren den Weg. Und immer kracht es rechts, links, vor mir, hinter mir. Endlich bin ich beim Fernsprecher.

„Ja, bitte!"

„Hier Unteroffizier R., ich bin beim Telephon der 10. Kompagnie."

„Ja, ich kann Sie gar nicht gebrauchen, ich muß ...."

„Nein, Herr Leutnant, Herr Leutnant."

„Na, was denn?"

„Herr Major ist eben gefallen."

„Das ist ja gar nicht möglich, ich habe eben mit ihm gesprochen" rufe ich. „Herr Major ist zwei Minuten später, als Herr Leutnant wegging, gefallen. Herzschuß, mitten durchs Eiserne Kreuz erster Klasse." Ich fasse mich an den Kopf. Das ist doch ganz undenkbar. Wie ich nachher feststellte, ist mein Major, als ich fort war, einige Schritte weiter links, um besser sehen zu können, aus dem Graben gestiegen. Das muß ein Franzose, der noch im ersten französischen Graben steckte, bemerkt haben. Das hohe Ehrenzeichen an der linken Brust war sein Ziel, mitten hindurch getroffen sank mein Führer dahin. Soldatentod.

„Sind Sie endlich da", sagt das Regiment.

Zum Besinnen ist gar keine Zeit. Ich melde den Tod des Bataillonsführers, ich melde, daß die 12. Kompagnie eingesetzt ist, aus den und den Gründen. Das Regiment genehmigt. Weiteres darf jetzt nur mit Genehmigung des Regiments eingeschoben werden. Und sofort weitere Meldungen. Ich eile nach vorn. Dicht bei meinem alten Stand liegt der Major, friedlich, als schliefe er. Er schläft ja auch, aber für immer. Ein Verwundeter stöhnt vor unserer Front. Einige Telephonisten holen ihn herein. Etwas weiterhin ruft eine matte Stimme „Wasser, Wasser!"

Wir können den armen Kerl nicht holen, es sind keine Träger da. Sein Leib ist in tausend Fetzen zerschossen.

Wir bitten telephonisch, die Sanitätskompagnie, Krankenträger mit Tragbahren zu schicken. Es sind alle unterwegs, ist die Antwort. Helfen wollen und nicht helfen können.

Sergeant S. von der Maschinengewehr-Kompagnie wankt mit todtraurigen Augen vorbei. Aus den aufgekrempten Ärmeln rinnen Ströme von Blut. Aber er kann noch gehen.

„Wollen Sie mir herüberhelfen", fragt ein mir bekannter Feldwebelleutnant.

„Mal fix anfassen." Einige Leute springen hinzu und betten ihn auf einem Schützentritt.

„Schluck Kognak."

„Schnell, hier."

Er sinkt in Ohnmacht. Das rechte Bein hängt mit klaffender Wunde kraftlos herab, ein Blutbach rinnt in den Graben.

Gefangene mit verbundenen Armen und Köpfen kommen vorbei, manch braver Landwehrmann hinkt vorüber.

„Na, wird schon wieder werden", tröste ich.

Noch immer keine Nachricht. Eine Meldung kommt von rechts. Ein Teil der 9. Kompagnie liegt am Waldrande und flankiert, wie befohlen, nach rechts. Der Feind ist abgezogen.

Eine Ordonanz kommt zurück und meldet, die 9. Kompagnie sei nicht zu finden. Ich schicke sie wieder fort, die Kompagnie muß festgestellt werden.

Atemlos keucht einer von links heran.

„Was gibt's?"

„Meldung von Hauptmann N. Die Chaussee N.—H. R. ist erreicht, Feind weicht zurück."

„Hurrah, na, endlich, Hauptmann N. konnte ja auch gar nichts anderes melden. Was der machte, mußte ja gelingen."

„Regiment?" „Ja?"

„Also, Meldung so und so. Wie, ja, famos, danke, Schluß." Das ging nun so zur Brigade, zur Division, zum Obersten, zur obersten Heeresleitung bis zum Kronprinzen, der, wie wir hörten, hinten an der Chaussee die Ereignisse verfolgte. Vorn aber geht's weiter, immer den Kerls nach, immer weiter, bis endlich die Meldung kommt.

„Feindliche Artilleriestellung genommen, der Feind weicht auf der ganzen Linie zurück, unsere Kerls sind famos. N." Hurrah, das ist ja glänzend! Das sind 2 km weiter vorwärts. Das hatten die Franzosen doch noch nie fertig bekommen. Wohl hatten sie mal hier und da unsere Schützengräben erreicht, aber eine ganze Stellung haben sie noch nie überrannt. Und das war doch tatsächlich möglich geworden, möglich durch den kolossalen

Schneid unserer Hamburger Jungens, unaufhaltsam vorzugehen, möglich aber auch nur durch eine genaue berechnete Vorbereitung durch schwere Artillerie. Die hatte doch bewirkt, daß die ersten Schützenwellen die feindlichen Gräben erreichen konnten, ohne daß fast ein Schuß vom Feinde fiel. Denn alles, was da lebte, hatte sich in Unterstände geflüchtet und war so betäubt von dem entsetzlichen Artilleriefeuer, daß sie erst dann zum Bewußtsein kamen, als die Unsrigen schon längst die französische Stellung überrannt hatten.

Von meinem Posten als Meldezentrale kann ich das Ganze besser zusammenfassen. Der einzelne weiß vom Gange des Ganzen nichts, für den einzelnen ist die Schlacht nur eine kurze Reihe von Episoden, ein ganz kleiner Ausschnitt aus einem großen Rahmen, den er nicht übersehen kann. Die Erinnerung an das Gefühl eines bis ins Höchste gesteigerten Willens, das Gedenken an ein verzerrt blickendes Antlitz, an eine im Gebüsch verschwindende Gestalt, an einen im Blute sich wälzenden Körper, wird oft das Erlebnis der Schlacht des einzelnen bilden. Alles andere geht im Rausche des Augenblicks unter.

Vorn vor mir knallt es immer noch; das war die 12. Kompagnie, die sich mit den Franzosen herumbalgte, die noch in den Gräben steckten. Nach einer kurzen Zeit wird das Knallen schwächer. Rechts am Waldrande taucht eine Kolonne von Gefangenen auf, die sofort nach hinten geführt wird. Die braven Telephonisten haben inzwischen trotz heftigen Gewehr- und Artilleriefeuers die Leitung nach vorn zusammengeflickt. Endlich spreche ich mit dem II. Bataillon. Es sitzt in der Artilleriestellung der Franzosen, schießt sich da mit einigen Abteilungen Franzosen herum und ist dabei, die eroberten Geschütze zu zerstören. Wieviel es denn sind? Noch nicht genau festzustellen. Etwa 12, darunter schwere Kaliber, zwei 28 cm-Geschütze.

Direkt ist schon der Befehl zum II. Bataillon gelangt, die Stellung an der Straße Mouilly St. Remy zur Verteidigung einzurichten und die vorwärts gelegene Artilleriestellung, die im Grunde lag, wieder zu räumen. Das II. Bataillon erbittet bei mir Mannschaften zum Graben der Schützenstellung.

Das Regiment bestimmt die letzte Kompagnie des III. Bataillons, die 10., auch 2 Kompagnien vom I. Bataillon werden vorgeschickt.

„Ob ich jetzt weiß, wo die 9. Kompagnie ist?" Nein. Ehe das nicht festgestellt ist, darf ich meine Meldestation nicht verlassen, wird befohlen.

Es handelt sich nämlich darum, ob die Flanke nach der Ebene gedeckt ist. Das soll die 9. Kompagnie machen. Ist sie aber nicht an ihrem Platz, so besteht die Gefahr, am rechten Flügel umfaßt zu werden.

Denn unser Nachbarregiment 73 liegt 2—3 km hinter unserem rechten Flügel. Es hatte Befehl von seiner Eigenstellung unseren Angriff zu unterstützen, sollte aber nicht vorgehen.

„Ja, zum Donnerwetter, wo ist die 9. Kompagnie? Gefechtsordonanz!"

„Herr Leutnant."

„Zwei von Euch gehen los und kommen nicht eher zurück, als bis die Stellung von der 9. gefunden ist, verstanden?"

„Zu Befehl."

Es wurde direkt ungemütlich, in der Front waren sie weit vor, der Flügel hing in der Luft und konnte sofort eingedrückt werden.

Wenn das die Franzosen geahnt hätten. Unseren ganzen Erfolg hätten sie uns streitig machen können. Inzwischen kommen Verwundete und Gefangene. Die Franzosen sind alle vergnügt, sie freuen sich, aus dieser entsetzlichen Hölle erlöst zu sein.

„La guerre est finie pour nous" ist die allgemeine Überzeugung. Einige erzählen. Nie hätten sie gedacht, daß wir riskieren würden, gegen diese Stellung zu stürmen. Vollkommen wären sie überrascht gewesen. Das bestätigen einige unserer Leute. In einem rückwärts gelegenen Unterstand hat ein fertiges Mittagessen bereit gestanden. Huhn mit Reis, Kompott usw., wohl für Offiziere bestimmt. Die hatten aber schnell das Weite gesucht, und unsere Hamburger Jungens haben sich nicht lange einladen lassen. Für die war das wirklich ein gefundenes Fressen.

Ein Mann bringt eine Gruppe ganz verstört aussehender französischer Soldaten. Die Überlebenden aus einem Unterstand, in den zwei schwere Volltreffer hineingegangen waren. Der Luftdruck, der Tod der Kameraden, die furchtbare Anspannung der Nerven durch das andauernde Schießen hatten die Leute

tatsächlich verrückt gemacht. Vom Kämpfer zum Wahnsinnigen, gibt es etwas Schrecklicheres? Eine andere Gruppe trägt ebenfalls den Stempel des Entsetzens im Antlitz. Der Führer erzählt, sie hätten im Unterstand gesessen und andauernd auf unsere Soldaten geschossen, weil sie sich nicht ergeben wollten.

Einer unserer Pioniere sieht das. „Was ist hier los", fragt er. „De Kirls wulln nich rut" ruft ein Holsteiner.

„Ogenblick", sagt der Pionier, spuckt in die Hände und nimmt eine Handgranate aus dem Gurt. Ein rasender Krach. Totenstille. Aus der Höhle wanken schreckensbleich mit leeren Händen die Franzosen.

„Sühst woll, Korl, da sind se, Tjüs ok." Der Pionier läuft weiter. So hat jeder seine Erlebnisse, oft komisch, und doch schauerlich, so entsetzlich, daß das Blut in den Adern erstarrt.

Aber dazu ist keine Zeit. Eben kommt telephonisch die Meldung, die neunte Kompagnie deckt zusammen mit der vierten Kompagnie die Flanke.

Na endlich, wo ist sie gewesen? Ja, ganz weit vorn. Die Kerls sind nicht zu halten gewesen. Jetzt haben sie endlich die befohlene Stellung.

Die Meldung geht weiter. Die letzten beiden Kompagnien gehen auch nach vorn. Das Regiment hat die neu eroberte Stellung besetzt.

Ich lasse die Leiche meines gefallenen Bataillonsführer zurückbringen zum Friedhof an der Grande Tranchée. Dann gehe ich über das Schlachtfeld nach vorn, um zu sehen, was von meinem Bataillon noch existiert.

Furchtbar sieht es aus. Schon gleich am Rande unseres Grabens liegen vereinzelt Tote, die das mörderische Blei bei Beginn gefaßt hatte. Weiterhin stöhnen Verwundete. Der Boden ist aufgewühlt von den Einschlägen schwerer Artilleriegeschosse, der Wald scheint vor Jammer zusammengebrochen zu sein. Umgestürzte Eichen, Äste, Zweige, Baumkronen hindern den Weg, und zu unglaublichen Knäueln, zum Labyrinth ballt sich der Stacheldraht. Ein Bild des Entsetzens bietet die erste französische Stellung. Hier hat der Tod gewütet, hier liegen Freund und Feind und kämpfen scheinbar noch als Tote. Der eine hängt über das Drahthindernis mit vergestrecktem Baso-

nett, der Franzose steht abwehrend im Graben mit durchstochener Brust. Und beide ereilte das Geschick. Dort liegen 5 Franzosen, durch einen Granatschuß getötet, in einem wilden Durcheinander, und noch im Tode spricht die Angst aus den Gesichtern. Hier liegt Leutnant v. X., dort Leutnant Y., arme liebe Kerle, eben redeten wir noch zusammen. Nun ist's schon vorbei. Und dort, o Jammer, knien 12 unserer jungen Burschen im Graben. Einer neben dem andern, und alle sind tot. Maschinengewehr muß sie auf einen Schlag gefaßt haben. Und weiter finden sich die Toten und Verstümmelten im schrecklichen Durcheinander. Blutlachen, die aus aufgerissenen Schädeldecken sickern, starrende Augen, zerberstende Leiber, einzelne umherliegende Arme und Beine und durch glatten Kopfschuß hingestreckte friedliche Schläfer, so sieht das Siegel aus, das man unter den Beschluß: „Krieg soll sein unter den Menschen" gesetzt hat. Die wilde Zerstörung des Organischen, des köstlichsten Einfalles der Natur, ist doch die furchtbarste Spielart aller Einfälle.

Vorne treffe ich endlich Hauptmann N., den unübertrefflichen Führer, den begnadeten Soldaten, dem der Erfolg des Tages gebührt. Wie die Kerle an dem hängen. Alles, was er sagt, ist klar, kurz und leicht verständlich. Am klarsten, wenn die Kugeln am dichtesten pfeifen. Und dann raucht er immer eine Zigarre und geht mit einem Spazierstock umher. Einfach wunderbar. Wenn wir nur solche Führer hätten. Von dem erfahre ich endlich Genaues.

In wenigen Minuten haben die ersten Linien die feindlichen Gräben überrannt. Der Gegner ist gar nicht zur Besinnung gekommen, so schnell ist alles gegangen. Wer von den Franzosen sich nicht überrennen ließ, ist nach rückwärts weggelaufen, so schnell, daß kaum ein Halt entstand. Verfolger und Verfolgte immer in Fluß bis zur Artilleriestellung. Wie wahnsinnig feuerten die Franzosen mit Kartätschen, nützte aber auch nichts, unsere Kerls waren zu forsch, selbst die Artilleristen mußten weglaufen, bis auf 50 Mann, die zusammengeknallt oder gefangen genommen wurden. Und alle Geschütze haben sie stehen lassen müssen, etwa 23 im Ganzen, darunter sechs schwere Kaliber. Leider konnten wir sie nicht mitnehmen, wir hatten keine Gespanne, und die schweren Geschütze waren eingebaut. Gewütet haben unsere Leute, als sie zurück mußten zur

befohlenen neuen Stellung. Warum das Eroberte kampflos preisgeben? Aber da waren andere Rücksichten maßgebend. Gehorcht muß werden. Aber mit Sprengkapseln und Handgranaten wurde die französische Beute zerstört, damit sie uns nicht noch einmal Schaden zufügen konnte. Nur die Berserker aller modernen Waffen, die Maschinengewehre, die nahmen wir mit. Etwa 12 Stück. Bis nach Verdun hätten die Kerls laufen mögen, Franzosen waren nicht mehr viele da, die liefen ja außerdem weg wie die Wiesel. Ja, der preußische Sturmangriff, den sollen sie uns erst einmal nachmachen. Im Frieden haben wir oft gelacht über das „Hurrah, Hurrah" am Schluß einer Übung, aber die Wirkung ist doch da. Widerstand gibt es da nicht. Das wissen die Franzosen auch ganz genau, darum nehmen sie lieber vorher Reißaus. „Darf ich fragen, Herr Hauptmann, wo ich mein Bataillon finde?"

„Das bekommen Sie heute nicht zusammen", antwortete Hauptmann N.

Zwei Kompagnien sind vollständig im II. Bataillon aufgegangen, von der neunten Kompagnie existiert ein Zug, die 10. Kompagnie ist noch ziemlich da.

Das ist ja reizend, dabei soll ich Verluste melden und kann gar keine Kompagnien finden. Die 11. Kompagnie besteht augenblicklich aus 4 Mann — der Regimentskommandeur erscheint persönlich und teilt das Regiment in zwei Gefechtsverbände. Kompagnien durcheinander, wie sie gerade in der neuen Stellung liegen. Das III. Bataillon ist aufgelöst, es hat ja auch keinen Führer mehr. Ich trete als Ordonnanzoffizier zum Regimentsstabe.

Der Abend bricht herein, und mit dem Zwielicht steigt die Nervosität, die Ungewißheit herauf, ob und welche Überraschungen uns in der Nacht bevorstehen mögen. Jeder der Gegner befindet sich in einer neuen Stellung, jeder meint, der andere benutze die Nacht zum Überfall. Wir erwarten den feindlichen Gegenstoß, der Feind ein neues Vorgehen. Patrouillen schleichen durch den Wald, Patrouillen als Nervenorgan, als tastender Sinn künftiger Entschlüsse, die Stellung muß gehalten werden, so kommt eben der Befehl. Wißt Ihr, was das heißt, im unsicheren Wald liegen, von dem man nichts weiß, als daß der Feind irgendwo in ihm steckt. Vereinzelt schießt die feindliche Artillerie, vor uns knackt hier und da ein Schuß und

fragend starren viele hundert Augen in das unentwirrbare Dickicht. Was wird da kommen? Schaufel um Schaufel hebt Erdreich aus dem Boden, aber die Arbeit geht nur langsam vorwärts. Selbst wenn's ums Leben geht, die Muskeln versagen allmählich den Dienst, es war der Anstrengung schon genug am Tag. Und doch es muß sein. Jeder Spatenstich kann ein Leben retten, die Schaufel, die Axt ist wichtiger als das Gewehr. Vom schnellen Eingraben hängt's jetzt ab. Mit Ablösungen wird gearbeitet, ein Teil gräbt, ein Teil hüllt sich in den Mantel und schläft. Auf flacher Erde, so fest, so tief, daß selbst Granaten, die in der Nähe einschlagen, die Schläfer nicht wecken. Und vorn raschelts unentwegt durchs Dickicht. Wie Pantherkatzen umschleichen sich die Patrouillengänger, und der dichte Wald birgt das Geheimnis des Geschickes derjenigen, von denen die Heimat nie wieder irgend etwas erfährt. Ein kurzer Ruf, aufblitzende Augen, ein Messerstich, ein Kolbenschlag, ein dumpfes Fallen oder gurgelnde Laute, und das tiefe Dunkel des Waldes umfängt in Ewigkeit, was eben noch im Wagemut lebte.

Ich schlendere über das Schlachtfeld zum Regimentsquartier. Immer noch stöhnen Verwundete, und beim raschelnden Schritt ruft es hier: „Hilfe, Hilfe!" und dort ringt sich lallend das Wort „Wasser!" über die Lippen.

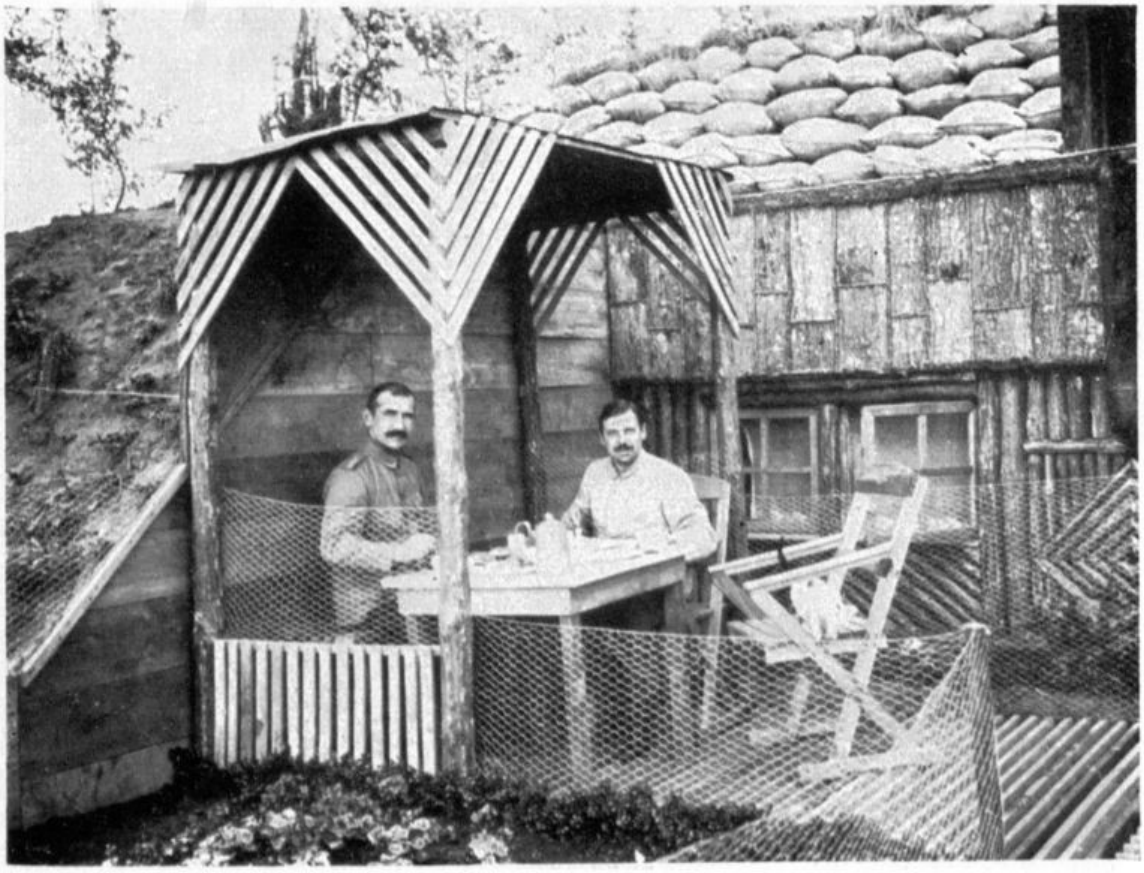
„Pitié, Pitié" klingt es aus den Gräben, hier hebt sich plötzlich ein Arm, dort hofft ein brechendes Auge Errettung vom Vergessenwerden.

„Können Sie uns nicht helfen?" kommt eine Frage aus einem Unterstand, „wir sind hier acht Verwundete und können nicht gehen." Ein Berg von Toten liegt vor dem Eingang. Aus einer Grabenecke reckt sich ein Kopf.

„Ich kann nicht mehr", flüstert eine Stimme.

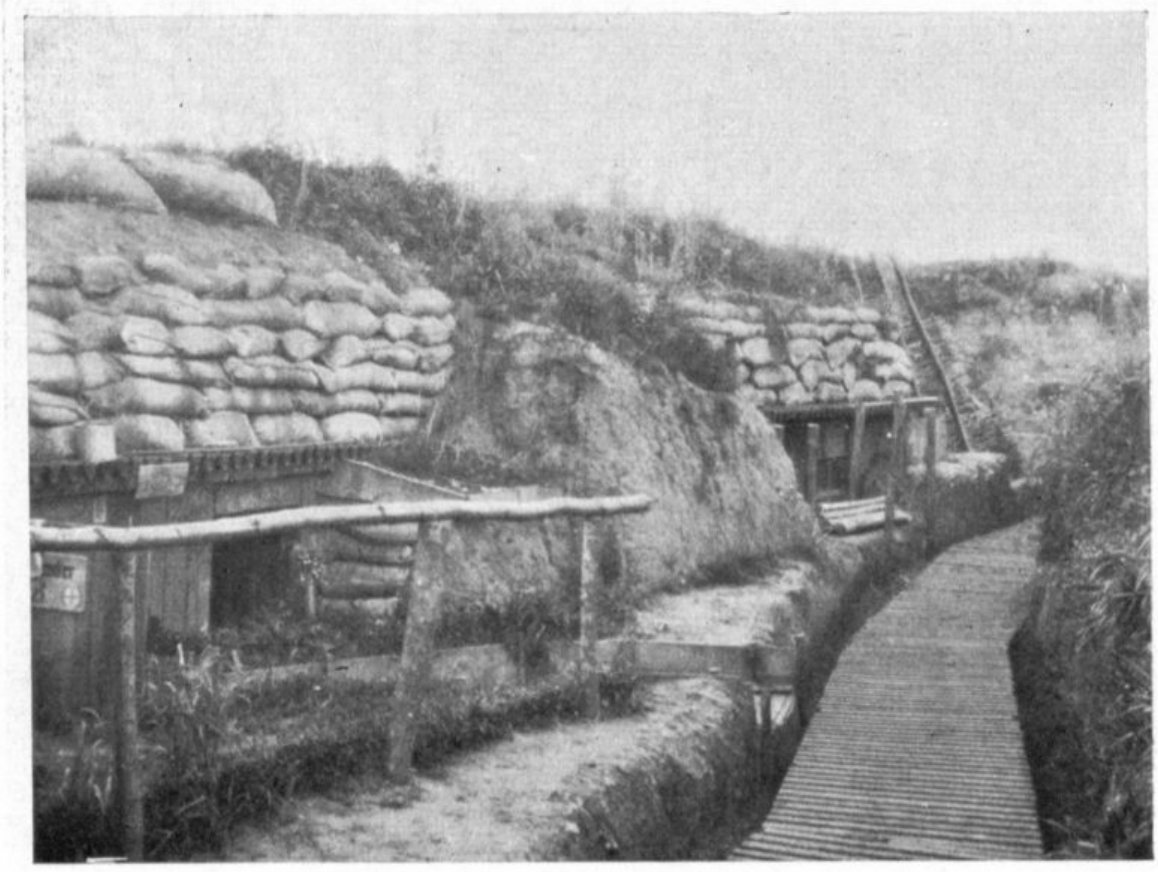
Ein Franzose schleppt sich kriechend durch die Finsternis. Es ist ganz dunkel. Licht darf nicht gemacht werden, von allen Seiten tönen die Rufe um Hilfe, und der einzelne steht mit leeren Händen da und kann nichts tun, gar nichts. Wachs möchte sich der Lebende in die Ohren stopfen, um dieses furchtbare Elend nicht mit anhören zu müssen. Aber das Schicksal ist unerbittlich. Es zwingt den Gesunden zum Erleben der Mitschuld an dem Entsetzlichsten. Der Tod geht umher und nimmt mildtätig seine Kinder in seinen Frieden auf. Aber das

„Die Hanseatenburg" im Unterabschnitt „Herzog Ernst" (Batls.-Führer I/76 Hptm. v. Nerée)



Der Frühstücksplatz vor der „Hanseatenburg" (Hptm. Hübner, Kdr. III/76 und Oberarzt Dr. Hartwig)

Verteidigungswerk „Herzog Ernst", 1. Reservestellung vor Ransart, Mai 1915—August 1916



Unterstände der Res.-Komp. im Verteidigungswerk „Erbprinz", Juli 1915

Stöhnen, das Jammern wächst und wächst zu einem einzigen, gellenden Schrei, zu einer einzigen furchtbaren Anklage an die Menschheit, die von Kultur geredet hatte, jener Kultur, die letzten Endes der Menschheit ganzen Jammer heraufbeschwor. Waren wir nicht alle mitschuldig, waren nicht alle verantwortlich, denen der Gedanke Krieg, wenn auch nur spielend, durchs Hirn gezuckt war? Und hatte doch keiner den Gedanken zu Ende gedacht, für möglich gehalten, daß die Stunde kommen könnte, in der sich bluttriefend das wahre Antlitz des Menschengeschlechts zeigen würde, und wir im Spiegel des eigenen Ichs von Entsetzen vor uns selbst gepackt würden. Jenem Entsetzen, das durch das Gefühl, helfen zu wollen und doch nicht helfen zu können, zum Schrecken der eigenen Ohnmacht führt. Mit leeren Händen stehen wir nun da und möchten das Bild wegwischen und können es nicht, und möchten helfen und können es nicht, und möchten wohl ungeschehen machen, was nicht zu ändern ist. Bis 2 Uhr nachts tragen wir aus unserer Umgebung, was zu retten ist, zum Verbandsplatz. Ob noch andere helfen, wir wissen es nicht, wir wissen nur, daß mancher da draußen den ewigen Tod findet, weil wir vor Erschöpfung hinsinken, und der Schlaf uns freundlich die Erinnerung löscht.

Ich liege in einem Unterstand mit Pionier-Offizieren und Mannschaften durcheinander, wie sie gerade kommen, wohl 20, wo eigentlich 6 wohnen sollten. Einerlei, wenn man nur sitzen oder sich strecken kann. Seit 48 Stunden der erste Schlaf. Nach einer Stunde werde ich geweckt. Sofort kommen. „Was ist los?"

Die Franzosen haben sich an unsere Stellung wieder herangearbeitet. Sie beschießen uns sehr heftig mit Artillerie. Man erwartet einen Angriff. Unsere Leute haben keine Munition mehr. Sie müssen Munition nach vorn schaffen.

So lautet der Befehl. Ich weiß allerdings, wo ich gestern Reservemunition für mein Bataillon zurecht gelegt habe. Ob die aber noch da ist? Außerdem soll ich das Regiment versorgen. Na, los.

Ich alarmiere einige Unterstände. Die Kerls sind gar nicht wach zu kriegen. Hilft aber nichts, müssen raus. Ich heize ihnen kolossal ein. Es gilt was, wir dürfen die da vorn nicht im Stich lassen. Das sehen sie auch schließlich ein. Mit einem Trupp von 12 oder 15 Mann ziehe ich durch den noch dunk-

len Wald. Vorn hören wir die Granateneinschläge und ahnen schon, daß es wieder Opfer auf Opfer kostet. Sie waren ja noch schutzlos da vorn, keine Deckungsgräben, kein Unterstand, der den rasenden Splittern ein Halt geboten hätte. Und die Franzosen kannten ja die von uns genommene Stellung genau, sie haben ja selbst Monate drinnen gesessen. So hagelte Schuß auf Schuß vorn in den Graben, wie mir atemlos ein Unteroffizier meldet. „Wenn keine Munition kommt, müssen wir zurück", sagt er.

„Die Munition kommt ja, nur Ruhe", versichere ich ihm.

Ein Wagen hält auf der Chaussee. Ein verschlafener Kutscher meldet sich auf meinen Anruf.

„Sie fahren Munition nach vorn", befehle ich ihm.

„Ich gehöre aber zu den Pionieren", wirft er ein, wohl aus Angst, er könne da vorn seine Pferde einbüßen.

„Sie fahren Munition. Befehl der Division", füge ich als Nachdruck hinzu, war gar nicht der Fall. Aber es hilft, der Wagen wird umgedreht. Meine Kolonne schleppt die Patronenkästen von dem aufgefundenen Sammelplatz herbei, bis der Wagen getürmt voll liegt, dann jagen die Pferde im Trab nach vorn. Alle Leute, die ich noch treffe, werden mit den schweren Patronen bepackt. Ihre Unlust wird mit dem Hinweis, daß es sich um das Leben ihrer Kameraden handelt, überwunden. Es gelingt mir, das Munitionslager eines anderen Regiments noch zu erwischen. Die geschilderte dringende Notlage erweicht die Herzen der Wächter. Und nach einer Stunde sind meine Patronen vorn, gierig greifen die Hände nach ihren Rettern, und in langer Kette werden die Kästen durch die Schützenlinien gereicht, bis die Not gehoben ist. Als sie dann zu kommen versuchten, etwa eine Stunde später, da prasseln den Franzosen Eisensalven entgegen, die jede Lust im Keim ersticken.

Inzwischen habe ich die Artillerie von der drohenden Gefahr benachrichtigt, die fängt sofort mit ihrem Morgenkonzert an und beschäftigt den Feind so, daß das feindliche Artilleriefeuer schließlich verstummt. Beim General, bei dem ich gerade vorbeikomme, werde ich zu einem großen Schinkenbrot, Kaffee und einem Kognak eingeladen, wodurch ich mich sehr erfrische. Inzwischen ist es Tag geworden, heller, lichter Tag, der mich wieder in die vorderste Stellung führt. Hier

und da finde ich endlich Leute von meinem Bataillon, verstreut in den verschiedensten Kompagnien, das gibt ein fröhliches Wiedersehen. Alle erzählen, der eine dies, der andere das. Die Kerle hatten ihre Sache famos gemacht. Aber sie erzählen auch von diesem und jenem, der nicht mehr war oder der schwer getroffen ist. Gemeinsame Freude, gemeinsame Trauer.

An ein Ordnen der Kompagnieverbände ist einstweilen nicht zu denken. So viel Zeit ist nicht zu verlieren, die Mannschaften müssen graben, und immer wieder graben um ihr Leben. Am Mittag entwickelt sich ein wundervolles Panorama. Regiment 73 stürmt die rechts von uns befindlichen Höhen in der Ebene. Es ist zu weit, um das Pfeifen der Kugeln zu hören, wir sehen nur die Entwicklung der Linien und das Vorwärtsstürmen, das scheinbar wie im Frieden bei einem Manöver verläuft. Nur einzelne Punkte im Grase, die hier und da auftauchen, beweisen, daß es auch hier nicht Spiel sondern blutiger Ernst ist. Donnerwetter, die Kerle gehen vor, ganz famos. Trommelwirbel dringt herüber, Schützenlinien laufen, Hurrahgeschrei aus weiter Ferne. Jetzt sind sie am Waldrand da oben. „Da links kommen auch welche, sehen Sie die?" ruft einer.

Wir sehen angestrengt durchs Glas.

Das sind Franzosen! Nein, das sind Deutsche. Die Meinungen gehen auseinander.

Nein, es sind Deutsche, jetzt sehen wir es ganz deutlich. Donnerwetter, die kommen ja direkt aus der Flanke; kamen sie auch, und der Erfolg bleibt nicht aus. Nach kurzer Zeit gruppieren sich oben Kolonnen, die den Marsch in die Richtung unseres Standortes antreten, wie wir bald erkennen: Gefangene, Hunderte.

Ich sehe sie mir aus der Nähe an. Alte Kerle sind darunter mit langen Bärten, junge Burschen mit verschmitzten Gesichtern, durchweg alle im tadellosen Anzug und alle froh bewegt, daß die Schreckenstage vorüber sind.

Die französische Artillerie fängt wieder an, Rache zu üben. Wir flüchten hinter Bäume, in Granatlöcher, in ausgehobene Grabenstücke, wo gerade ein Plätzchen noch frei ist, und sitzen und warten geduckt stundenlang, bis sich die Wut gelegt.

Abends werde ich eilig zum Regiment befohlen. Die Regimenter formieren eine neue Gefechtsbrigade, ich bin als Ordonnanzoffizier zum Brigadestab kommandiert. Also wieder

etwas neues. Ich melde mich bei meinem neuen Kommandeur, werde sehr freundlich empfangen, dann geht das Arbeiten los, Arbeit am Telephon, Arbeit an der Karte. Mit dicken blauen Strichen ist die von uns besetzte Stellung eingezeichnet, mit punktierten Linien, was morgen erobert werden soll. Denn morgen in aller Frühe wird wieder angegriffen. Unsere armen Kerle da vorn ahnen noch nichts von dem, was kommen soll, während hier unten bei flackerndem Kerzenlicht über sie bestimmt wird. Wege werden gemessen, Truppenverbände bestimmt, Angriffsrichtung kenntlich gemacht, Meldungen kommen, wie es vorn steht. Es ist leidlich ruhig, der Gegner scheint nichts zu beabsichtigen. Telephonisch wird mit den Regimentern verhandelt, ob noch Unklarheiten herrschen über die Absichten. Unsere Brigade soll nach links vorschwenken. Ob an Staffelung nach rechts gedacht wird, und daß Fühlung mit der Nebenbrigade nach rechts gesucht und unter allen Umständen aufgenommen werden muß. Verbindung nach rechts ist sehr wichtig, damit ja keine Lücke entsteht.

„Wer sich da einschiebt?"

„Ja, Regiment X., wie schon besprochen", lautet die Antwort.

Ich gehe abends noch mit persönlich zu überbringenden Befehlen nach vorn, verlaufe mich fast im Walde. Nichts täuscht so, wie Waldgelände in der Dunkelheit. Wie oft fand sich eine irregeführte Patrouille plötzlich in der feindlichen Linie. Vorsichtshalber nehme ich den Kompaß. Ein Verwundeter ruft mich an. Er läge nun schon in der zweiten Nacht, niemand käme, er verhungerte und verdurstete. Armer Kerl, ich kann ihm nicht helfen, habe selbst nichts bei mir. Ich tröste ihn, so gut es geht.

Ob die Hilfe denn auch wirklich käme?

Ich verspreche, alles zu tun, mit neuer Hoffnung sinkt er auf sein hartes Lager. Nach einer Stunde treffe ich erst Krankenträger, die den armen Kerl sicher nicht gefunden haben. Wird längst tot sein.

Vorn ist alles schon in Aufregung. Alles ist marschbereit. Ob ich etwas weiß, fragen mich einige Kameraden. Natürlich weiß ich nichts, gebe nur meine Befehle ab.

Bis 2 Uhr nachts werden die Befehle fertig geschrieben, alle Absichten stehen kurz und knapp auf dem Papier, die Ordonnanzen bringen sie fort.

Um 3 Uhr beginnt für mich nach 66 Stunden, die nur eine Stunde Schlaf enthielten, die erste Ruhepause. Ein elendes Strohlager. Aber der Schlummer kommt bald, kommt zur selben Zeit, als da vorn alles wieder lebendig wird. Da sind schon die Patrouillen unterwegs und schleichen sich durchs Gebüsch, um zu erkunden, wo der Gegner zu erwarten ist. Offizierspatrouillen verabreden mit den Nachbar-Abschnitten Zeit und Ort des gemeinsamen Handelns. Truppen stellen sich als Reserven auf, kurzum, eine fieberhafte Tätigkeit ist schon seit frühester Stunde im Gange. Und als der Sonne erste Strahlen durch die Bäume blitzen, da beginnt jener furchtbare Kampf im Walde, bei dem der Gegner zur Seite gedrückt werden soll und er sich wehrt, bis zum Kampf aufs Messer. Immer wieder leuchten aufs neue die blauen Mäntel der Franzosen durchs Gebüsch, und ist hier ein kleiner Vorteil errungen, gleich erscheint der mit dem Waldgelände wohlvertraute Gegner an hundert anderen Stellen. Wohlgezieltes Gewehrfeuer, rasendes Maschinengewehrfeuer bringen unsere Linie immer wieder zum stehen. Ein Führer nach dem andern fällt, ganz schutzlos ist plötzlich die 9. Kompagnie einer rasenden Übermacht gegenüber. Unsere Braven wanken, so geht's ja nicht, sie müssen ja zurück. Wollt Ihr stehen! Mit gelassener Ruhe befiehlt der Bataillonsführer. Verstärkung kommt heran. Es stockt wieder. Die Franzosen zögern, da rechts ertönt Hurrah. Da geht's vorwärts. Schießt, Kerle, schießt. Die laufen ja schon weg da rechts. Und wieder erhebt sich ein rasendes Geknatter. Der Gegner weicht, die Grde. Tranchée wird erreicht.

Wißt Ihr noch, die Grde. Tranchée, wie sich die Franzosen hinter der Straße verschanzt hatten? Wie unser famoser Leutnant J. vorsprang, und mit dem Revolver in der Hand die Franzosen aufforderte, sich zu ergeben? Und sie ihn niederknallten, daß er sich in seinem Blute wälzte? Und Leutnant Th. fiel, und so viele, viele liebe brave Kerle. Der Feind mußte ja weichen, wie aber wäre solch ein Erfolg möglich gewesen, wenn nicht unsere Leute so großartig, so famos gewesen wären! Als ich auf meinem ersten Ordonnanzwege, morgens 6,30 Uhr etwa, die große Straße hinaufgehe, kommen mir schon Ströme von Verwundeten entgegen. Mit blutigen Köpfen, aufgerissenen Armen schleppen sie sich zum Verbandsplatz, hier und da nickt mir einer zu, die meisten ziehen als vollstän-

dig Erschöpfte, still und traurig vorbei. Hier treffe ich Leutnant S., dort wird Leutnant W. vorbeigetragen, zwei Beinschüsse. Na, wird schon werden, wir geben uns noch die Hand. Und so geht's fort, ein unübersehbarer Zug, ein ununterbrochen vorüberflutendes, lebendiges Zeugnis des Schreckens aller Schrecken. Ich gehe in den Wald, es ist ja nicht mit anzusehen, wie all die vielen braven Soldaten zugerichtet sind.

Ich gebe meine Befehle ab. Der Gegner, rasend über unseren erneuten Erfolg, schießt heftig mit seiner Artillerie. Die große Straße steht jetzt unter starkem Feuer. Sechsmal muß ich den Weg nach vorn und wieder zurück machen, zu verschiedenen Zeiten. Und jedesmal wird der Weg furchtbarer. Ununterbrochen schlagen die Granaten ein. Am Wege beim Brigadequartier liegen acht vollständig zerrissene, zerstückelte Leiber, erschlagene Pferde versperren die Chaussee. Feldküchen fahren mit wildgewordenen Pferden zurück. Ein Munitionswagen will umdrehen, im selben Augenblick faßt das Geschoß die vier Pferde und den Fahrer. Alle sind tot. Krankenträger mit ihrer ächzenden Last, Muster von Kühnheit und Unerschrockenheit, gehen unentwegt weiter. Ein Verwundeter hebt müde den Kopf aus seiner Bahre, da wird er von einem Sprengstück erschlagen, nach allen Seiten spritzt rotes Blut. Ein Toter mehr. Ununterbrochen rollen sich diese Bilder ab, Wagen werden zu Trümmerhaufen, Lebende in gleichem Atemzuge zu Leichen. Der Zug der Verwüstung, der Zug des Todes schreitet über die Straße und markiert sie mit so deutlichen Strichen, daß sie nie die Erinnerung verlassen wird.

Einmal muß ich dreiviertel Stunde nach vorn in diesem gemeinen Granatfeuer zur Reservestellung des Nachbarregiments mit wichtigen Befehlen. Wir müssen Reserven einsetzen.

Ich benutze als Deckung die französischen Gräben, die Regiment 164 vorgestern erobert hat. Schlag auf Schlag zerspringen die eisernen Todbringer. Jetzt bleibe ich stehen, ratsch, 10 Schritt vor mir, jetzt Kopf weg, ratsch 10 Schritt hinter mir, dann rechts, dann links, ein ununterbrochener Hagel. Mit dem Gehör taste ich mich an ihnen vorbei, über Leichen, über geronnene Blutlachen. Einmal muß ich warten, dann wieder vorlaufen. Im Graben liegen etwa 10 Tote auf- und nebeneinander mit zerspaltenem Schädel, mit aufgerissenem Mund, der noch etwas sagen, etwas rufen wollte, und doch zu spät kam.

In diesem Totenhaufen muß ich warten, mit den Füßen im zerspritzten Blut und Gehirn, warten auf eine kleine Feuerpause. Aus den Wunden der Leichen erheben sich Wolken fliegender Ungeziefer, ein widerlicher Verwesungsgeruch erfüllt die Luft. Nur die Nerven festhalten, nur keine Sentimentalität, den Toten kann niemand helfen. Endlich wende ich mich von den gebrochenen Augen, von den im Krampf Erstarrten. Am Truppenverbandsplatz walten unsere Ärzte ihres Amtes. Es ist ein unaufhaltsames Kommen und Gehen, der Zug der Tragbahren nimmt kein Ende. Die schrecklichsten Verstümmelungen werden hier bloßgelegt, und wer noch nicht an den Ernst des Tages glaubt, den lehren es die furchtbaren Verwundungen, der furchtbare Jammer der zu Tode Getroffenen. Jeder wird getröstet, aber wie oft wird der eben Verbundene, der mit neuen Hoffnungen Erfüllte, schon drei Schritt weiter von dem verwüstenden Granatregen erfaßt. Es gibt nirgends Rettung, nirgends Sicherheit in dieser Hölle.

Auch dieser Tag neigt sich seinem Ende zu. Die Linien, die wir erreichen sollten, sind genommen, es gelang dem Gegner nicht, unseren Vorstoß abzuwehren. Aber welche Opfer hat der Kampf gefordert, welch schreckliche Verwüstungen sind auch in unseren Reihen angerichtet. Wieviel Offiziere, wieviel gute brave Kerle sind dahin, soviele, die ich persönlich schätzte, der Feldwebel N., mein kühner Patrouillengänger aus meinem früheren Zuge, als ich noch Zugführer war, H. u. T., der kleine dicke M., der sein eisernes Kreuz so stolz trug, tot sind sie, alle tot. Der kleine Leutnant F., aus der neunten Kompagnie, noch nicht 18 Jahre alt, den wir alle gern gehabt hatten, tot. Man stumpft ja ab, man regt sich ja nicht mehr auf, aber das ist denn doch zu viel. Und doch keine Zeit zum Trauern, keine Zeit zum Klagen. Wegen der großen Offiziersverluste bittet das Regiment die Brigade, mich von meinem Kommando zu entbinden. Wird bewilligt. Schon in den ersten Stunden des Abends bin ich vorn bei meinem Regiment, einstweilen dem Gefechtsverband von Hauptmann H. zugeteilt. Und nun beginnt jene Reihe von Tagen und Nächten, so furchtbar, so schrecklich; so viele Stunden gemeinsamer Not kommen herauf, daß jeder einzelne sein Leben für verwirkt hält. Die Franzosen haben bald unsere heute neu gewonnene Stellung mit der ihnen eigenen raffinierten Gewandtheit bemerkt. Sie haben Verstärkungen heran-

gezogen. Wie Gefangene, die von der 10. Kompagnie gemacht waren, heute morgen ausgesagt haben, von Paris waren die am Morgen um 6 Uhr noch halb in Zivilkleidern herangebracht, um 8 Uhr waren sie schon als Gefangene in deutschen Händen. Der Krieg hatte nur zwei Stunden für sie gedauert. Aber weitere Verstärkungen sollten folgen. Die sitzen nun wohl schon in dem fast undurchdringlichen Walde da vor uns und schießen mit jener Nervosität, die wir so oft bei der französischen Infanterie beobachtet haben. Die tun uns nichts. Aber ihnen gesellt sich die französische Artillerie zur Seite, die unsere neue Stellung mit einer Präzision, mit einer Genauigkeit, mit einer Kraft beschießt, die über jede Vorstellung hinausgeht.

Jetzt ist kein Krieg mehr, jetzt ist die Unmenschlichkeit ausgebrochen. In den eben etwa $^1/_2$ m tief ausgehobenen Gräben kauern die Leute, neben, übereinander, in den verschmutzten, kaum geschützten französischen Unterständen liegen und stehen wir zu Dutzenden. Bäume des Waldes, Granattrichter sollen Schutz bieten und ach, wie oft ist der stolze Baum krachend über seinen Schützlingen zusammengebrochen, wie oft ward das Granatloch zur Leichen- und bluterfüllten Schädelstätte.

Die französische Artillerie schießt. Es ist ein unaufhörliches Singen, Zischen, Rauschen und Krachen um uns her, nichts bleibt übrig, als zu warten, ob das Geschoß diesesmal noch vorbei geht, oder ob meine Stunde jetzt schon gezählt ist. Keiner kann seinen Platz verlassen, wer es dennoch tut, stürzt nach einer Sekunde schon zu Tode getroffen zu Boden.

Jetzt streuen die Franzosen von links nach rechts. Ich höre, wie die furchtbare Feuergarbe immer näher kommt, immer näher, jetzt ist sie nebenan, jetzt trommelt's um uns herum, neben uns, vor uns, hinter uns, auf unser jämmerliches kleines Dach, jetzt schießt es krachend in den Eingang. Ein von draußen Hereinflüchtender schreit um Hilfe, Feldwebel H., seine beiden Beine sind zerschmettert. Eben vorher hatte ich mit ihm gesprochen, er sei unverwundbar, meinte er. Wir hören ihn draußen wimmern, aber helfen können wir ihm jetzt nicht. Jeder, der hinausgeht, ist dem Tode verfallen. Und dabei liegen unsere armen Kerls in den ungedeckten Gräben, fortwährend tönt der Aufschrei zu Tode Getroffener. Eben wanken drei Schwerverwundete herein. Ich verbinde sie, so gut es geht. Einer mit ganz durchschossener Schulter, einem andern ist der junge,

schöne Leib zwei Fäuste groß aufgerissen. Ob es schlimm ist? „Nein, mein Junge, nicht schlimm, nur ruhig liegen bleiben." Und er beißt die Zähne zusammen bis zum späten Abend, als man ihn endlich holen kann. Die Rollen wechseln. Tod ist Erlösung. Leben müssen, ansehen müssen, wie das Lebende mit rasender Wut zerstört wird, wie der eben fröhlich Lachende für immer verstummt, wie der Kraftvolle mit zerschossenen Gliedern hilflos dahinsinkt, das zu erleben, ist das Schrecklichste, was Menschen zugemutet werden kann. Was waren die Kämpfe Roms, die Morde der Inquisition gegen diese Schlächterei der Tausende.

Der offene Kampf ist ja eine Lust gegen diese Gefangenschaft, gegen dies Eingeschlossensein in dem trommelnden Eisenhagel, der die Nerven, die wir so nötig gebrauchen, verwüstet, aus dem es kein Entrinnen gibt, der jetzt wieder mit einer Wucht um uns einschlägt, als sollte auch der letzte aller Lebenden endgültig vernichtet werden. 3600 Granaten zählt einer in einem Zeitraum von $2^1/_2$ Stunden, alle auf die 50 Quadratmeter, wo die Bataillonsstäbe wohnen.

Zehnmal so schnell wäre der Krieg beendet, könnten die Schuldigen nur ein einziges Mal einer derartigen Hölle ausgesetzt werden. Da würde ihnen klar, was es heißt, Krieg heraufbeschwören, denn nun müßten sie selbst erfahren, als lebendiger Zeuge, wie dieser Krieg die organische Kraft, Gut und Blut der Nationen, die Hoffnung aller Zukunft in tausend Stücke zerreißt. Auch bei uns daheim sollen Leute seit Jahren versucht haben, den Krieg zu provozieren. Doch hat es immer noch Einsichtige gegeben, die sich der Verantwortung bewußt waren, die nicht ohne die größte Not dieses Elend hereinbrechen lassen wollten. Sie ahnten, was Krieg bedeutet. Und dieser Schrecken, der Schrecken des furchtbaren Trommelfeuers bringt wieder ein seltsames Bild. Es teilt seine Wunden, seine Todbringer aus, aber es kittet uns dennoch zusammen. Wie oft denke ich in diesen Stunden an unsere Kämpfe des Tages in Friedenszeiten, an der Parteien Zank, der uns wichtig schien. Diese todbringenden Stunden einen alle, Offiziere und Mannschaften, und der frühere Hafenarbeiter, der Kaufmann, der Beamte, der Offizier, hat die gleiche Aussicht zu leben und zu sterben. Millionen könnte einer bieten und würde doch die Grausamkeit der Geschosse nicht verringern, und der mit leeren Taschen Dastehende ist uns ebenso wert wie der Reiche. Die Not

hat diese Unterschiede ausgelöst. Einer zittert um das Leben des anderen, und jeder hat den greifbaren Beweis, daß sich keiner seinen Pflichten entzieht.

Hauptmann N. kann nicht die Nacht verbringen, ohne daß er wie ein Hering eingepökelt zwischen 20 seiner Musketiere liegt. Und seine Musketiere drängen sich, unter diesen 20 sein zu dürfen. Unterschiede werden wieder erstehen, sollte einmal Frieden sein, Ansichten und Meinungen werden sich widersprechen. Aber nie sollten wir vergessen, daß es eine Zeit der schrecklichen Verheerung und Gefahr gab, in der das Leben jedes einzelnen gleich wert war, in der wir dankbar waren für das, was uns der andere tat.

Selbst in den schrecklichsten Tagen grüßt hier und da eine humorvolle Laune. Während eines stundenlangen Artilleriefeuers sind wir mit 30 oder noch mehr in einer Höhle zusammengepfercht. Ein Rheinländer ist dazwischen. Jeden Granateinschlag begleitet er mit einem Schimpfwort: Saupack, Bande, diese Schweinehunde, verflucht nochmal, Hundeseelen. Nach einem schrecklichen Krach in unserer Nähe meint er:

„All upfreten möcht ick ju!" worauf eine Stimme im Hintergrund sagte: „Da harst man all längs mit anfangn sulln, da hebbt wi all niks dagegen."

In einer endlosen Kette von Verwundeten wird ein wie tot daliegender Landwehrmann mit langem Bart auf einer Tragbahre gebracht. Ächzend wird die Last beim Verbandsplatz niedergesetzt. Die Ärzte kommen, eine Wunde ist nicht zu sehen. Er wird mühevoll entkleidet, der Stabsarzt kommt, es ist nichts zu finden. Schließlich sagt einer: „Der ist total betrunken." War er auch. Er wird zum Ausschlafen seines Rausches in ein Gebüsch gelegt. Als er schlaftrunken erwacht, hüllt er sich in seinen Mantel und legt sich an einen anderen Platz, wo auch welche schliefen. Wie ihn am nächsten Tag die Sonne wärmt, wird er munter und erwacht zu seinem Schrecken und zum Erstaunen der Umstehenden, als er mit den Leichen, zu denen er sich in seinem Rausch gelegt hatte, begraben werden soll.

Vorn rast Tag und Nacht der Orkan wilder Vergeltung. Einen Schleier vorlegen, nennen es die Franzosen, d. h. eine Feuerbarriere schaffen, hinter der sie ungestört dies oder jenes vornehmen, ohne daß wir sie daran hindern können. Mit amerikanischer Munition wird geschossen, die durch ihre starke

Explosionskraft außer der effektiven, auch noch die furchtbare moralische Wirkung besitzt. Wenn die Amerikaner sich nach dem Kriege mal wieder als Christen und Ritter der Menschlichkeit aufspielen, dann wollen wir ihnen die Verstümmelten und Zerhackten, die Listen der Toten vorführen, damit sie ihr Christentum deutlich erkennen können. Eben werden wieder drei blühende Leben zerschmettert. Ein Kamerad von ihnen bricht schreiend vor Jammer zusammen. Aber wir müssen ja aushalten, es geht ja nicht anders. Der Gegner muß wissen, daß wir trotz seiner furchtbaren Wut noch da sind und ihn noch schlagen können, wenn er nur käme.

Goldig glänzt eines Mittags die Sonne über der Stätte der Verwüstung. Da kommt der Befehl: Das Regiment wird herausgezogen zu vorläufiger Ruhe. Also endlich die Erlösung. Das war am 29. April. Die Ausführung ist schwer. Als wenn der Feind wüßte, was wir vorhaben. Unsere Ablösung steht hinten am Walde, unsere Leute eingeklemmt in den Schützengräben. Und das Feuer der Franzosen tobt derartig, daß keiner vor, keiner zurück kann. An das Herantragen von Essen ist, wie so oft in diesen Tagen, nicht zu denken. Es muß so gehen. Ein Teil kann bald fort, Bat. H. muß 18 Stunden in der Gefangenschaft durch Artilleriefeuer vergehen lassen, ehe es möglich wird, die Ablösung ohne allzu großen Verlust an Menschen durchzuführen. Die Stunde kommt, wo wir gehen. Nicht einmal unsere Toten konnten wir sämtlich begraben, wir müssen sie der Fürsorge anderer überlassen.

Meine Pferde stehen hinter der ersten Höhe. Diesmal haben sie ihren Herrn noch wieder. Ich reite im Schritt die Grande Tranchée herunter nach H. Gleich links an der Straße liegen die Gräber unserer Offiziere, darunter mein Major. Vor acht Tagen kamen wir. Jeder hoffte, das Geschick möchte ihm gnädig sein. Blutigrot griff es in unsere Schar. Die Opfer ruhen nun eingebettet im kühlen Waldboden, sie schlafen für immer. Mit welcher Hoffnung, mit welchem Mut, mit welcher Kraft waren sie ausgezogen.

Nun sind sie tot. Oh, grausame Tücke, tot sein zu müssen, nicht mehr zu leben, nicht mehr dabei sein zu können, vor der Erfüllung, vor dem Ziel zerschlagen, zerschmettert. Alle Hoffnung, alle Wünsche, der Wille, mitzuschaffen, mitzuringen, daß wieder Ordnung und Recht zur Geltung kommen, ruht

von Tausenden einige Fuß breit unter der Erde. Und kommt nie wieder zur Wirkung.

Der Blick des Lebenden schweift zum letztenmal über unser Totenfeld. Und ohne, daß es einer vorher bemerkt hat, ist schon den Toten ein Totenkranz gewunden. Frühling ist es geworden, heller, lachender Frühling. Sinn und Gefühl waren uns in den dunklen Stunden verloren gegangen. Wo die Gefahr sich in der Ferne verliert, weicht langsam die Betäubung. Wir erwachen wieder, und der umhertastende Sinn schaut das Leben, wirkliches Leben, das uns im Heiligtum eines grünleuchtenden Waldes lächelnd empfängt. Noch zweifelnd naht sich der einzelne. Wie kannst du, Natur, dein Freudenkleid anlegen, wo wir um viele Tote trauern, wo wir noch klagen, daß unsere liebsten Kameraden dahin sind? Ein Wind wiegt die frühlingstrunkenen Zweige, sanft nimmt uns die Natur in ihre Arme. Und selig schlürft der Lebende das Leben. Und neue Hoffnung zieht in jede Brust, wo alles sich mit tausend Farben schmückt. Tief wölbt sich der grüne Dom, und bunte Blumen weben einen weichen, wundervollen Teppich, auf den der Sonne sinkende Strahlen glutrote Rubinen zaubert.

Weithin leuchtet dieser Totenkranz den Toten. Weithin windet sich der Siegeskranz den Siegern. Einst wird kommen der Tag, wo sich in Hamburgs Straßen die Fahnen entrollen, wo tausend winkende Hände die Heimkehrenden grüßen. Ob noch ein einziger von denen heimkommt, die hinausgezogen? Wir wissen es heute nicht. Wenn aber spätere Generationen, kommende Geschlechter den Zeiten nachsinnen, dann sollen sie derer gedenken, die hier beim Bois St. Remy für Hamburgs Ruhm und Ehre gekämpft haben, die in den furchtbarsten Stunden die große Not mit echtem hanseatischen Mut ertragen, und die gefallen sind als Opfer einer größeren Zukunft, eines größeren Geschlechts. Dann sollen die Kommenden die stillen Schläfer nicht vergessen, denen jetzt des Waldes grünbekränzte Bäume die Totenwache halten, zu deren Ehre und Gedächtnis eben wohl Millionen Sterne aus dem Grund der Unermeßlichkeit treten.

16. Der Frühling.

Zum tausendsten, zum millionsten Male ist es Frühling geworden. Eine neue Wiederholung des schon so ewig oft Da-

gewesenen. Wir fassen es noch nicht, wir reiben uns noch die Augen und blinzeln wie in einem Traum in das lichtdurchflutete All. Wie wir erwachen, haben wir die Wirklichkeit, das Leben. Der Tod greift nicht mehr blutig in unsere Reihen, und die Verwüstung und Vernichtung sind da vorn geblieben, da wo sich die frischbelaubten Bäume zu dem riesengroßen Frühlingswalde zusammenschließen. Aber daran wollen wir jetzt gar nicht denken, wir, die wir den schrecklichen Kampf überstanden, wir wollen jetzt das Leben leben, das da mit viel tausend goldigen Strahlen zu uns durch die Lüfte eilt. Kein häßlicher Kanonenschlag stört den Genuß des Friedens, nur dann und wann trägt der Wind ein dumpfes Rollen vorüber. Aber das gilt nicht uns, uns lächelt das Glück, das Leben neu zu empfinden als einzig köstliches Geschenk.

Im kleinen Örtchen H. drängen sich unsere Soldaten. Die engen Quartiere dünken jeden ein Königreich. Auszeichnungen werden verteilt, Ansprachen werden gehalten, der Dank für die bewiesene Tatkraft wird von unseren Führern dem Regiment ausgesprochen, das heißt den Übriggebliebenen.

Mit Stolz und leuchtenden Augen tragen die neu Dekorierten das Kreuz von Eisen. Und um uns winkt der Frühling, als wollte er dem Einzelnen tausend Kußhändchen zuwerfen. Staubige Straßenränder werden zu blütenbekränzten Spalieren, Wiesen und Felder zu schimmernden Teppichen. Im fächelnden Nachtwind huscht der große Zauberer Frühling durch heimliche Gärten, und aus Schutthalden und Ruinen weckt er das Leben zum schönsten Preislied, dem wundererzählenden Blütentraum. Tausendfach wüten da vorn der Tod und die Vernichtung. Die Kraft des Lebens hat sich verdoppelt, aus den zerfallensten Häusern, aus den verwittertsten Mauern bricht die Bejahung des Willens zum Leben, hier in schneeigen Arabesken, dort in glühenden Kelchen und leuchtet weithin ins Tal. Von einem schönen Klostergarten mit alten rauschenden Bäumen haben wir den herrlichsten Weitblick und träumen von dem Kommenden. Da hinten im Dunstkreis des Horizontes liegt unser Deutsches Reich, um das der Weltstreit entbrannte. Viel tausend Wege führen daraus heraus und durchziehen als winkende Bänder da vor uns Wiesen und Feld, bis sie in den waldigen Bergen der graziösen, entzückenden Cote Lorraine verschwinden. Die lockenden Straßen haben wohl auch die Franzosen verleitet,

den Weg zu unserem Herzen zu suchen, und nun liegt die deutsche Kraft wie eine Hydra auf all den vielen bergigen Wipfeln, um den zu zerfressen, der unerlaubt die Wanderung in die verhangene, verheißungsvolle Ferne unternehmen will.

Einzelne Ortschaften zeigen sich im Sonnenlicht, eingebettet in die schwellenden Polster frischgrüner Fluren. Wir kennen ihre Namen, und die da hinten mit ihren Türmchen über die Waldkuppen lugen, sind Marksteine, wenn einst die Geschichte des eisernen Ringens gelesen wird. Im Norden flimmert die Woevre-Ebene, unklar, in Verschwiegenheit eingehüllt. Nur in unserer Nähe wandelt sich die Fläche zu tiefbeschatteten Tälern, aus denen muntere Quellen geschäftig flüstern, wie sie dem Frühling beim buntgewebten Gewande halfen. Aus den Tälern aber steigen die Waldhügel, und Millionen nickender hellgrüner Wipfel jauchzen als Frühjahrsgruß in die Welt hinaus. Der Wind trägt tausend Stimmen herbei, die von den Träumen der Jugend, den Hoffnungen der Zukunft plaudern, und über allem, über der ganzen golddurchwirkten Weite wölbt sich der Himmel zu einer unendlich tiefen blauen Schale, aus der unablässig der Strom des Lebens in diamantnen Tropfen zur Erde sickert. Das ist des Frühlings höchstes Lied, er singt und klingt und kommt mit schmetternden Vöglein und bunten Faltern und Schmetterlingen des Wegs, er bringt das Leben wieder zu den Menschen.

Über der zerfallenen Krypta, dem zerschossenen Kreuzgang der kleinen Kirche, über der aufbrechenden großen Kastanie bei der Pferdetränke ziehen die Stunden ihren Weg in den blauen Tag, die Soldaten rauchen ihre Pfeifen, sitzen vor den Haustoren und schwatzen. Dann geht's über Nacht fort, in eine Stellung, nicht weit. Ich mache schon am Abend vorher Quartier für den verwaisten Bataillonsstab und miete mich in einem Blockhaus an einem Bergabhang ein, das allerdings jetzt noch von einem bayerischen Major bewohnt wird. Wir verplaudern den Abend gemütlich mit Kriegserlebnissen, solange bis der Major mir schließlich das Häuselchen als Nachtquartier zur Verfügung stellt. Der Zweck war erreicht, am nächsten Morgen rücken die Bayern ab, und ich bin Alleinbesitzer der kleinen Villa am Berge, bis unsere beiden Medizinmänner eintreffen und mit großer Freude das einfache, aber schön gelegene Heim begrüßen. Die kommenden Wochen sind wie ein Studenten-

leben, sorglos beginnt der Tag, sorglos trifft uns der Schlummer auf unserem Strohbett. Wir treiben es wie übermütige Jungen, ich überfalle den kleinen Doktor beim Schlafengehen, und oft deutet das Aufblitzen der Taschenlampe, daß der eine dem andern schlechte Absichten zutraut. Das kleine Scheinwerferspiel, wie oft wir noch daran denken. Auf unserer kleinen Terrasse finden unsere Mahlzeiten statt, man könnte in der Sommerfrische im Harz sein. Es ist alles gut und reichlich.

Nördlich L. liegen unsere Kompagnien in Stellung, zum Teil an einem gewellten Hang, zum Teil an einem Waldrand, ein Friedensidyll. Geschossen wird hier nicht. Der Gegner liegt weit ab. Wer zur Stellung geht oder sonst umherstreift, denkt nicht an Krieg. Er meint, er sei im Thüringer Wald, so licht ist das helle Grün, so friedsam steht Baum neben Baum.

„Über allen Wipfeln ist Ruh."

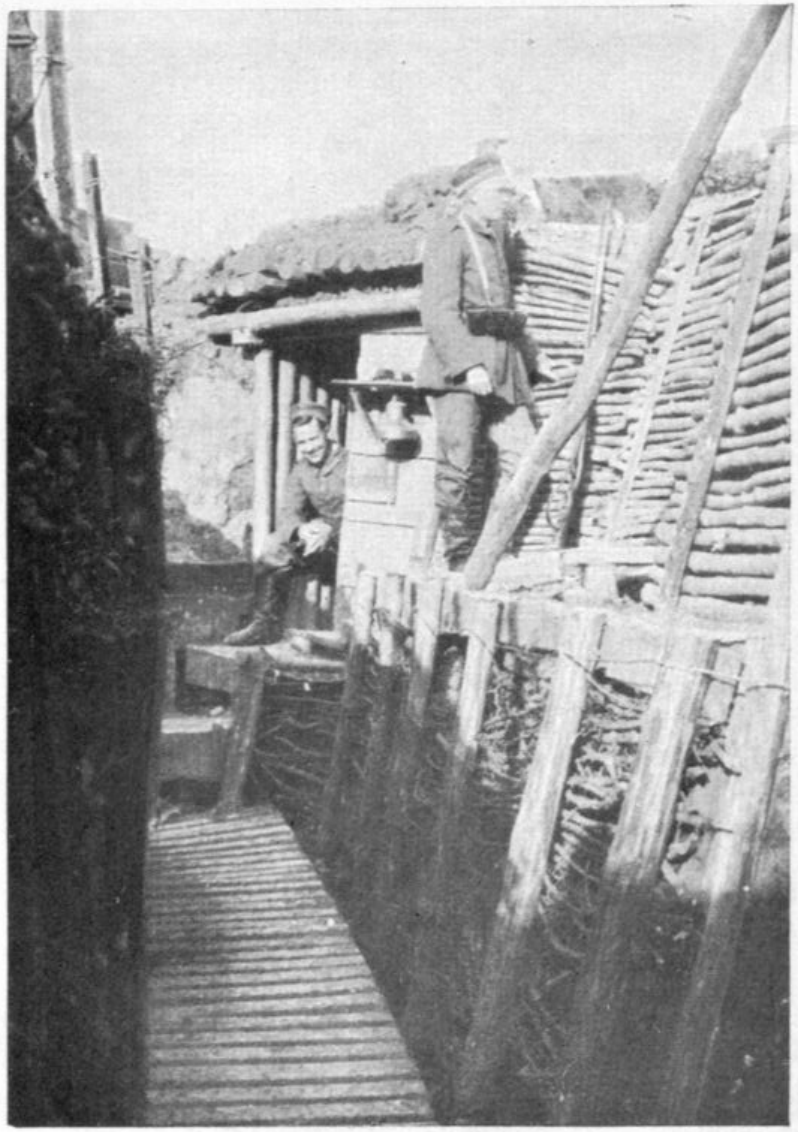
Der Tritt gleitet auf weichem Moose lautlos dahin, ragende Stämme begrenzen trauliche Waldschneisen, Bäche sprudeln aus farrenbestandenen Einschnitten. Sonnenlicht wirft Goldleisten durchs schwingende Laubdach und spendet dem kleinsten Getier im weichen Grase wohliges Behagen. In die Freiheit der blauen Unendlichkeit schmettert der gefiederte Sänger seinen Dank. Wähnt einer, der Wartburg Zinnen erblicken zu müssen, der schaut plötzlich im Tal das Schloß Etanche, das alle bunten Wiesen liebend umschließen. Es ist ein Schmuckkästlein, das gerade ausgepackt werden sollte. Dicht neben den baumumfriedeten Toren liegt ein Smaragd, ein tiefgrüner, klarer Waldsee. Der Glanz des Maientages lockt zum Bad, und sind auch die tiefen Wasser grausig kalt, die Freiheit jauchzt den zwangentbundenen Gliedern zu, und jeder Körper bricht den Sonnenstrahl in sieben Farben. Oft baden Hunderte. Wir schicken alle Leute, die wir haben, zu diesem köstlichen Genuß, und selten mag die träumende Verschwiegenheit des Plätzchens vom kräftigen Widerhall lachender Männerstimmen so unterbrochen worden sein.

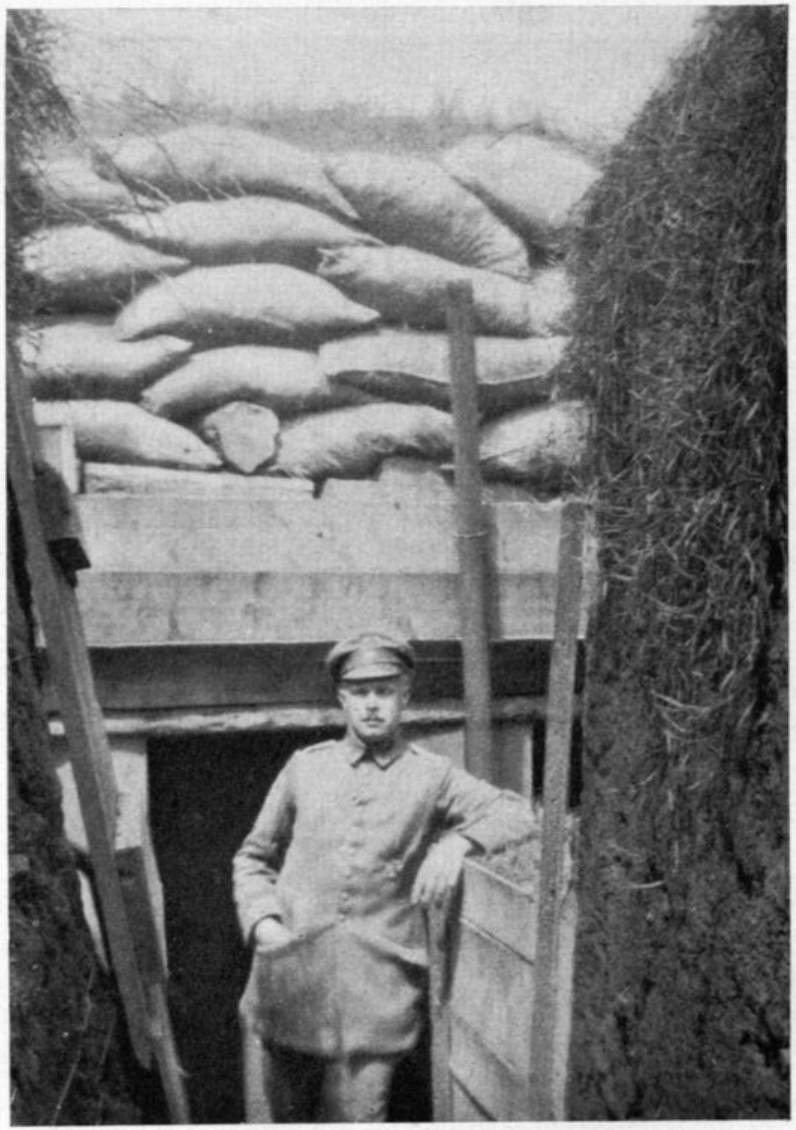
Wiehernd begrüßen die Pferde die neu geborene Weide und die ihnen winkende Freiheit, geht's aber mal einen Fußpfad entlang, der sich unter dem dichten Laubdach verbirgt, treten selbst sie bedächtig auf, erstaunt über den köstlichen Dom, der sich ihnen auftut. Wir reiten nur selten, meist wandern wir auf den um-

liegenden Anhöhen, die einen schönen Ausblick gestatten, oft sitzen wir vor unserer Türe und schauen und sinnen, wie schön eigentlich die Welt ist. Ich habe viel zu tun, das Kriegstagebuch fürs Regiment muß geschrieben werden, Listen werden ausgefüllt, Gräberskizzen angefertigt. Dreimal werde ich des Nachts geweckt, Ersatzmannschaften seien angekommen. Die sollen untergebracht werden. Aber wenn die noch Heimatgewohnten ein Bett erwarten, folgt die Enttäuschung. Sie müssen im Freien nächtigen. Einmal kamen nachts um 1 Uhr Mannschaften, die nach ihrer kurzen Ausbildungszeit natürlich nicht viel konnten. Es fing plötzlich an zu regnen, sie sollten Zelte bauen, sie wußten nicht wie. Ich habe mich schleunigst gedrückt, es war ein entsetzliches Gewimmel. Am nächsten Tag wird unser Bataillon neu formiert, unser neuer Führer, Hauptmann H., tritt in unsere Runde. Eine duftige Bowle steht eines Abends auf unserem Tisch. Drei eiserne Kreuze erster Klasse sind auf das Bataillon entfallen. Der Bataillonsführer, Leutnant S., der bewährte Kompagnieführer der zehnten Kompagnie, Unteroffizier Flehmig von der 11., der Kanonensprenger, sind die Glücklichen. Eine Ansprache des zu Gast geladenen Regimentskommandeurs feiert die Dekorierten, eine riesenhafte Bettschlacht in später Stunde bildet den Höhepunkt des Festes.

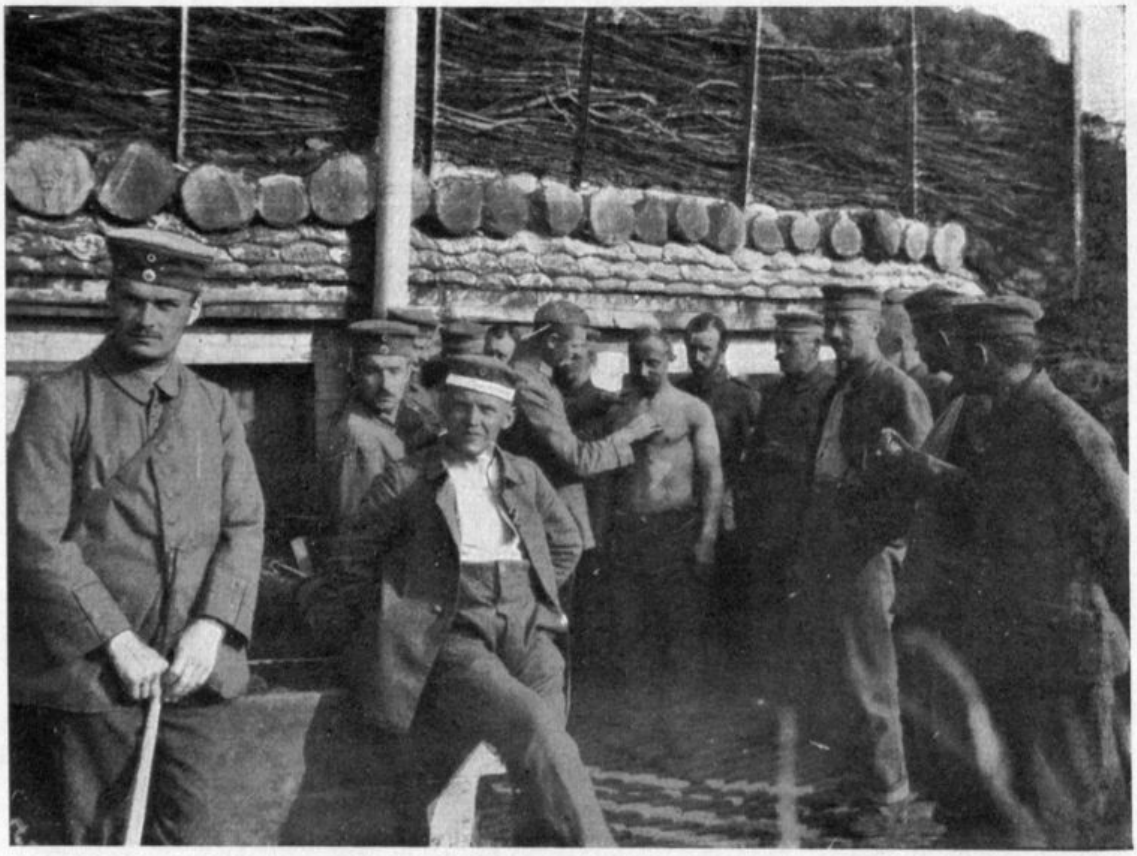
Die letzten Tage unseres entzückenden Aufenthaltes in D. sind den Syringen gewidmet. Übervoll ist unser Tisch von den duftenden Dolden, und wenn der gaukelnde Sonnenstrahl die Blicke in die Weite zieht, schwebt der süßheimliche Duft lockend den Berg hinan. In jedem Gärtchen wiegen sich die blütenbeschwerten Kronen beim Klang der Soldatenlieder, die nach des Tages Arbeit der Heimat zustreben, wenn das flammende Abendrot um die Bergkuppen rotgoldene Bänder zieht. Auch hier konnten die Trümmer nicht dem wuchernden Leben wehren, und am Mauerrand eines bis zum Grunde niedergelegten Hauses glänzen im Triumph des Goldregens leuchtende Grüße.

Abends spielt die Musik und sammelt dankbare Hörer im weiten Kreise. Opern und Märsche bilden die Folge, und als eines der beliebtesten Stücke gilt den Barbaren Carmens Musik. Steigen die letzten Klänge empor, deckt schon der Himmel seine Farben zu. Sterne reihen sich aneinander zu altvertrauten Zeichen, und unten fächelt der Wind dir leise ins Ohr: „Wie schön ist der Frühling!“





Schützengraben und Unterstände in der Feldstellung vor Ransart, 1915—1916



Revierdienst im Unterabschnitt „Herzog Ernst"

Durch Wasser und Minenwurf zerstörter Graben in der Feldstellung vor Ransart, März 1916

Eines Morgens beziehen wir wieder unsere alten Quartiere in L. en Woevre. Die Stellung bei L. war doch wohl etwas zu ruhig für uns. Nach 6 stündigem Marsch erreichen wir das typisch lothringische Dorf. Typisch lothringisch heißt klein, eng, schmutzig, häßlich. Aber wir kennen uns ja hier aus und waren nicht verwöhnt. Überdies ist selbst L. schöner geworden, auch hier hat der nimmermüde Frühling geholfen. Manche schmutzige Lehmwand, die ehedem kahl war, hat sich zum Sonntag mit einem Laubkranz geschmückt, und als Abschluß der ewig kahlen Dorfstraße lodert eine grüne Gruppe schlanker Pappeln zum Himmel.

Den ersten freien Nachmittag benutze ich zu einem Ritt auf das Schlachtfeld von Vionville und Mars la Tour. Meine Diana freut sich hinauszukommen, aber die hügelige Landstraße zwingt zum gemächlichen Schritt. Erst nach Mars la Tour wird der Weg schön, und nun wär's schade, schnell zu reiten. Also weiter Schritt. Es ist ein himmlischer Nachmittag. Weiße Windwolken spielen am blauen Äther, nur dort, wo der Kirchturm von Trouville über die Wiesenkuppe ragt, hat der Himmel ein feines, blaßgrünes Kleid angelegt, das wie ein Hauch über den Feldern schwebt. Gradlinig läuft die Straße, an den Seiten dicht mit Bäumen besetzt. Diana ist zu fröhlich, sie galoppiert auf einer blumigen Wiese neben dem Weg. Aber jetzt hält sie an, denn da ist die Grenze, die Grenze, die Frankreich und Deutschland scheidet. Nur die Eisentafel mit dem Reichsadler ist noch da, den schwarz-weiß-roten Pfahl haben die Franzosen mit dem ihrigen zusammen am 2. August als Siegestrophäe nach Paris getragen. Lassen wir diese Kinder. Ich bin jetzt im heiligen Deutschen Reich, solange war ich noch nie fort, und wie anders schaut's aus als an jenem fahlen Morgen, da wir zuerst diese Gegend betraten.

Noch eine kurze Strecke weiter, und ich stehe an jener Ecke, an der von der großen Straße Metz-Verdun die Chaussee nach Trouville abbiegt. Hier ist die höchste Stelle, und das ganze Schlachtfeld vom 16. August 1870 liegt vor mir. Beim Wort Schlachtfeld steht immer der Begriff der Öde und der Verwüstung. Man vergißt, daß die Zeit milde ist und ausgleicht. Wo der Mensch mit zerstörender Wucht eingreift, da erzieht die Zeit die Natur wieder zur Harmonie, ja, sie tut ein übriges, sie tut mehr und wandelt die Stätte der Zerstörung zu einem beson-

ders wundersamen Garten. Nur so kann es sein, daß ich ein Paradies erblicke. Hier muß im dämmernden Taglicht der Frühling selbst gekommen sein; in Gestalt eines lieblichen Mädchens im faltigen Gewande und flatternden Bändern im Haar, huschte er durch die Flur. Hier oben aber blieb er sinnend stehen. Stark pochte der junge Lenz an die erinnerungsreiche Stätte, und wie das reizende Kind mit den sonnigen Äugelchen sich zum Weitergehen rüstete, da hörte es ein dumpfes Rollen. Und nun fiel es ihm ein, hier war ja begonnen, was dort vollendet werden sollte, und mit seinem übervollen Herzen lief es von einem Grabe zum anderen und schmückte sie mit Blumen und Guirlanden. Und zum Schluß nahm es noch drei Arme voll duftiger Blüten, streute sie in den weiten, weiten Grund und winkte und grüßte mit beiden Händchen wohl hundertmal. Als der erste Sonnenstrahl ins Tal blitzte, fing er eine Träne auf, ein Diamanttröpfchen, das sich gerade aus einem blauen, schelmischen Äuglein stehlen wollte.

Vor mir im Grunde liegt Vionville, eingebettet in einer tiefen, weichen Mulde, umrahmt von köstlich rauschenden Bäumen. Ein trotziger, viereckiger Kirchturm mahnt an die Bedeutung des Ortes. Hinter dem Dorf steigt die weißbestäubte Straße in gerader Linie nach Rezonville hinauf, halbrechts hinter mir stehen die ersten Häuser von Trouville. Ein gelbes Primelnbeet wandelt eine Mulde zu einem Triumphplatz, immer wieder fällt der Blick in das leuchtende Tal. Hier war es, wo sich die Brigade Bredow sammelte zur berühmtesten Attacke der Welt. Die gelben Primeln mischen sich mit lieblichen weißen Margueriten, zu ihnen gesellen sich tiefblaue Lupinen zu einem Reigen, der sich im leuchtenden Kranz über die Straße hinüber windet und aus den einst zerstampften Flächen der weithin gewellten Ebene den herrlichsten Teppich der Welt zu Füßen ausbreitet, bis die hellgrüne Borde des bedeutungsvollen Bois St. Mauvrier dem prächtigen Farbenspiel ein Ziel setzt, wie es einst den stürmenden Reitern ein Halt gebot. Sollte den Tapferen von Vionville noch einmal ein Halali als Nachruf geblasen werden, hier muß die Trompete ansetzen, daß es weithin über die Ebene schallt. Aber die Reiterangriffe vom 16. August 1870 sind fast vergessen unter der Wucht der Gegenwart. Nur die Natur ist freundlich mit den Reitern des Todes, denn vieltausend goldige Blumenkelche nicken es sich flüsternd zu,

wie es einst war in den Mittagsstunden am 16. August 1870, als die Lage der deutschen Truppen so bedrängt wurde. Aber der kühne und kluge General v. Alvensleben wollte die französische Armee hier festhalten, obwohl er sich einer rasenden Übermacht gegenüber sah, solange festhalten, bis der beispiellos glänzende Aufmarsch, den Moltke erdacht, gelungen war. Dem Zweck mußten die Reiterangriffe dienen, der erste hier aus der Schlucht bei Trouville, der zweite, die Attacke der Garde-Dragoner, von Mars la Tour in Richtung auf das Bois St. Mauvrier. Dort, wo der weiße Stein von der Höhe links herüberblitzt, ist das Denkmal der Garde-Dragoner. Auch hier an der Straße steht ein Gedächtnisstein neben dem anderen, wirksamer als Erinnerung, als daß sie künstlerisch eindrucksvoll wären. Und soweit man schaut, bekunden weißumfriedete Grabstätten und Regimentserinnerungssteine, wie tapfer und treu die Vorfahren den Erfolg erzwangen, auch einer Übermacht zum Trotz. An der Straßenecke erhebt sich ein Felsblock, dem Gedächtnis der Hannoverschen Artillerie gewidmet. Etwas weiterhin liegt im schweigenden Dämmerlicht hochstehender Bäume der schönste Friedhof, hier ruhen etwa 30 Offiziere der Regimenter 57 und 77. Noch im Tode, wie oft im Leben, ausgerichtet wie zur Parade, Stein neben Stein. Und über die Namen der damaligen Premier- und Sekonde-Leutnants fließt milde das gründurchtränkte Licht eines heiligen Tempels.

An Einzelgräbern, die keine Namen tragen, geht's vorüber, dann führt ein schmaler Weg zum Denkmal meines alten Regiments, des Inf.-Regts. 91. Es liegt ganz abseits der Heerstraße. Ein großes aufgeschlagenes Buch aus Stein weist wohl 200 Namen auf. Beschattet wird's von trauernden Zypressen, doch vor ihm spannt sich der Farben Gaukelspiel unendlich weit als buntdurchwirkter Blütengrund, der von Millionen Sonnenstäubchen glitzert.

Ein wundersamer Frieden zieht durch den nahen Wald, der mich in einer tief versteckten Schneise empfängt. Einst hallte er vom prasselnden Infanteriefeuer, heute singen wohl tausend gefiederte Sänger das Lied von den „Vöglein im Walde". Und sie sangen wirklich so wunder-, wunderschön, daß ich viel zu schnell in Mars la Tour ankam. Schon in der folgenden Nacht kommt der Marschbefehl. Alle eben ausgepackten Sachen werden wieder eingepackt, die Bataillonskuh wird ganz zeitig auf den Marsch

gebracht, damit sie unbeschadet dreimal unterwegs schlapp machen kann. Wagen werden aufgeladen, Pferde eingeladen, und mittags um 12 Uhr geht's vom Bahnhof Mars la Tour fort nach Norden, denselben Weg, den wir schon einmal kamen. Bekannte Orte gleiten vorüber, diesmal aber eingebettet in schwellend grünen Polstern, umrahmt und geschmückt mit hellfarbigen Ranken und sehnsüchtigen Blumenkelchen, über die fliegende Schäferwolken in Farben wechselnde Sonnenschleier werfen.

Am nächsten Morgen begrüßt uns die Stadt D. und nimmt uns als ihre Quartiergäste in Empfang. D. liegt hinter Arras, und da Arras im Brennpunkt französischer Angriffsgelüste liegt, so sind wir gewärtig, jeden Augenblick fortgerufen zu werden. Das hindert uns nicht, uns einstweilen so angenehm wie möglich einzurichten. Es beginnt eine Reihe schöner Tage, in denen schwellende Kissen, reizende Wohngemächer, wohlgedeckte Abendtafeln eine höchst wichtige Rolle spielen. D. ist ein kleines französisches Provinzstädtchen, das etwa 36 000 Einwohner im Frieden hat und industriell deswegen bedeutungsvoll ist, weil es in der Gegend von Kohlen-, Erz- und Ölgruben liegt. Eisengießereien, Maschinenbau, Eisenschmelzereien sind hier errichtet, und manch wohlgepflegtes Haus, manch reizvoller Garten, deutet auf Wohlstand, Intelligenz, Geschmack und Bildung, die D. über das Durchschnittsmaß französischer Provinzstädte hinausheben. Ich wohne im Hause der Mutter des Bürgermeisters, in der Rue des blanches mouchons. Die weißen Schäfchen, die ehedem durch diese Straße gewandert sein mochten, scheinen den Sinn der alten Matrone nicht gerade milde beeinflußt zu haben. Denn die alte Dame, die eines Leidens halber im Krankenhaus wohnte, kontrollierte jeden Tag die in diesem Hause vom Bataillonsstab zu den Mahlzeiten benutzten kleinen, aber hübschen Empireräume. Sogar die Schiebladen eines Schreibtisches, in denen vielleicht einige Silberlinge lagen, wurden nachgesehen.

Zu einem Abend sind die Herren des Bataillons, da ein Fäßchen Bier eingetroffen war, zu Gast geladen. Ich bitte die Hauswärterin, eine ziemlich üble Heuschrecke, das Nebenzimmer mit dem Klavier zu öffnen. Wie ein Lauffeuer eilt diese Kunde durch die Nachbarschaft. Die alte Dame erscheint, sieht mich strafend an und bittet, daß in ihrem Hause keine Musik gemacht wird, weil sie in diesem Kriege schon drei Söhne verlor.

Ich versichere ihr, daß wir selbstverständlich unter diesen Umständen von der Musik absehen werden. Aber sie glaubt es noch lange nicht. Am Abend steht die ganze Nachbarschaft vor den Fenstern, die Franzosen sind der Meinung, gleich würde so eine Art russisches Fest beginnen, bei dem sämtliche Möbel und Bilder zerschnitten und zerbrochen donnernd auf die Straße poltern würden. Erst die Tatsache, daß ich die Tafel mit Blumen schmücke, scheint die Gemüter zu beruhigen.

Aber es kommt doch noch mehr. Während der Tafel werde ich herausgerufen! Der Bürgermeister ist da und bittet nochmals, daß nun auch wirklich keine Musik gemacht würde.

„Das habe ich doch Ihrer Frau Mutter schon versprochen, monsieur, il me semble que vous ne savez pas à qui vous parlez" sage ich ihm, worauf er unter Verbeugungen eilig verschwindet.

Dagegen gibt es auch vereinzelt mehr Entgegenkommen. In dem schönen Hause eines Advokaten, bei dem Leutnant S. wohnt, werden uns bereitwillig alle Räume zur Verfügung gestellt. Und diese Räume sprechen von Kultur, von Bildung und Reichtum der Bewohner. Bis zum letzten Stockwerk hinauf schmücken die Wände des Treppenhauses Bilder und Fresken-Studien, das Innere der Räume aber läßt dem Impressionismus den Vortritt, jenem Impressionismus, der neben vielem Mittelmäßigen gerade unter den Franzosen so oft wie ein Hauch köstlichster Anmut, wie der Duft zartester Blüten, Darstellung gefunden hat.

Ein heimlicher Lampenschein, ein prachtvoller Erard führt uns eines Abends mit unserem, zum Besuch weilenden ehemaligen Regimentskameraden, Hauptmann N., in diesem Hause zusammen. Und wie jeder im tiefen Armsessel versinkt, jedem Schritt der Atem durch schwere türkische Teppiche angehalten wird, Musik leise durch den Raum fließt, da wähnt jeder, in einem verzauberten Schloß zu träumen, denn der Gedanke Krieg muß draußen vor der Türe warten.

Die Tage gehen mit Dienst, mit Exerzieren und Schießen dahin. Oft dröhnen die schmalen Gassen vom harten Eisenschritt, und das Echo der schmetternden Regimentsmusik fliegt erregt um jedes Haus und jede Ecke.

Im strahlenden Blau des Himmels erscheinen am Nachmittag die schaukelnden Windvögel, die Flieger, und der Reigen-

tanz weißer Schleier, der sie umkreist, deutet auf den Ernst des Spieles. Dann laufen die Einwohner aus ihren Häusern zusammen, die Fenster öffnen sich, und das gaukelnde Spiel ruft bei diesen Angst und Entsetzen, bei jenen Hoffnung und Frohsinn hervor.

Durchweg ist über die Einwohner nicht zu klagen. Zwar sieht man, wie lästig ihnen der auferlegte Zwang ist, doch sind sie einsichtig genug, sich zu fügen, weil ihnen ein Widerstand nichts nützen würde. Daß unser Aufenthalt sie nicht erfreut, ist leicht verständlich, denn 10 Monate ungebetene Gäste im Haus, 10 Monate ohne Kenntnis über den wahren Stand der Dinge, ohne Nachricht ihrer Männer und Söhne, ist mehr als der Durchschnittsmensch ertragen kann. Umsomehr verwundert der fast unerschöpfliche Optimismus, die kindische Einfalt, die die Dinge nicht sehen will wie sie sind, die von den Hoffnungen lebt, die vielleicht sich erfüllen könnten. Immer noch ist die Meinung verbreitet, daß die Deutschen eigentlich gar nicht in Frankreich sind, und wenn sie heute noch in den Straßen umherlaufen, so ist vom französischen Generalstab beabsichtigt, sie hierherzulocken. Morgen, vielleicht schon heute Abend, kommt die große Stunde, in der die Deutschen über den Rhein zu Paaren getrieben werden. So sprechen die Nachbarn untereinander. Und morgen hoffen sie wieder auf übermorgen. Als Ende Mai Joffre die große Offensive ankündigt, da sind plötzlich im benachbarten L., das der Front am nächsten liegt, aber von uns seit Monaten besetzt ist, die Häuser geschmückt, und in einem größeren Raum steht eine wohlgedeckte Tafel.

Auf die Frage für wen, kommt die Antwort „Pour Joffre et ses généraux. Il vient à 1 heure." Daß er zufällig nicht kam, ist ein Irrtum, ein Zufall. Wie die Kinder leben die Franzosen von Erwartungen, ohne zu prüfen, ob auch eine Aussicht auf Erfüllung besteht.

Mitte Mai kommt die Kriegserklärung Italiens. Man kann nicht behaupten, daß sie uns freudig überrascht. Wer im Felde steht, weiß, was ein Feind mehr oder weniger bedeutet. Aber im allgemeinen wird dieser elende Verrat mit jenem Gleichmut hingenommen, der die Überzeugung zur Grundlage hat, daß der Generalstab schon Vorsorge getroffen haben wird.

Nun aber die Wirkung auf die Franzosen. Seit Tagen sagt es einer dem andern, daß Großes im Werke ist. Gruppen bil-

den sich an den Straßenecken, um dies Ereignis zu besprechen. Geht ein Soldat vorbei, folgt ihm ein mitleidiges Lächeln. Gleich nach der Kriegserklärung fragen sie, wann wir abrücken.

„Warum abrücken?" sagen wir. Ja, nun kämen ja die Italiener, morgen, übermorgen wären sie sicher hier.

Der Barbier grinst teuflisch und macht ein Gesicht, als könnte er mir gleich die Kehle abschneiden. Verloren sei ich ja doch, meinte er. Na, aber warum denn? „Deutschland kaputt, ganz Deutschland kaputt, les Italiens, ah, les Italiens" gestikuliert er.

„Dummes Luder!"

Als wir noch immer bleiben und noch keine Anstalten zum Abmarsch treffen, sage ich „Où sont vos amis, les Italiens, nous ne les avons pas trouvé."

Die Franzosen wiegen nachdenklich den Kopf, nur der vorlaute Barbier ruft wieder: „Ils viendront, vous les verrez.', Damit ist unser Schicksal besiegelt.

Inzwischen gehen die Tage langsam und gemessenen Schrittes durch die Straßen und Gassen des Städtchens. Kleinstadtleben rollt sich im täglichen Gleichmaß ab, plaudernde Gruppen stehen in den Straßen, Läden warten sehnsüchtig auf Käufer, und jeden Tag spielen Rudel von Kindern auf der Straße, wie bei uns zu Hause. Noch unangesteckt vom Fanatismus der Eltern sind sie harmlos genug, die deutschen Soldatenlieder nachzusingen, die sie von den vorüberziehenden Kolonnen oder der Musik hören. Wenn dann so ein Fähnlein künftiger französischer Staatsbürger mit den kleinen Beinchen einherstrampelt und mit lauter Kehle

„Gloria, Viktoria"

und „Ich hatt einen Kameraden" hinausjubelt, wenn auch der deutsche Text nur unvollkommen ausfällt, so fragt man sich, ob es nicht möglich sein sollte, bei einer verständigen Regierung das kommende französische Geschlecht zu einer wohlwollenden Würdigung der Deutschen heranzuziehen. Aber die Frage ist heute müßig, umsomehr, als vorläufig noch die Pfaffen den wesentlichsten Einfluß auf die Erziehung der Kinder auszuüben scheinen. In jeder Straße trifft man am Vormittage Schulklassen, denen außer der Beaufsichtigung durch Lehrer und Lehrerin als Oberhirte ein Pfaffe beigegeben ist, der, in ein Gebetbuch starrend, den Zug beschließt.

Unser kleiner Julien, ein 12jähriger munterer Bengel, der Sohn meiner Hauswärterin, hat eines Tages nicht widerstehen können, eine Zigarre zu probieren. Anstatt ihm das Fell zu versohlen, rennt die ob dieses Sündenfalles entsetzte Mutter zum Pfaffen, der dem mißratenen Knaben 10 Vaterunser auferlegt. Dumpfe Stimmung im Hause ob dieses Vorfalles. Den kleinen Julien frage ich jeden Tag: „Comment ça va Julien, vous aimez un cigar ce matin?"

Worauf Julien mit einem scheuen Blick auf die Alte verlegen lächelnd davonschleicht.

Also trotz aller Befreiung von Kirche und Staat ist der Pfaffe vorläufig noch Trumpf.

Abende kommen, an denen die Zinnen der benachbarten Eglise de St. Pierre in rotflüssiges Gold getaucht werden, ehe die Sonne da weithinten im singenden Meer zur Ruhe geht. Still wird's im Städtchen; treten die stillträumenden Sternfackeln als Wächter ans Firmament, dann schläft die Stadt, und leer und öde sind die Gassen. 9 Uhr ist Zapfenstreich, auch für die Zivilbevölkerung, nur hier und da kommt ein Offizier zum Abendtrunk zur kleinen Kneipe eilig durch die Gassen.

Kehren wir heim, nein, es ist wirklich nicht so spät, wie du lächelnd meinst, lieber Leser, dann fließt des Vollmonds gleißendes Licht wie ein zitternder silberner Strom durch die Straßen, schwingt sich über die Dächer bis zur gezackten Spitze des Rathausturmes und glänzt in tausend schwingenden Pünktchen auf der vom Winde gefächelten Wetterfahne. Oft narrt uns dieser alte Freund, wir meinen Lichtzeichen von Spionen zu sehen, während er die Luft um die Windfahne in leuchtende Atome zerbricht. Stockt der Schritt, umfängt Totenstille den Lauschenden, und eingesponnen im Dornröschenschlaf, träumend vom Weltfrieden, liegt die Stadt, der die Mondelfen ihre flimmernden Schleier zuwerfen.

Ein Windhauch trägt das dumpfe Grollen von Kanonen heran, das ist Arras, die blutige Wahlstatt. Der Schritt eines Postens tönt auf den Steinen und verklingt. Dann ist wieder Ruhe. Und unsere Sorgen und Hoffnungen wallen hinaus und wiegen sich im tiefen, veilchenblauen Grunde lauwarmer Frühlingsnacht.

Und eines Abends marschieren wir, das gibt wieder Bewegung in der Stadt. Die Leute flüstern, der Barbier zieht eine

teufliſche Grimaſſe. Und doch iſt es ſchade, daß unſere Gegner nicht den Auszug ſehen, ſie würden manch heimlich zuckendes Mündchen und manch feuchtes Tüchlein bemerkt haben, um der Barbaren willen. Man muß ja lachen, da ſchreien die ausländiſchen Zeitungen noch immer über die Brutalität der „Boches", und wenn wir nach kurzem Aufenthalt gehen, da jammern unſere Erzfeinde und Feindinnen und wünſchen uns noch ein ganz aufrichtig gemeintes „Bonne chance". Natürlich nicht allgemein, aber wenn es auch nur vereinzelt vorkommt, beweiſt es doch, daß wir nicht unverträglich ſind.

Südlich Arras geht die Fahrt. Ein kurzer Nachtmarſch bringt uns nach A., wo wir unſere Kameraden, die wir ablöſen ſollen, in feuchtfröhlicher Stimmung antreffen. Sie feiern Abſchied von A., das ihnen 8 Monate Aufenthalt war. In A. läßt es ſich aushalten, reiche Weiden und Felder umgeben den Ort, und wie in einem Heidedorf rauſchen hohe Bäume, unter deren Schutz ſich die Häuſer verſtecken.

Am nächſten Abend geht's in Stellung nach Nordweſten bei R. in eine weitgewellte Ebene. Wir ſind weitab vom Feind, 6—800 m, aber Tag und Nacht muß wieder an der Stellung gearbeitet werden, damit ſie einem ſchweren Angriffe ſtandhalten kann. Mit dem muß man in der Gegend um Arras rechnen, denn Tag und Nacht donnern nordwärts die Kanonen, und eines Morgens in aller Frühe, als Nebelſchwaden über die Felder krochen, geht's auch einige Kilometer ſüdlich los. Ein furchtbares Trommelfeuer, ein ſchwerer Angriff, der viele, viele Opfer koſtet. Das iſt der Kampf um H.

Sonſt gehen die Tage ruhig ins Land, die franzöſiſche Artillerie verurſacht einige Opfer, im allgemeinen geht's. Nur einmal werden wir unliebſam überraſcht, als uns ſchwere 15 cm-Geſchoſſe begrüßen. Etwa 25 Schuß fallen in unſerer unmittelbaren Nähe und machen rieſenhafte Trichter, glücklicherweiſe ohne große Sprengwirkung. Ein Unterſtand wird eingedrückt, faſt werden zwei Mann verſchüttet, aber beim erſten Hilferuf der Kameraden haben ſie ſich ſchon ſelbſt befreit. Als wir hinauseilen, iſt die Gefahr vorüber. Nur die Granaten kommen noch immer, man hört ſie einige Sekunden vorher und kann ſich noch in einen Unterſtand drücken, wenn man ihn für ſicher hält.

Einige Male warten wir die unliebsamen Kameraden im Freien ab und werden mit einer Erdfontäne begrüßt, die mit dicken Schollen und Steinen auf uns niederprasselt. Unheimlich, welche Löcher die schwere Munition reißt. Geschadet hat uns diese Beschießung diesmal nicht, nur mit dem Generaloberarzt, der im bombensicheren Unterstand aus einer Alpenluke mit den Granaten fensterlt, sind wir sehr unzufrieden. Denn wir haben uns hier in seine Kur begeben, solche Überraschungen, wie er sagt, um die Nerven zu stärken, waren aber in seinem Kurprogramm nicht vorgesehen. Diese Verschiebungen haben wir uns energisch verbeten. Sonst ist seine Kurvorschrift nicht schlecht. Es gibt morgens Kaffee, weichgekochtes Ei, Brot, Butter, Marmelade. Mittags 1 Uhr warme Vorlage mit Aufschnitt, nachmittags Kaffee oder Kakao, abends 7 Uhr Suppe, Braten, Gemüse, Nachtisch, dazu viel Aufenthalt im Freien, jeden Abend kostenlose Vorführung von Flieger-Beschießungen, also man kann es schon aushalten. Abends im Skat versucht er, uns das Geld abzunehmen, aber wir wehren uns auch da.

Rechts von uns liegt das Dörfchen R., eingewiegt von rauschenden Bäumen, aber der Krieg hat jedes Haus verwüstet, sodaß die Einwohner längst geflohen sind. In einzelnen Gärten sinnen rosenumsponnene Mauern den vergangenen Zeiten nach, während Dächer und Innenräume längst den herzlosen Geschossen zum Opfer fielen. Aber überall stehen efeuumrankte Türme, blühende Büsche, fruchttragende Sträucher, und wo das Haus ganz zusammenbrach, da flammen Rosenhecken, als wollten sie ihren verlorenen Hoffnungen mit züngelnden Flammen nachjagen. Aber auch abseits gelegene Gärten haben ihr schönstes Festkleid angelegt, wie ein Märchentraum stehen die Blütenbäume auf dem buntgemusterten Grunde und warten auf Erfüllung. Wenn helles Mittagslicht tiefe Schatten ins Dorf wirft und durch jede flüsternde Krone der blaue Himmelsgrund leuchtet, oder der Frühlingsabend in Regenbogenfarben in die menschenleeren Dorfstraße gleitet, dann ist's, als wäre das ganze Dorf R. verzaubert, als warte es auf den Prinzen, der mit seinem Zauberstab lächelnd durch die Straße schreitet und auf ein Wort die menschenleeren Gassen wieder füllt, die Häuser aufrichtet und das alte Leben wieder zum Pulsschlag bringt. Das Dörfchen wartet, doch das Leben kommt noch nicht. Es ist eben noch Krieg.

An einem Sonntagabend löst uns das I. Bat. ab, und wir ziehen mit unserer Menagerie nach A. Diese Menagerie besteht aus zwei kleinen Kätzchen, die sehr possierlich sind, und dem Bataillonshund „Lump", dem vor einigen Tagen eine Granate haarscharf über den Rücken fuhr, daß er lautheulend mit gesträubten Haaren herbeistürzte. Der Igel bleibt zurück, und der Rabe, der halb flügellahm in einem Bauer hing, ist auf und davon geflogen.

In A. beginnt ein ganz anderes Leben, da ist mein Bataillonsführer Ortskommandant und herrscht mit Nachsicht oder großer Strenge über die Ortseinwohner, wie es gerade nötig ist. Um 5 Uhr nachmittags sind wir für unsere Untertanen zu sprechen, ich als Dolmetscher, und nehmen ihre Bittgesuche entgegen. Einer will ein Schwein schlachten, wir wiegen bedenklich das Haupt, der Hauptmann ist heute gnädig, er gibt die Erlaubnis. Ein anderer will seinen Hafer mähen. Abgelehnt. Und so geht's fort. Jeder Spaziergang aus dem Orte heraus kostet den Einwohnern 40 Pfennig, wir haben Riesseneinnahmen. Die Männer haben zu Kontrollversammlungen zu erscheinen, kurz, es wird regiert.

Eine köstliche Episode fand vor einigen Tagen statt. Wir brauchten Spiegelglas zu militärischen Zwecken. Ich lasse von den Einwohnern Spiegel requirieren gegen einen Gutschein. Französinnen Spiegel wegnehmen ist so schlimm, als entzöge ich einem Gewohnheitstrinker die Schnapsflasche. Sie tobten. Während meine Leute krachend die Spiegelscheiben aus den Rahmen brechen, kommen die ältesten Scharteken heulend angelaufen, um ihren Spiegel zu retten. Jede erzählt mir eine Familiengeschichte über ihren Spiegel, zu spät, es war vergebens.

„Je regrette beaucoup, mesdames, mais voilà, les cadres sont les vôtres."

Schließlich nahm dann jede der alten Matronen ihren Rahmen über den Arm, zerdrückte noch schnell eine Träne und zog mit einem kummervollen Blick auf die verwüstete Schönheit ab. Heimlich schwuren sie sicher furchtbare Rache.

Sonst erholen wir uns im friedlichen A., wo keine Granaten einschlagen, ganz gut, trotz reichlich später Abende in unserem Kasino.

Das Schönste aber ist, über die Felder zu reiten und zu sehen, wie alles gedeihen will. Es ist eine große Gemarkung,

die wir zu versehen haben. Hafer und Weizen stehen ausgezeichnet, auch Kartoffeln scheinen gut zu werden. Augenblicklich wird Heu eingefahren, 36 Franzosen, Männer und Frauen und 12 von unseren Holsteiner Bauern sind vom frühen Morgen an auf dem Felde, und hochbeladen schwankt Wagen um Wagen mit der duftigen Last zu den weitgeöffneten Scheunen. Vieles ist zu bedenken, Schleifsteine für die Sengen werden bestellt, nicht betriebsfähige Dresch- und Mähmaschinen werden abgefahren, andere instandgesetzt, alte Weizenvorräte werden ausgedroschen, 21 Zentner haben wir in der letzten Woche abgeliefert. Dung muß gefahren werden und jeden Abend wird beraten, wie es sich für einen ordentlichen Landwirt geziemt, was auf dem Felde geschehen muß. Unsere Holsteiner wissen aber gut Bescheid, und wenn man abends auf die Dorfhöhe geht, von der man das brennende Arras sehen kann, dann liegt das weite Tal von A. im glühenden Abendrot, schwer gesegnet, als Preis mühevoller Arbeit. Wie wir mit dem Feind kämpfen, ringen wir auch um jeden Halm. Als strahlender Blütenstrauß aber winkt des Frühlings Gruß auf den tiefen Weideflächen, doch wie es gleich Meereswellen die schweren Felder entlangwogt, so flüstert Ähre der Ähre zu, daß nach dem ruhigen Atem der Nacht wieder ein Tag kommen wird, der stahlblau aus dem weißschimmernden Frühlicht tritt, der die ganze weite himmlische Welt mit Sonnenlicht überflutet, sie in ein Goldbad taucht und das Werdende weiter zur Reife bringen will.

Und wir halten die Ernte!

17. Der Sommer.

Seit vielen Wochen liegen wir schon wieder vorn am Feind. Der Sommer geht durchs Land, und wo er durch die Flur schreitet, da glüht ein Farbenmeer von rotem Mohn.

Über die Schützengräben hinaus schimmern die roten Punkte. Aber in den Talgründen stehen sie zusammen wie Brandfackeln des Krieges. Glutrot und leuchtend. Und sind doch nur die tiefäugigen Muster des weiten, buntwallenden Sommerteppichs, über den die Sonne flimmert, über den das Licht gaukelt im Lande des Sonnenkönigs.

Schwerbeladen wiegen sich die Halme. Die Frucht ist reif geworden, und wo sich freie Hände finden, da wird geerntet, vom frühen Taglicht bis tief in den Abend klingen die Sensen und rasseln die Maschinen. Aber nur weit hinter der Front.

Bei uns vorn ist es anders. Da stehen auch goldene Kornfelder, aber der Feind ist wach und begrüßt den, der sich den schwankenden Ähren nähert, mit rasselndem Eisen. Soll die wertvolle Frucht vergehen?

Eines Tages kommt ein Mann und sagt: „Herr Leutnant, all' das schöne Korn dahinten darf doch nicht umkommen? Kann ich das nicht mit meinen Kameraden abmähen?"

Und da standen schon 6—8 Kerle hinter ihm, Holsteiner Schlag, die mit flimmernden Augen die Antwort erwarteten. Es waren sonst ruhige, prächtige Leute, aber der Anblick goldschimmernder Ähren trieb ihnen das Heimweh nach ihrer meerumschlungenen Heimat ins Blut, das mußte heraus. Und von diesem Tag an warten sie, bis der Abend seine dämmerigen Schleier über die Fluren wirft, dann geht's hinaus, und stundenlang fliegen die schnittigen Klingen durchs Korn. Scheint der Mond, gleiten die Sensen wie feurige Schlangen durch die Felder. Und tief durch die Nacht tönt das Knarren der Räder, wenn die Wagen die schwere Frucht heimbringen. Atemlos kommt eines Tages einer gelaufen: „Herr Leutnant, wir haben gestern den Roggen in Hocken gesetzt, nun sind alle Hocken plötzlich verschwunden. Die muß jemand weggenommen haben."

Die Tränen standen dem Mann in den Augen. Ja, was nun? Abgefahren war das Korn nicht, also mußte es doch noch irgendwo sein.

Befehl: „Die Kompagnien melden, ob Mannschaften das in Hocken gestellte Korn weggetragen haben."

Meldung: Nein.

Die befragte Artillerie verneint ebenfalls.

Mein Verdacht fiel auf Mannschaften, denen das neue Korn als schönes Lagerstroh wohlgefällig gewesen sein mochte. Furchtbare Drohung den Leuten, wenn einer auf neuem Stroh angetroffen würde. Eine Razzia durch die Unterstände ergab nichts. Aber am nächsten Morgen kam der Holsteiner wieder gelaufen, die Hocken seien alle wieder da. Die müßten über Nacht wieder aufgestellt sein."

Aus Angst vor Strafe hatten die Kerle das irgendwo versteckt gehaltene Korn natürlich wieder hingebracht. Banditen! Wer es gewesen, habe ich nie erfahren.

Als die letzten Haferstriche gemäht werden sollten, wurde berichtet, ein Rehbock stände im Korn.

„Den wollen wir schießen", sagt sofort der Doktor. „Na, denn man zu", erwidere ich, „wann wollen Sie denn los?" „Ja, so um 6 Uhr", meint der Doktor.

„Das ist zu spät," sagt der Mann, „um die Zeit können uns die Franzosen schon sehen, so um 2 müßte das sein." „Ei verflucht, Doktor, das ist ein Reinfall, na, es paßt ja gut, Sie gehen ja gern um diese Zeit spazieren", sage ich noch, da wird der Doktor auch schon blaß. Zurückziehen konnte er sich nicht mehr, er mußte nun auf Jagd. Er kämpft wie ein Löwe um jede halbe Stunde, er meint, 5 Uhr wäre früh genug, $^1/_2$5, 4 Uhr. Der Mann blieb standhaft. Auf 3 Uhr wurde sich geeinigt, dann sollte die Jagd beginnen.

Mittags gabs nichts besonderes, umsomehr wurden die Aussichten gepriesen auf den saftigen Rehrücken, der dank dem Eifer des Doktors in den nächsten Tagen die Tafel zieren würde.

Am nächsten Morgen war von dem Rehbock natürlich nichts zu sehen. Nach einigen Beklemmungen spricht sich dann der Doktor beim Frühstück über die Jagd aus. Kaum am Haferfeld angekommen, pfiffen die Kugeln der Franzosen, sagt er, deren Posten um diese Zeit gern schießen, und man habe sich schleunigst hinter eine Hafermiete versteckt, um anstatt selbst zu schießen, nicht selbst beschossen zu werden. Das habe eine ganze Zeit angehalten, und dann sei es so hell geworden, daß sie eiligst umkehren mußten. Vom Rehbock nichts zu sehen.

Da gab's natürlich ein Riesengelächter. Wenn die Küche einmal mager bestellt ist, sagen wir zum Doktor, es wäre die höchste Zeit mal wieder auf die Jagd zu gehen. — — —

Die Franzosen sind im allgemeinen ruhig. Täglich wird die Stellung mit Granaten bedacht, aber Verluste erleiden wir nur wenig. Das liegt auch daran, daß wir mit jedem kommenden Tage besser eingebaut sind, daß aus den vorgefundenen Schlupfwinkeln allmählich bombensichere Unterstände und tief in die Erde reichende Stollen werden. Die schützen uns vor der unheimlichen Wirkung der Geschosse unserer amerikanischen Freunde. Dann und wann kommen natürlich doch Verletzungen

vor. Einmal fuhr um Mitternacht ein Geschoß durch die Tür eines unfertigen Unterstandes und erschlug den braven Unteroffizier H. von der 9. Kompagnie in seiner Schlafstelle.

Dicht hinter der Linie wiegen sich die Bäume über den letzten Träumen der Schlafenden. Ein Wiesenhang am Dorfausgang von R. dient denen als Ruhestätte, die für die Ehre des Regiments ihr Bestes verschenkten. Eine hohe Pappelreihe verschließt den Blick zum Gegner, der ihnen so bösen Willen zeigte. Seitwärts aber schmiegt sich der dicht grüne Dorfrand freundlich an die Reihe der Hügel, während von der anderen Seite weit aus dem Land die Sonne das Licht bringt, Licht auch für die stillen Schläfer im Wiesengrunde.

Wann graben wir das letzte Grab?

Immer wieder gelingt es der aufmerksamen Beobachtung des Gegners uns Schaden zuzufügen. Oft bleibt es bei dem Versuch.

So hatten wir neulich Gäste bei uns zum Essen. Den schönen Sommerabend wollten wir im Freien verbringen. Ob es die in der Veranda etwas länger gedeckte Tafel, oder die durch die kleine Gesellschaft entstandene Bewegung war, wissen wir nicht. Wahrscheinlich der Neid des flüchtigen Windvogels, der sich über uns schaukelte, denn kaum war die Suppe aufgetragen, krachten die feindlichen Granateinschläge 50 m von uns entfernt. Ein schön gezacktes Sprengstück suchte den Teller unseres verehrten Stabsarztes auf, schadete aber nicht weiter. Wir zogen vor in unseren Unterstand zu verschwinden, denn die Franzosen eröffneten ein regelrechtes Bombardement auf unsere Umgegend, dem wir uns nicht unnötig aussetzen wollten.

Ein anderes Mal geht Hauptmann H. mit mir abends 9 Uhr auf die Höhe hinter unsere Schützengräben, um die Trace eines neuen Verbindungsweges festzulegen. Durchs hohe Gras schleichen wir vorwärts. Hinter uns ist der Himmel von der schon untergegangenen Sonne mit flammendem Gelb überzogen. So mag der Hintergrund uns als Silhouetten haben erscheinen lassen, denn kaum stecken wir die Köpfe an einer freien Stelle in das Gelände vor uns hinaus, da geht's „Pfit, Pfit", zwei Gewehrkugeln, die in unserer Nähe einschlagen. Also sind wir bemerkt. So gut es geht, springen und kriechen wir zurück. Wir wiegen uns schon in Sicherheit, und biegen gemächlich in den unter hohen Bäumen verborgenen Feldweg, der über

die Höhe führt, ein, da hageln nacheinander 6 oder 8 Granaten heran, vor uns, hinter uns, neben uns krepieren sie, und der Hagel von Sprengstücken rauscht um die Ohren. Blitzschnell hat sich jeder hinter die kleine Böschung geworfen und so fest an die Erde gepreßt, daß sich, glaube ich, der Boden unter uns höhlte. Und bei der ersten Feuerpause laufen wir links heraus die Straße entlang, um aus der Feuergarbe zu kommen. Ich glaube, wir hätten den besten Läufer Europas schlagen können, so schnell ging's. Hinter der Straßenböschung warten wir auf die Dunkelheit, denn jetzt dürfen wir uns nicht noch einmal zeigen, die da drüben passen höllisch auf, na eben wie die richtigen „Schießhunde". Wir vertrösten uns in der halbstündigen Wartezeit mit der Genugtuung, erstens heil davon gekommen zu sein, dann aber nicht im Lande der Mitternachtssonne zu weilen, denn dort hätten wir ja bis Weihnachten hinter unserer kleinen Böschung sitzen müssen.

Endlich ist oben auf der Höhe unser Beobachtungsstand fertig geworden. Jeden Tag geht's jetzt hinauf zur Freude unseres Bataillonshundes „Lump", der schon darauf wartet, daß man die Mützen aufsetzt. Dann geht die Jagd mit ihm los. Eigentlich soll er heute gar nicht mit, weil er gestern unartig gewesen war. Beim Kartenspiel fehlt uns plötzlich Pik 8. Wir suchen und suchen, sie ist nirgends zu finden. Plötzlich entdeckt einer den kümmerlichen Rest dieser Karte auf der Erde, das übrige war von dem braven „Lump" verzehrt, als die Karte zufällig zur Erde fiel.

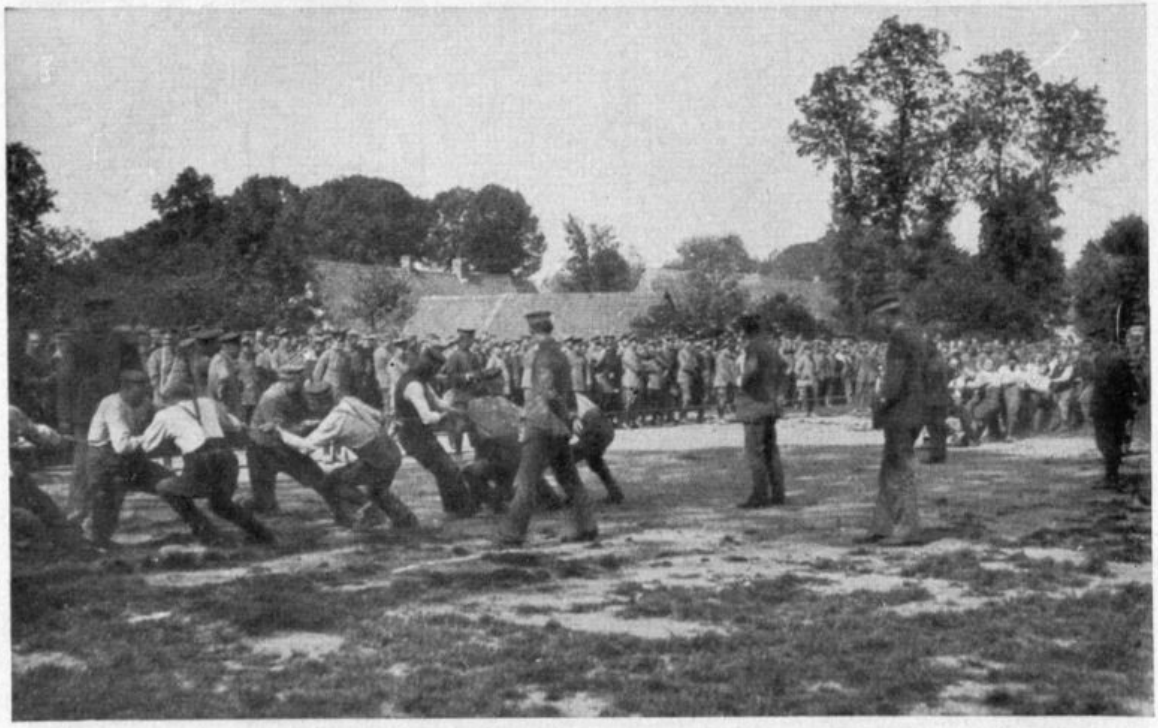
Er kommt aber trotzdem nochmal mit.

Der Beobachtungsstand ist der Sommersitz aller guten, weitschauenden Gedanken. Nirgends wölbt sich der Himmel so weit, nirgends scheint er so blau, wie hier auf dieser sonnenumfangenen Höhe. Ziehen weiße Wolken drüber hin, folgen ihnen Wünsche und Hoffnungen nach Osten, zum gewaltigsten Siegeszuge, den jeweils die Welt sah, daß aus den Erfolgen, die eine Riesenkraft sich erzwang, der Friede kommen möge, den wir brauchen. Der uns auch nach innen so fest und zusammengehörig werden lassen möge, wie der Krieg uns nach außen erwiesen.

Ein leiser Wind trägt das Brummen von Kanonen herauf, und das Auge sucht wieder durchs Fernrohr Wissenswertes. Weit über Arras gleitet der Blick durch Wiesen und Felder bis

Batls.-Kdr. III/76 mit seinen Komp.-F. (Oberlt. d. R. Wolter 11/76, Hptm. Hübner III/76, Lt. d. R. Haas 9/76, Lt. d. R. Schwartz 10/76, Lt. d. R. Petersen 12/76

Generaloberarzt Dr. Hartwig aus Bremen



Tauziehen

100-Meter-Lauf für Offiziere.
Sportfest des I/76 am 18. Juni 1916 auf dem Rupprechtsplatz in Ayette

zu den Höhen von Souchez. Wird hier gekämpft, sieht's aus, als wollte sich die Hochebene einen Schleier vor die Augen binden, um nicht selbst Zeuge des Grauenvollsten sein zu müssen. In Wirklichkeit sind es die tausend und abertausend Geschosse, deren ununterbrochenes Nacheinander alles in Dampf und Staub hüllt.

Arras verbirgt seine Schutthaufen hinter einem kleinen Wäldchen, nur die vollständig zerstörten Türme der Kathedrale zeigen die Spuren verstümmelter Schönheit durch eine Baumlücke.

Und schließlich bleibt das Fernglas wieder auf dem Gegenüberliegenden haften, dort wo die breite, mit hohen Bäumen bestandene Straße nach Arras durchs Gelände zieht, wo schwellende Wiesen im üppigsten Grün und goldige Ährenfelder winken, und uns einladen, näher zu kommen. Was hindert mich? Erst ganz zuletzt tritt der braune Erdsteig in die Augen, der feindliche Schützengraben, der dort geradeaus die Straße durchschneidet und wie ein Maulwurfshügel die Kleefelder aufwühlt. Da ist wieder der Riegel, der uns den Zutritt verwehrt und sich durch 1000 Drahthindernisse verstärkt, als wirksames Schloß vor dem Herzen Frankreichs bislang erwiesen hat. Wer wehrt aber? Keine Spur von Leben da drüben. Neigen sich nicht auch dort die Blumen im freundlichen Windhauch, spielt nicht auch dort der Sonnenstrahl im zitternden Gras? Wer wehrt denn? Doch halt, da gleitet eben ein flüchtiges Etwas vorüber, man wartet, nichts zeigt sich wieder. Stumm bleibt die Linie wie zuvor. Stunden vergehen, und Stunde auf Stunde muß das Fernglas die feindlichen Gräben hinauf- und hinabwandern, tagein, tagaus. Dann erst wird der Aufmerksame belohnt, und er sieht, wie hier und da ein Käppi erscheint, wie dort feiner, blauer Zigarettenrauch aufsteigt und plötzlich ein dunkelbärtiges Gesicht in einer Nische lehnt und nach der deutschen Gefahr ausschaut. Selten zeigen sich viele. Farben der Uniformen werden beobachtet, Form der Mützen, um Schlüsse zu ziehen, wo Engländer oder Franzosen da drüben sind. Verändert der Feind seine Gräben? Zieht er neue Verbindungsgräben, ändern sich die Formen der Befestigung, nähert er sich unserer Stellung? Doch der Sommer kommt jeden Tag mit seinen hellen, blauen Stunden, und nichts ereignet sich. Der Ungeduldige brennt vor Neugierde, könnte er nur einen einzigen Blick hinter die feindliche Stellung

werfen, könnte er nur ein einziges Mal sehen, was dahinten vorgeht, wo der grüne Hang sich den fragenden Augen entgegenstellt.

Auch dem kann geholfen werden. Der moderne Krieg hat nicht soviele Geheimnisse. Die feindliche Stellung gleicht nicht dem verschleierten Bild von Sais; was dir der Tag nicht zeigt, enthüllt sich am Abend beim freundlichen Lampenschein im Unterstand. Die Heeresleitung begnügt sich nicht mit dem stammelnden Bekenntnis des erdstampfenden Soldaten, der jenen Hang nicht überblicken kann. Sie kennt kein Hindernis dieser Art, und wo das durchs Scherenfernrohr verstärkte Auge versagt, hebt sie den Blick gewaltsam in die Luft. Die photographische Kunst der flatternden Windvögel ersetzt die menschliche Unzulänglichkeit. Und was uns an Wissenswertem fehlt, zeigen die zierlichen Linien der Fliegeraufnahme, die jeden Spatenstich melden, den der Gegner über Nacht in seiner Stellung graben ließ. Und wenn ich mit meinem Auge nicht das geringste entdecken kann, die Fliegeraufnahme zeigt dir den neuen Verbindungsgraben, der heimlich in der Nacht entstand, und zeigt das nächste Mal, wie fleißig daran in der Zwischenzeit gearbeitet ist. Und jedes Stück der feindlichen Befestigungen, das noch keiner sah und betrat, steht wohlverzeichnet in unsern Karten mit unumstößlicher Gewißheit.

Und eines Tages sehen wir neue gezackte Linien, breite Gräben und neue Erdaufwürfe entstehen, und wir ahnen, daß etwas im Werke ist. Wir wissen, daß in den traumstillen Sommertagen der Gegner seine Zeit nicht versonnen hat, sondern an der Arbeit war, sich vorzubereiten zu einem Schlage, so furchtbar und so groß, wie ihn die Welt noch kaum gesehen. Und das geschah, als die letzte Ähre eingebracht war, und die Blätter der letzten Rose langsam zur Erde schwebten, der Rose, die in verlassenen Gärten mit rotglühenden Wangen des Tages gewartet hat, an dem sie jubelnd dem Befreier Frankreichs die Brust schmükken würde.

Inzwischen war einer nach dem andern auf Heimatsurlaub gefahren. Auch ich kam an die Reihe, und eines Morgens funkelt der erste Sonnenstrahl eines köstlichen Tages um die Turmspitzen des Kölner Doms. In breiter Ruhe wälzt sich der Rhein unter die gewaltigen Granitpfeiler der Brücken hindurch, Straßenbilder eines geordneten Stadtwesens treten in Erschei-

nung, und die Vorübergehenden tragen Alltagsgesichter, als sei besonderes nicht vorgefallen. Es ist doch etwas Seltsames um dies Zurückgleiten in die Kultur, der man sich innerlich wohl nicht entfremdet, doch äußerlich sehr weit entfernt hatte. So ist ein erstes Erstaunen über wohlausschauende Straßen und Häuser, über behagliche Gehöfte, die ein flüchtiger Blick aus der Bahn erhascht, begreiflich, nachdem man sich ein Jahr lang nur in Schutt und Trümmerhaufen bewegte. Noch erscheint jedes breite Bauernhaus als brauchbares Zielobjekt für unsere modernen Schußwaffen, erst allmählich empfinden die Gedanken Freude über die Ordnung aller Dinge.

Hamburg liegt unverändert an der Elbe. Man hat das Gefühl es könnte auch anders sein, aber nein, es ist genau so wie es früher war. Erwartet jemand umringt zu werden, weil er aus dem Felde kommt, sieht er sich enttäuscht. Es geht alles seinen Gang wie immer. Wer am leckersten aussieht, dem gucken die Leute nach, und um den schneidigsten Kerl aus dem Schützengraben, der in seinem verwitterten Graukittel einherläuft, kümmert sich niemand. Aber das hat mit dem Krieg gar nichts zu tun, das war ja früher auch so. Massenpsyche reagiert nur auf Außerlichkeit. Und soll man sich wundern, daß die Kaffeehäuser voll sind und die Menschen schwatzen, wie sie immer taten? Dem Zweck dient ja der Dienst an der Front, daß das Leben in der Heimat unverändert dahingleite. Also kein Erstaunen über Selbstgewolltes. Daß so vieles so wenig gewürdigt, so wenig verstanden wird von dem, was draußen vorgeht, kann es uns wundern? Massen können nicht ewig jubeln oder klagen, die Gefühle verebben. Wußten wir denn vor einem Jahre was Krieg ist?

Natürlich ist auch vieles da, was man lieber nicht sähe. Da gibt es eine Serie von Menschen, denen der Tag vergällt ist, wenn nicht jeden Morgen zum Frühstück eine gefallene Festung oder mindestens 20 000 Gefangene serviert werden. Andere erzählen mit dicken roten Backen von ihren körperlichen Leiden, die sie bedauerlicherweise am Dienst fürs Vaterland hindern. Wieder andere besitzen Atteste über eine plötzlich aufgetretene Herzkrankheit, und da dies ziemlich viele waren, schien diese Krankheit modern zu sein. Dann gab es die Reihe der Unabkömmlichen, die dem Lande in der Heimat eigentlich bessere Dienste leisten, und überhaupt so ....

Manchmal kommt es mir vor, als wenn der Frontmensch noch nicht so recht reif für Heimatluft sei. Als die unerfreulichen Berichte der großen Offensive eintrafen, kamen die Menschen mit blassen Gesichtern. So schlimm sei das wohl nicht, oder ob vielleicht doch . . .

Niemals sah ich einen derartigen Zulauf, als am nächsten Tag die Extrablätter mit dem Heeresbericht eintrafen. Da er günstiger lautete, bekamen die Blassen wieder Farbe, sie hatten es ja vorher gewußt, wir würden die Sache schon machen.

Nervös war man in der Heimat geworden. Und am nervösesten diejenigen, die eben erfahren hatten, daß der nur vier Monate jüngere Herr Meier, Sie kennen ihn ja, für Montag angesetzt sei.

Auch komische Bilder tauchten auf in dem Meere der unerschöpflichen Neuerscheinungen, die der Krieg herbeizwang. Großkaufleute, denen alles näher lag als gerade Soldat zu sein, waren Landsturmleute geworden, und mein guter Freund H. mußte als Wache in unmittelbarer Nähe seines Kontors auf und ab patrouillieren, um zu erleben, daß seine jungen Leute, anstatt zu arbeiten, belustigt aus dem Fenster sahen. „Schießen Sie doch mal hinauf" ermunterte ich ihn. Das wollte er aber auch nicht. Im übrigen trug er ein Gewehr so etwa aus dem Jahre 1813, ich glaube, es ging gar nicht los. Aber im allgemeinen haben sich diese Herren recht gut in ihre neuen Tage gefunden. Nur dann und wann meint einer, wer so Hamburg wiedersähe, möchte doch wohl lieber hierbleiben, anstatt nochmals hinaus zu gehen. Armer Tropf. Ganz abgesehen von der Selbstverständlichkeit mit seiner Truppe durchzuhalten, möchte wohl keiner seine Erlebnisse hergeben. Nur ein einziger Abend da vorn im Schützengraben würde ihn belehren, daß auch der Krieg seine Großartigkeit besitzt. Wenn die Nacht tief und schwarz ist, rings im Kreise die hellen Kugeln steigen, ein Regen funkelnder Perlen zur Tiefe fällt und dort leuchtet, wo der eine das Auge des andern sucht; Schüsse knattern, dann ist die Nacht wieder schwarz und still. Aus der Ferne klingt ein dumpfes Rollen, und der Boden zittert von der verhaltenen Wut der Nationen. Dem muß man schweigend gelauscht haben, nein, wir tauschen nicht mit denen daheim.

Aber es gab auch viele sinnende, ernste Menschen, die arbeiteten, die Not des Tages zu lindern, die sich mit großen Plänen trugen, wie es werden sollte am kommenden Morgen.

Einsam und traurig strömen heute die Wasser der Elbe ihren verlassenen Weg, ein schwerer Nordwest bläst ihnen entgegen, als will er sie aufhalten bis zum jubelnden Sonnentag. Ein Segel kämpft mühsam seinen Weg, sonst bleibt es öde und leer. Aber dazu waren wir ja da, daß dieses hinreißend schöne Bild sich wieder mit bunten Wimpeln und Fahnen schmückt, daß wieder ein Sonnenstrahl über die Wasser blitzt und Leben einkehrt, Leben und brausender Atem des Weltgetriebes.

Also hinaus.

Draußen tobte inzwischen die Offensive der Franzosen. Die Kraftprobe, die entscheiden sollte, wer nun eigentlich Herr im eigenen Hause sei. Sie fing damit an, daß an einem Abend, als ich von meinem Hofbarbier N. von der 11. Kompagnie im Freien rasiert wurde, plötzlich einige Granaten in unserer Nähe platzten. K. rasierte ruhig weiter und meinte ganz trocken: „de Kerls ward immer frecher, de ward bald to frech."

Seit diesem Tage schossen die Franzosen mehr und mehr. Wieder waren neue Gräben da drüben entstanden, und wenn sie vor unserer Front sich nur auf geringe Tiefe und Breite beschränkten, so kamen sie am rechten Flügel unserer Brigade wie Schlangen herangeschlichen und hatten sich, trotz aller Versuche der Artillerie, die Bewegungen zu stören, breit und lauernd bis dicht vor unsere eigene Stellung herangeschoben.

Eines Abends, als an dieser Stelle wechselseitig die Schüsse der Posten hin- und herknallen, ertönt dicht vor unserm Drahthindernis der Aufschrei eines schwer Getroffenen. Man findet einen französischen Hauptmann. Schon beim Transport stirbt er, in seiner Tasche finden sich allerlei Pläne und Aufzeichnungen, und man entnahm, daß ihm die genaue Erkundung der besten Annäherung an unsere Stellung wert war, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Aber man fand auch noch einen Arbeitsplan, nach dem sich am nächsten Abend 7 Uhr an einem genau bezeichneten Platze eine Kompagnie zum Arbeitsdienst zu versammeln hatte. Als dieser Abend hereinbrach, da waren die Kanonen sämtlicher Batterien auf diesen Platz gerichtet.

„Alles fertig?" fragte die Feuerleitung. „Jawohl, alles fertig" kam die Antwort.

„Punkt 7 Uhr Feuereröffnung ohne weiteren Befehl."

Und Punkt 7 Uhr rauschten die Schnellfeuergruppen der Geschütze durch den Abend, krachend hallte der Schall der zerspringenden Granaten zurück, und gellend schrien die Getroffenen. Und bei jedem neuen Einschlag wurde die Dämmerung durch die Angst- und Wehrufe derer zerrissen, die der Grausamkeit des Krieges zum Opfer fallen mußten.

Wieder folgten helle Spätsommertage, an denen sich das gleißende Sonnenlicht in jeden Winkel von Wald und Wiesen bohrte. Und unter den lichten, blauen Gefilden kämpften Ormuz und Ariman, und der Geist des Übels erfüllt die Luft mit dumpfklingendem Gebrumm. Flugzeuggeschwader suchen die Stille des lichtbestrahlten Friedens hinter unseren Linien zu stören, und ihre bombenschwangere Gegenwart setzt wieder unsere Kanonen in Tätigkeit, sodaß vielhundert eisenhagelnde Sternchen am Himmel aufblitzen. Dann kommt der Geist der Unrast über sie selbst, sie schwanken und zerstreuen sich. Aber oft reißt ihre unheilbringende Last schwere Wunden in den Frieden der Natur, wenn es raketenartig zur Tiefe schießt, und die Erde von der zerbersten-den Bombe der Flugvögel aufzuckt. — — —

Dann kam der 25. September, jener Tag der allgemeinen französischen Offensive, jener Tag, an dem die Erde Frankreichs sich in einen dampfenden Hexenkessel wandelte, an dem das Blut von Hunderttausenden in breiten Strömen den Boden färbte. Witzblätter haben sich später gemüßigt gefühlt, das Fehlschlagen der französischen Hoffnungen in Wort und Bild als Karikatur zu behandeln. Hätte ein einziger dieser Witzbolde die Nähe dieser Tage erleben können, ihm wäre die Feder aus der Hand geglitten. Mit welcher Umsicht und Genialität Frankreich in den Sommermonaten diese Offensive vorbereitet hat, ist beispiellos, mit welchem Opfermut und welcher Kühnheit es an die Ausführung ging, bewundernswert. Man soll nicht sagen, daß die Spuren des nationalen Heldentums untergegangen sind in diesem Lande, es lebt auch heute noch napoleonische Größe im Volke Frankreichs. Und ist auch der Endzweck nicht erreicht, so hat es uns Opfer genug gekostet, denn Tausende und Abertausende sind dahingegangen unter der Einwirkung der einen Million Schüsse in der Champagne, die im Trommelfeuer die Einbruchstelle einkreisten, oder in dem erstickenden Dunst giftiger Gase, unter deren Schutz die Engländer bei Loos vordrangen.

Unsere Stellung war schon am Tage vorher mit einigen tausend Granaten belegt, die glücklicherweise nicht viel geschadet hatten. Aber am 25. September ging es schon in der Frühe los, die ganze Linie stand unter französischem Artilleriefeuer. Der Fernsprecher rief: „Meldung vom Regiment" „Ein Angriff steht bevor". Man hatte irgendwo Überläufer aufgegriffen. Ein Angriff erfolgte nicht, aber das Artilleriefeuer wuchs und wuchs und belegte gegen Mittag mit unheimlichem Trommelfeuer die hinter uns gelegene Artilleriestellung. Die Luft wirbelte vom Sausen der Geschosse.

„Angriff steht unmittelbar bevor", ruft der Fernsprecher erneut. Die Meldung wird der vorderen Linie weitergegeben. Gleich darauf prasselt feindliches Infanteriefeuer auf unsere Stellung. Also Scheinangriffe, denn der wirkliche Angreifer feuert nicht. In einem unserer Abschnitte konzentriert die feindliche Artillerie ihr Feuer auf unser Drahthindernis und schießt eine Gasse hinein, Draht, Drahtstöcke und Holzteile fliegen wild umher. Aber auch das ist nur Täuschung, ein Angriff erfolgt nicht. Was in den Nachbarabschnitten vorgeht, weiß kein Mensch, das allgemeine Getöse gestattet keine Orientierung.

Endlich meldet der Fernsprecher: „Angriff beim Nachbarregiment abgeschlagen."

Das war doch eine Erleichterung. Erst nach Tagen erfuhren wir, daß es nebenan bös zugegangen war. Ein unheimliches Trommelfeuer lag auf den Gräben. Das Drahthindernis zu einem unentwirrbaren Knäuel zusammengeschossen, Sandsäcke, Drahtböcke, Schießscharten, kurz, alles was nicht niet- und nagelfest, nein bombenfest war, umgeschossen. Die Gräben strichweise völlig verschüttet. Die Beobachtungsposten tot, ein Aufenthalt in den Gräben bei den trommelnden Eisengarben unmöglich. Die Mannschaften hockten und kauerten in ihren Stollen, eng zusammengedrängt, kaum einer Regung fähig. Immer die bange Frage: Hält unser Stollen oder begräbt er uns unter der Wucht eines schweren Geschosses lautlos unter der Erde? War das Feuer einen Augenblick schwächer, kletterte einer aus seinem Erdloch, um auszusehen. Aber jede Aussicht war von Staub und Qualm und Rauch einer fliegenden Erdmasse verdeckt. Und im nächsten Augenblick krachten auch schon wieder die Einschläge, nur schleunige Flucht in den Stollen rettete das Leben. So lauerte alles Stunden und

doch wußte jeder, daß er verloren war, wenn die Franzosen in den Graben eindringen konnten. Was war das? Ging das Feuer nicht plötzlich hinter den Gräben? Knatterte da nicht unser Maschinengewehr?

„Raus, sie kommen, raus!"

Und der erste stürzte aus dem Stollen, die nächsten folgten, noch eben zeitig genug. Dichte Linien in ihren hellblauen Uniformen, schon am Drahthindernis, das schon kein Hindernis mehr war.

„Die Franzosen sind da!"

„Wart' nur, verdammte Bande", und die ersten Gewehrschüsse fielen, Handgranaten segelten hinüber und herüber, der Kampf tobte.

Das Maschinengewehr links hatte den Angriff zuerst bemerkt. Von da aus sah man plötzlich dicke Kolonnen aus den feindlichen Gräben brechen. Ein Wink der Offiziere, und die Kolonnen schwärmten aus. Da kam unser Maschinengewehrfeuer von links, ein junger Offizier winkte, und die Linie zog sich nach rechts herüber, um diesem Feuer zu entgehen. Da setzten die Infanterieschüsse ein, und ein Maschinengewehr nach dem andern nahm die blutige Arbeit auf. Der einzige Fernsprechapparat, der noch in Ordnung war, konnte den erkannten Angriff nach rückwärts melden. Und wenige Minuten später begann das Schwerfeuer unserer Artillerie auf die feindlichen Gräben mit allen verfügbaren Kalibern, und das saß. Schuß neben Schuß lag in den feindlichen Gräben, die noch vollgestopft waren von Reserven, die als spätere Wellen den Angriff unterstützen sollten. Es kam keiner mehr heraus. Wer sich nicht in Unterstände duckte, wurde erschlagen. Und die als erste den Ansturm gewagt hatten, wurden, da kein Nachschub kam, Mann für Mann niedergemäht.

In einem vorliegenden Grabenstück war es den Franzosen doch gelungen einzudringen. Vornehmlich Schwarze. Hier hatte die feindliche Artillerie so gewütet, daß unsere Stollen verschüttet waren. Unsere Leute konnten nicht mehr heraus. Und in kurzer Zeit hatten die Schwarzen hier gehaust wie Wilde, die sie eben waren. Was von den Unsrigen noch lebte, fiel ihnen zum Opfer. Es kam keiner davon. Bis auf einen, das war ein Feldwebel, der saß in einem vollständig zugeschütteten Stollen, der nur eine kleine Öffnung aufwies. Versuchte eine dieser wilden Bestien

ihn mit einer Handgranate auszuräuchern, flitzte eine Revolverkugel von innen heraus und brachte ihn zur Strecke. Das dauerte, bis unser Gegenangriff kam, um dieses Grabenstück wieder zu nehmen. Und wie es mit Handgranaten, Bajonett, Schaufel, Axt und Fäusten losging, da waren die Schwarzen dabei, unsere Gefallenen auszuplündern. Man schien sie darauf hingewiesen zu haben, um sie kampflustiger zu machen. Da stieg die Wut hoch. Die Schwarzen wollten sich ergeben, man sah aber nur noch, wie einer nach dem andern totgeschlagen wurde. In einer Ecke standen 12 Mann, die nahm ein Hannoveraner, der Schlachter von Beruf sein soll, allein vor. Einer nach dem andern flog mit durchschnittenem Hals in eine Ecke, so wie Schollen in den Korb einer Fischfrau.

Der Graben stand voll Blut. Was noch vom Gegner flüchten konnte, flutete zurück. Es mochten etwa 100 Mann sein, die hetzte nun das Maschinengewehrfeuer und mähte hinter den Flüchtigen her, bis es immer weniger wurden, bis die Reihe ganz licht war. Zwei sollen die eigene Stellung noch wieder erreicht haben. Alles andere lag einzeln oder zu Haufen getürmt, teilweise verwundet, meist aber tot, vor unserer Front. Das war unsere Rache.

Die Franzosen haben keinen Angriff an dieser Stelle wieder gewagt. Hier war die große Offensive gescheitert.

Unsere Kanonen schossen allerdings noch lange hinterher, um jede Lust zu neuen Unternehmungen da drüben zu ersticken. Ein flankierendes Geschütz dicht hinter unserer Stellung hat so schnell geschossen, daß das Rohr glühend war. Da haben die Mannschaften Sandsäcke auf das Rohr gelegt und einen Eimer Wasser über die Sandsackpackung gegossen. Während des Schießens, nur daß keine Pause eintreten brauchte. Ein Batteriechef schwerer Geschütze erzählte, er habe mit seinem Feuer bei diesem Angriff ganze Völkerstämme vernichtet. Nur im ethnographischen Museum könne man sich über diese wilden Horden noch unterrichten, die lebenden Arten wären durch seine Batterie umgekommen.

Merkwürdigerweise hatten die Einwohner wieder eine Ahnung von dem was kommen sollte. Sie erwarteten ihre Landsleute und putzten die Fenster und machten alles sauber, um den Empfang festlich zu gestalten. Sie wurden um eine weitere Enttäuschung reicher.

Es wird später noch viel über diese Offensive, die nicht überall so günstig wie hier abgeschlagen werden konnte, geredet werden. Aber eines können wir dabei den Franzosen nicht vergessen. Daß sie zu alle dem eigenen Opfermut nicht auf die Mitwirkung der schwarzen Völker verzichten können, daß sie uns immer und immer wieder die Wilden Afrikas entgegenhetzen, Tiere, die keine Menschen mehr sind. Wenn die Welt erst von Kulturgeschrei widerhallt, wenn man die Deutschen gern wieder als die Störenfriede der Kulturideale brandmarkt, dann soll man hierauf hinweisen. Nur wer die Macht hat, kann Frieden bringen, was ist von dem zu erwarten, der zu diesen krampfartigen Mitteln seine Zuflucht nimmt?

Die kommenden Tage vergehen in auffallender Stille. Als wenn schon Frieden wäre.

Der brandrote Mohn ist inzwischen verblüht, die Blätter der Bäume fallen zur Erde. Der Sommer ist vorüber. Der Blick schweift nach Südosten, wo sich eben das eiserne Tor öffnet. Muß der Weg zum Frieden nicht durch ein Tor von Eisen führen? — — — — —

Eben geht Hermann Wiese vorüber, geschmückt mit dem Bande des Oldenburger Verdienstkreuzes. Als ich ihm Glück wünsche, verzieht er keine Miene. „Dat is vom Landesherrn" sagt er, und geht stolz seinen Weg.

18. Die Wasserschlacht.

Eines Abends ist im Kasino eine Festlichkeit. Unser guter Doktor sprüht vor Vergnügen.

„Wissen Sie was" flüstert der Ortskommandeur mir bei Tisch ganz leise zu, „dem Doktor setzen wir ein Schwein ins Zimmer". Famos, famos.

Prost, lieber Doktor, ein Abend voll Überraschungen. Er ahnt natürlich nichts. — Eine kundige Hand setzt inzwischen das Schwein in die Wohnung unseres guten Doktors. Das Schwein ist ein mittelgroßes Ferkel, und da es noch jung und unerzogen, benimmt es sich, weil es nichts Besseres zu tun weiß, unpassend und verewigt sich in dem Zimmer in lieblicher Weise. — Aus welchem Grunde sich der Doktor den Abend früher zurückzog, als man bei ihm gewohnt war, ist nicht mehr festzustellen.

Als wir spät in der Nacht aufbrechen, wird einstimmig beschlossen, beim Doktor vorzugehen. Tür und Fenster sind fest verrammelt, in diesem Augenblick tönt der Hilferuf unseres Bataillons-Kommandeurs über den Marktplatz: „Hülfe, Hülfe, der Doktor hat das Schwein in mein Bett gesteckt." Großes Halloh. — Alles stürzt zum Hauptmann H., während unser Doktor sich vor Vergnügen im Bett kugelte. Aber zu früh. Bei unserm Hauptmann läuft wahrhaftig das Schwein im Zimmer; es packen und unter gellendem Gequieke über den Marktplatz schleppen, ist das Werk eines Augenblicks.

Ein kräftiger Ruck genügt, die Fensterläden des Doktors fliegen zurück, ein Faustschlag, und die Fensterscheibe klirrt in tausend Scherben zu Boden. — Schon springt unser Doktor aus dem Bett, greift zum Wasserkübel, holt aus — aber zu spät — in diesem Augenblick saust das durch die Fensterscheibe hineingepreßte Ferkel ihm zwischen die Füße. Ein wildes Durcheinander wälzt sich am Fußboden, eine Riesenüberschwemmung füllt den Raum. Wir Wilden aber, wir besseren Menschen, überlassen ihn seinem Schicksal, nur ein gewaltiges Gelächter unterbricht noch für einige Zeit die Nacht.

Am nächsten oder übernächsten Tag geht's wieder in den Schützengraben. Winter ist es geworden, flandrischer Winter. Warum flandrisch, mag der Leser fragen, sind wir nicht in Frankreich? Aber flandrisch hat auch hier noch eine Bedeutung, denn das französische Departement Artois gehörte früher mal zu Flandern und Burgund, und der Herzog von Burgund war auch gleichzeitig ein Graf von Artois. Und dann fiel eines Tages im spanischen Erbfolgekrieg das Herzogtum Burgund mit Artois und einem großen Teil des heute von den Deutschen besetzten Gebietes an Österreich. Alte verstaubte Kirchenbücher, die wir hier aus Schutt und Trümmerhaufen herausgraben, berichten noch von den Tagen, als hier die schwarzgelbe Fahne flatterte, und aus Dunst und Nebel schimmert die traumumsponnene, fast sagenhafte Brücke, die einst von hier bis zu der blauen Donau führte.

Flandrischer Winter ist aber auch der Ausdruck des Wettertypus, der um die Wintermonate Flandern und Nordfrankreichs welliges Land beherrscht. Mehr und mehr versinken die Tage herbstlicher goldener Fülle, die Natur spinnt sich ein, wie ein Schmetterling in ein undurchdringliches Netz eines grauen Einer-

leis, dem kein Blick mehr einen Hauch von fröhlicher Farbe entlockt. Traurig hängen die Zweige vom Baum, wie entseelt lassen die Gräser ihre Köpfe fallen, und der schweigende Wald wartet auf sein Geschick. — Wie ein graues Tuch hängt der Himmel über der toten Welt, ein Windhauch bewegt die fragenden Kronen der Bäume, dann tropft es zur Erde, tropft und rinnt, und rieselt endlich als triefender Schleier unaufhaltsam hernieder.

Wir Norddeutsche kennen Regentage und ihren Trübsinn. Aber wir kennen auch ihre Variationen, wie oft trieb uns der heulende Nordwest mit klatschenden Regenböen hinter unserm Regenschirm vor sich her und sprang lachend, um die nächste Ecke sausend, dahin. Da war noch Kraft und Ausdruck. Hier bleibt es stumpf das Gleiche. Mit bleischweren Gliedern erwacht der Tag, wallend rinnt es hernieder, bis die Welt wieder ins nächtliche Dunkel versinkt. Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat das gleiche Bild. Wer, wie der Soldat ganz in der Natur lebt, kann diese ungeheure Melancholie, die kein fröhlicher Farbenblitz unterbricht, die durch nichts in ihrer unendlichen Traurigkeit gestört wird, ermessen; der Städter, der sich in solcher Zeit zu den Darbietungen der Kultur flüchtet, weiß davon nichts.

Erst nahm man den flandrischen Winter nicht so tragisch. Es fror ja nicht, es schneite nicht, es war nicht einmal rauh. Erst später begreifen wir den furchtbaren Ernst der unheimlichen Beharrlichkeit, mit der sich die triefenden Tage folgen. Allmählich sehen wir den richtigen Feind, der schlimmer ist als Kugeln und Granaten, der uns zum Nachdenken und dann zum Handeln zwingt, dem wir unsern ganzen Trotz und Willen entgegenstellen müssen, wollen wir nicht untergehen. Untergehen im wahrsten Sinne des Wortes, denn was in den langen Wochen und Monaten der fleißige Spaten gebaut, was tätige Hände geschaffen, unter der Wucht des feuchten Elementes bricht das Geformte zusammen:

„Staunend sahen wir und bewundernd unsere Werke untergehen." Nur daß sich schließlich niemand mehr wundert, weil man selbst zum Wundern zu stumpfsinnig geworden ist, sondern es gelassen hinnimmt, daß Erdscholle auf Erdscholle klatschend herunterbricht, wohlgebaute Anlagen dem Druck des feuchten Erdreichs nachgebend, zusammenfallen, und sich alles,

was man bisher als Stellung bezeichnet hat, in einen gewaltigen, allgemeinen Morast verwandelt. Dabei goß es von morgens bis abends, außerdem noch des Nachts. Einfach zum ..... nein lieber nicht.

Leser, lieber guter Leser, der Du gerade am Rathausmarkt auf die Bahn wartest, weil es regnet — Du mußt natürlich warten, weil die Bahn voll ist, das schadet Dir aber gar nichts — lieber Leser, weißt Du was Morast ist? Nein, Du hast keine Ahnung, aber Du mußt es wissen, damit Du ermessen kannst, was es bedeutet, Soldat im flandrischen Winter zu sein. Das ist nämlich eine furchtbare Schw ....., ach verzeihe, aber es ist es wirklich.

Eines Abends lege ich mich schlafen. Es regnet immer noch. Es leckt durch. Als man noch Zivilist war, regte es auf, wenn der gute Nachbar oben die Badewanne überlaufen ließ und im besten Zimmer ein feuchter Fleck an der Decke erschien. Entrüstet verlangte man vom Hauswirt die Neudekoration des Zimmers.

Über solche Anschauungen lächelt man. Lächle ich, weil es nämlich bei mir auch durchleckt. Ich kann absolut nicht einschlafen, in der einen Ecke tickt ein Tropfenfall unaufhörlich: Punkt, Punkt, Strich, Punkt, Punkt, Strich, . . —, . . —, . . —, von der Mitte der Decke tropft es viel nervöser: Strich, Punkt, Punkt, Strich, Punkt, Punkt, — . ., — . ., — . .

Wie ich gerade nachdenke, was aus diesen Morsezeichen noch herauskommt, fängt plötzlich die Ecke links an: Tupp, tupp, tupp, tupp, tupp, ... immer schneller, immer lauter, bis es schließlich mit einem unaufhaltsamen drrrrrrrrrr .....mitten ins Zimmer prasselt. Nein, das ist ja furchtbar, was tun? Andern kann ich ja allerdings nichts. Wieviel Kubikmeter Wasser können bis morgen früh hereintröpfeln? Na, das Bett wird wohl nicht wegschwimmen, also weiterpennen. — Am nächsten Morgen war schon Wellenbewegung auf dem Fußboden zu beobachten.

Aber das ist ja alles noch Kinderspiel. — Man muß den Schützengraben gesehen haben, um zu ermessen, was Durchhalten im flandrischen Winter bedeutet. Schon in den Zugangswegen steht das Wasser 1 Meter hoch. „Das muß man gesehen, das muß man erlebt haben, da muß man hineingetreten sein", ruft der Ausschreier auf dem Hamburger Dom.

— Aber man steht schon mitten darin, man verlangt gar nicht mehr, und doch kommt es noch ganz anders. Der schwere Lehmboden hat sich in einen fetten Morast aufgelöst, in dem jeder rettungslos versinkt. Wer durch muß, muß sehen, daß er das eine Bein noch wieder herausbekommt, ehe er bis an die Hüften einsinkt. Dann kommt das nächste dran. Von Schützengraben — überhaupt keine Spur, unsere ganze Linie hat sich in einen ungeheuren Schlammklumpen gewandelt. Der Zustand ist gar nicht ungefährlich. Erst vor einigen Tagen waren von einer Pionier-Kompagnie bei S. drei Mann in solchem Morast versunken und konnten nicht gerettet werden. Im Morast erstickt. Ja, so einfach ist der Krieg nicht, es handelt sich nicht immer um Geschosse, auch das Wetter fordert Opfer. In diesen Morastburgen wohnen unsere Kerls. Nein, wie die aussehen. Wie mit flüssigem Braunkuchenteig überzogen. Die meisten der Unterkunftsräume stehen bis an die Decke unter Wasser oder sind voll Schlamm gelaufen, und wenn jemand einem zumuten sollte hier einzuziehen, müßte man ihn eigentlich für wahnsinnig halten. Und doch müssen Stollen ausgepumpt und gereinigt werden, um die Leute unterzubringen. Es muß sein. Trotzdem fällt das eben neu Errungene wieder zu, Eingänge, die eben neu geschaffen, sind über Nacht verschwunden, und Eile ist geboten, die Leute aus ihrem feuchten Grab zu befreien. Zum Verzweifeln. Die Not steigt, und eines Tages bleibt nichts anderes übrig, als auf den Graben zu flüchten, will man nicht von den getürmten Schlammbergen sich einschließen lassen. Trotz drohender Kugeln in voller Größe dem Gegner preisgegeben, aber es ist das einzige Mittel, sich des völligen Unterganges zu erwehren. Und siehe da, auch da drüben ist man gerade dem feuchten Elend entstiegen, und anstatt mit Patronen und Gewehr steht Freund und Feind sich lächelnd mit Eimern und Pumpen gegenüber. Da weiß jeder, drüben ist die Schweinerei genau so wie hier. Und nun wird geschaufelt und gepumpt, geschöpft und gegraben, und in hohem Bogen fliegt das Wasser über die Böschung, sodaß man vor dem Schlimmsten bewahrt bleibt. Wie eine Art Waffenstillstand sind diese Wochen, bis 10 Uhr morgens arbeiten beide Parteien oben, von 11 Uhr an ist wieder Krieg, da klettert jeder wieder in die Wasserfestung zurück. — Und dann kommen wieder Kugeln und Granaten. So gehts Tag für Tag. Aber schon bei diesem stillschweigenden

Übereinkommen merkt man die Unzuverlässigkeit der Franzosen. Symptomatisch für die Beurteilung Frankreichs als einen Bundesgenossen. Solange von beiden Seiten oben auf der Deckung gearbeitet wird, fällt es bei uns natürlich keinem Menschen ein zu schießen; werden wir ungestört gelassen, halten wir auch Ruhe und fühlen uns wie durch einen Vertrag gebunden. Anders der Franzmann. Acht Tage geht es gut. Dann ist es dem einen, dann dem andern zu verlockend. Es fallen Schüsse, vereinzelt, nicht auf Kommando. Aber sie fallen und treffen zuweilen, und gestern war einer und heute schon wieder ein anderer von uns verwundet. — Nur weil so ein verdammter Lümmel da drüben nicht lassen kann, was wir aus gegenseitiger Rücksicht unterlassen. Natürlich gibt's bald eine gegenseitige Schießerei, und wir müssen die Arbeiten oben auf der Deckung einstellen. — Ich bin überzeugt, die Franzosen sagen, wir haben Vertrauensbruch begangen. Was unsere Gegner unter heftiger Entrüstung kritisieren, ist ihnen selbst ja selbstverständlich erlaubt. —

Und es regnet weiter. — Mit schweren Wolken kommt ein Morgen nach dem andern heraufgezogen. Die Tage der Sündflut scheinen wiedergekehrt. Eines Mittags ist der Höhepunkt. Der Fernsprecher geht ununterbrochen: „Hier zehnte Kompagnie, die Küche ist eben zusammengebrochen, wir können nicht mehr kochen." „Hier elfte Kompagnie, unsere letzte Pumpe ist eben im Schlamm versunken, können wir noch eine neue Pumpe haben, sonst ertrinkt alles." „Hier zwölfte Kompagnie. Wir haben keine Leuchtpistole mehr. Die letzte, die wir noch hatten, ist in den Morast gefallen und spurlos verschwunden." — Unterstände fallen ein, über den einstürzenden Decken klatscht der Morast in die Tiefe. Fernsprechverbindungen zerreißen, keine Möglichkeit sie bei Tage in Ordnung zu bringen. Wie gefangen sitzt unsere elfte Kompagnie in ihren Lehmhaufen eingeschlossen, erst bei Dunkelheit können sich die Leute herauswagen und quer über das Feld gehen, um Essen zu empfangen. Dazu versinken unsere Wagen, die abends neue Zufuhren bringen, in den grundlosen Wegen und müssen vierspännig herangeschleppt werden. — Wasserwagen brechen die Achsen, und wenn das Wasser nicht kommt, kann wieder nicht gekocht werden. Und überdies geht eben ein Wolkenbruch hernieder, daß die vielen tausend Ratten, die sich von unserm trüben Dasein mästen, eilig ihre Löcher aufsuchen.

Und trotzdem gibt es immer noch Humor. — Gestern treffe ich einen Mann, der läuft mit aufgekrempelten Hosen und nackten Beinen umher und stochert mit seiner Schaufel im Unergründlichen.

„Hier ist dat wesen," sagt er, da sind gestern Nacht seine Stiefel stecken geblieben. Heute bei Tage gräbt er sie wieder aus.

Vor kurzer Zeit war als Musketier ein in Hamburg wohlbekannter Landrichter zum Regiment herausgekommen. Nach seinem Namen gefragt, antwortete er zuerst immer: „Landrichter Dr. H." statt Musketier H. Eines Abends versinkt er rettungslos im Schlamm. Er ruft um Hilfe, niemand hört, es ist stockdunkel, und er kann sich nicht allein befreien, da er schwer bepackt ist. Er sinkt weiter und weiter. Er ruft wieder: „Rettet mich, rettet mich; rettet einen deutschen Soldaten." Das wird gehört.

„Wokein mokt hier son Skandol?" ruft eine Stimme in der Nähe. „Hier Landrichter Dr. H." — „Na," sagt einer der Herbeieilenden, „denn möt wi woll unsern Landrichter ut'n Schid holen", das gelang denn glücklicherweise.

Am meisten freuen sich die Kerle, wenn ihre Vorgesetzten auch in dem „Schid" herumwateten. Wenn unser Hauptmann mittags triefend aus der Stellung kommt, dann stößt einer den andern an und sagt: „Du, uns Hauptmann is hüt wedder fin in'n Schid west."

Und inmitten des Ringens mit den Elementen ist plötzlich eines Abends der Weihnachtsabend da, und trotz aller hochgetürmten Schlammberge, trotz aller Wasserbäche und triefenden Räume klingen die altbekannten Weihnachtslieder aus den Unterständen. — Kleine Tannenbäume haben sich die Leute gemacht, die stehen lichtgeschmückt auf den Tischen, und während die Jungen den heute gelieferten Getränken lebhaft zusprechen, sitzen die Älteren stiller auf den Bänken und starren in die Lichter, die ihnen Heimatgrüße dünken. Und manch einer mag die Frage an das Schicksal stellen, wie lange die Menschheit noch mit Blindheit geschlagen ist.

Es passiert nichts. Auch drüben denkt niemand an militärische Weihnachtsüberraschungen, die Fehlschläge der vorjährigen Weihnachtsoffensive standen wohl noch zu deutlich im Gedächtnis. — Doch, eine kleine Überraschung gab's. Am Nach-

Maschinengewehrwagen bei Ayette

15-cm-Langrohrgeschütz in Feuerstellung bei Ayette

Croiſilles, Unterkunftsort des Feldlazarettes der 111. Inf.-Div. 1915/1916

Kirche in Ficheux

mittag des ersten Feiertages, es hatte gerade aufgehört vom Himmel zu strömen, erscheinen plötzlich zwei französische Flieger. Sie warfen einige Bomben, um sich bemerkbar zu machen, dann führen sie Sturzflüge aus. Immer toller, immer verwegener, ganz staunenswerte Leistungen. Echt französisch. Da keine militärische Operationen stattfinden, kommen die Luftkünstler. Als wenn sie rufen: „Seht an, bei den Deutschen rührt sich nichts. Seht uns an, sind wir nicht großartig, sind wir nicht bewundernswert. Ja, ihr armen Soldaten, die ihr da unten im tiefen Wasser sitzt, ihr gehört einer großen Nation an. Ihr seid die Auserwählten, euch zu Ehren machen wir unsere Stürze, vive la France, vive la grande Nation.“ Und sie überschlagen sich gleich dreimal hintereinander. Die armen kleinen coucous berauschen sich und klatschen in die Hände und vergessen die Öde des Schützengrabens. — So macht der Franzose Stimmung. Als die Flieger in der Ferne verschwinden, gießt es schon wieder.

Bei den Leuten ist natürlich große Aufregung über diese Vorführung, die meisten hatten noch keine Sturzflieger gesehen. Einige stehen und gucken immer noch, als sie schon längst fort sind.

Als die letzten kopfschüttelnd weggehen, meint einer: „Düsse Koboldschütters, de könt mi lang inloden, dor fohr ick nu doch nich mit.“ Das finden die Andern auch, Sturzflieger will keiner werden.

Des Jahres letzte Abschiedsstunde liegt schwarz und tränenreich auf unserer Welt. Wie manches Auge möchte in die Zukunft blicken, wie mancher möchte wissend sein, was kommen wird nach all dem Schrecklichen. Die schwarze Undurchdringlichkeit läßt sich nicht fragen, der Augenblick, der eine Frage an das Schicksal frei hat, kommt nicht mehr. — Nur Tränen strömen hernieder und netzen all die tausend Hügel, die sich über Gräbern wölben, und wollen die Blutfackel löschen, die das vergehende Jahr lodernd zurückläßt. Doch der Brand frißt und frißt und nimmt kein Ende, und unter dem Krachen der Geschütze und dem Prasseln des Gewehrfeuers begrüßt das neue Jahr die irr gewordene Erde. Wann ändert sich das wilde Spiel?

Nach dem Salut, mit dem das neue Jahr begrüßt ward, ist's wieder still. Wenn die Posten auf- und niedergehen, oder

von einem Bein auf das andere treten, quatscht das Wasser unter den Füßen. — „Heurst du wat?", fragt der Gefreite beim Doppelposten 2 seinen Kameraden, den Landwehrmann. „Ne, ick gleuv, de Kirls da dreuben sünd all versopen," meint dieser. So still ist's, nur der Regen rauscht bis der Tag bleicht, der erste Tag im neuen Jahr.

Gleich in den ersten Tagen wird hinter unserer Linie ein Flugzeug abgeschossen. Zwei Engländer sind darin, der eine schwer, der andere leicht verwundet. 2 Knaben fast, denen der erste zarte Flaum um die Oberlippe spielt, deren blasses Antlitz jetzt auf dem weichen Boden der Erde ruht. Was wollen diese Kinder im Krieg? Ein Stöhnen drängt sich über die Lippen des einen, und hinter seinen geschlossenen Augenlidern spinnt wohl der letzte Traum eine goldene Brücke zu den meerumrauschten Gestaden der nordischen Heimat. Nichts hilft dir mehr, zarter Knabe, der du den kühnen Flug des Ikarus gewagt, unentrinnbar sinken des Todes Schatten herab. Du kamst zu früh zum rauhen Handwerk des Mars.

Auch hier gibt's wieder typisches. Beide Jünglinge sind auf das Eleganteste gekleidet, ausgerüstet wie zu einem Sportturnier im Hyde-Park. Aber hier ist kein Sport, hier ist Krieg. Das ist dem Engländer unbegreiflich, den rauhen todesbittren Ernst des Krieges hat stets ein anderer für ihn erlitten, bis jetzt gab's nichts, das ihn zwang, den Sport zu streichen, jenen Sport, der ihn so wunderbar befähigt hat, auch die Schwierigkeiten des Lebens zu überwinden. Aber es gibt eben größere Aufgaben, für die der Sport nicht mehr ausreicht. Das will der Engländer innerlich nicht zugeben. Für Schwierigkeiten ist ein Mann der Verantwortung bestellt. Der ist ja dafür da, daß die andern ungestört ihres Weges gehen. Versagt dieser, wie er bei einem Zeppelin-Angriff versagen muß, wird unter Entrüstung ein neuer Mann gefordert. Der Engländer kennt keine Verhältnisse, die der Verantwortliche, mit allen Mitteln der Macht ausgestattet, nicht überwinden könnte. Die splendid isolation hat England am wenigsten bewußt gemacht, daß der Tag kommen kann, an dem, als größter Witz der Weltgeschichte, Form gewordene Ideen des Menschenhirns den Erfinder der größten Gedanken wahllos auf die Knie zwingen können.

Vor einigen Tagen haben uns die bayerischen Pioniere verlassen, die unserm Regiment zugeteilt waren. Schade, wir hatten

uns gut mit ihnen angefreundet, und geschafft haben sie wie die Teufel. Es waren aber auch Mordskerle, ich möchte nicht im Bösen mit ihnen zu tun haben. — Nur wenn bayrisch Bier erwartet wurde, waren sie wie die Lämmer. Verstehen konnten unsere Leute die Bayern erst gar nicht, sie harten ein tolles Deutsch zusammen. Militärisch waren sie äußerlich wenig, aber Schneid hatten sie, Donnerwetter, ganz famos.

Im gemeinsten Matschwetter kam gestern ein kleiner Ersatz-Transport an. Viele junge, frische Leute dabei, aber auch eine Reihe älterer Landstürmer, die vom Krieg noch nichts gesehen hatten. Wie sie dastehen und ihr Schicksal betreffs Verteilung erwarten, werden heftig einige Flieger beschossen. Singend zischen die Granaten in die Luft, um hoch oben prasselnd zu zerplatzen. Erstaunt und verschüchtert folgen die Blicke der Landstürmer den Flugzeugen. — Ich rede eine Gruppe dieser Nordmärker an und meine: „Na, das ist ja famos, daß Sie nun auch gekommen sind. Hier ist es doch viel schöner als zu Haus, und nun bekommen Sie doch endlich mal etwas vom Krieg zu sehen. Da muß man doch dabei gewesen sein." — Verlegenes Schweigen. Die Augen sahen innerlich das Schleswiger Haus und nicht den Krieg. Endlich erwidert einer schüchtern: „Jä, jä, et bümmert hier aber." Allgemeines Lächeln. — Ich tröste ihn damit, daß das „Bümmern" gerade das Schönste im Kriege sei. So ganz leuchtet ihm das noch nicht ein, hoffentlich wird er es noch lernen. —

Einige Tage kommen, wo hier und da sich das Gewölk verteilt, und der Sonne flüssiges Gold ins Land fließt. Aber nur für Stunden, dann zieht's wieder dunkel herauf. Doch die wenigen Lichtstunden genügen schon, wie auf das Klopfen eines Zauberstabes heben die Schneeglöckchen ihre Köpfchen hoch in den halbverschütteten Gärten von Ransart und nicken den Leuten freundlich den ersten Frühlingsgruß. Und aus der Umgebung zerfallener Mauern tragen die Leute sie fort, sorgsam in Töpfe und kleine gezimmerte Holzkästchen verpflanzt als Zierde der Unterstände. Hier stehen sie nun fast vor jedem Eingang, und allen, die kommen und gehen, flüstern sie leise ins Ohr: „Es kommen bald bessere Tage."

Aber noch ist es nicht so weit, denn seit gestern gießt es wieder. Nein, wie es bloß gießt, wie es gießt. Aber bessere Tage kommen doch.

19. Erwartung.

Juli 1916.

„Du, Korl, wenn du nu op Urlaub fohrst und bi din Fru oppn Sofa ſitten deihſt und mit een Mol is Freeden: Wat mokſt du denn, Korl?" Korl wiegt den Kopf hin und her, ſchnubbert in die Luft, ſieht nochmal nach dem Gegner über die Bruſtwehr, ob da vielleicht ſchon Friedensfahnen wehen und ſagt nach einigem Beſinnen: „Jä, weeßt du, denn bliev ick glieck tohus". — „Nee," ſagt der erſte, „denn kumſt gau wedder trück, denn du mußt doch mit intrekken: Überhaupt allens mutt mit intrekken, ſon Barg Suldoten möt wi ſin und all op en Mol, datt de ſick bannig verwunnern". — So ſprechen die Leute vorn beim Unteroffizierspoſten. Die Friedensgedanken, von denen in der Zeitung die Rede iſt, ſpuken in ihren Köpfen weiter und treiben dort ſeltſames Weſen. Frieden iſt ein Zauberwort, das bei dem einen hochfliegende Pläne weckt, bei dem andern einfachere Wünſche regt, überall blitzt es in den Gedanken auf, als wollten die Farben des Lebens wieder zu leuchten beginnen, und doch bleibt es nur bei Phantaſien. Vom Frieden ſelbſt iſt nichts zu finden, eben knallt es ſogar ganz hübſch von drüben, daß man noch den Kopf ſchnell wegſtecken muß. Die Engländer lieben die vorgeſchobenen Poſten nicht beſonders. Neulich haben ſie unmittelbar vor dem Drahtverhau ihren Patrouillenführer verloren. In einer leicht vom Mond erhellten Nacht erſchien plötzlich, unmittelbar vor dem Doppelpoſten 3 eine etwa 6 Mann ſtarke Patrouille, die ſich auf den Anruf des Poſtens ſofort auf den Boden warf. Nur einer kniete, wohl um zu ſehen, wie ſich die Lage entwickeln würde. Der aber hatte nicht mit dem kleinen Gefreiten von der 10. Kompagnie gerechnet, der wohl wie ein Soldat aus dem Weihnachtsmärchen ausſah, deſſen Gewehr aber ſo grauſam ſchoß, daß der noch Wartende beim erſten Schuß zu Boden ſank. Als man ihn hereinſchleppte, wurde entdeckt, daß man einen Offizier gefangen hatte, den Führer. Und nun kam wieder etwas Seltſames zutage, einerſeits der Typus des Herrenmenſchen, dem die Welt untertan war, andrerſeits die ganz primitive Weltkenntnis dieſes Weltmenſchen. Er war Oxford Student, ein hübſcher 20jähriger Jüngling jenes Raſſetyps, von dem man einſt ſo manchen zum Freund hatte. Nun lag er in dem Sanitäts-Unterſtand mit

einem schweren Bauchschuß und erwartete die Behandlung des Arztes als etwas Selbstverständliches, das ihm zukam. Aber bei jeder Handreichung fragte er nach dem Zweck dieser Maßnahme, und das Mißtrauen, als ob ihm absichtlich Schaden zugefügt werden sollte, sprach aus seinen Augen. Auf meine Frage nach militärischen Dingen glitt das erste Lächeln um den festgeschlossenen Mund, es sprach jemand Englisch mit ihm. Und doch glaubte er noch an Böses. Ob ich sein Geld wollte. Waren wir Räuber und Banditen? Hatte er nie gehört, daß es auch außerhalb Englands Kultur und Menschen gab? Und da er es noch nicht wußte, erfuhr er es in seinen schwersten Stunden. Im Ruhequartier wurde er operiert, täglich kamen dann einige an sein Krankenbett. Und schließlich diktierte er mit halbverschämtem Lächeln auf eine Karte: „Oh, dearest mother, did you know how kind they are ....." Ob sie es wirklich glaubt? Kaum. Auf einem Grabkreuz unseres Friedhofes steht geschrieben:

Hier ruht:
Allan Wigget, 2. lieutenant, 13. Kings Royal Rifles.
Verwundet ... gestorben ...

Ein Engländer unter unsern Toten. Und doch welkt ein Kranz auch auf diesem Grabe. —

Die Tage rieselnder Wasserschleier sind inzwischen längst vergangen. Sonnenstrahlen umspielen lichtbekränzte Bäume, und weit im Umkreis winken des Frühlings leuchtende Blüten. Gleich in den ersten schönen Tagen haben wir die Ehre des Besuches Sr. Magnifizenz des regierenden Bürgermeisters von Hamburg. Vorbereitungen wurden getroffen, die die Einwohner bestaunen. Als sie hören, der Bürgermeister käme, haben sie ein mitleidiges Lächeln. Sie erinnern sich wohl ihres alten, ausgetrockneten Maires, dem sie im ganzen Leben noch keine Ovation zugedacht haben. So bleibt nichts anderes übrig, um die Bedeutung dieses Besuches in das richtige Licht zu setzen, als daß wir den Einwohnern mitteilen, — S. Magnifizenz verzeiht wohl — Monsieur Poincaré d' Hambourg käme. Woraufhin selbst die Einwohner ihren Sonntagsstaat anlegten. Nur wird von dieser Aufmerksamkeit S. Magnifizenz nicht sonderlich viel bemerkt haben, denn während des Rundganges sind die in unserm Dörflein noch niemals gesehenen Senatsdiener der Gegenstand derartiger Bewunderung, daß die Grüße unserer Be-

wohner nicht S. Magnifizenz, sondern nur den Silberbetreßten gelten, was diese mit der Miene und Grandezza bedeutender Beamten entsprechend erwidern. — Blaue, lauwarme Abende führen uns dem Sommer entgegen. Die Wunder der neuerwachten Natur vertreiben das Denken an Krieg. Wie eine Märchenstadt schimmern die Ruinen von Ransart im gleißenden Mondlicht, und im Schloßpark tanzen die Elfen beim Flötenspiel der Nachtigall. Wie manchen Abend lauschen wir in unserer Grube im Hohlweg, wo die Geranien durch die Nacht leuchten, den weichen, vollen Tönen des gefiederten Sängers, der unentwegt sein Preislied singt, ob auch der Wald vom Donner der Granaten rollt. Die Zeit der Mohnblüte und goldenen Luzinen kommt heran. Wo es nicht möglich war, den Boden zum fruchtbringenden Acker zu wandeln, flammt hier ein Rubinteppich im tiefsten Rot, dort füllt sich eine Mulde mit goldgelben Sternen. Und wenn die Pferde freudig hindurchreiten, winken sie zitternd 1000 Grüße nach. — Ein wonnigblauer Himmel wölbt sich über einen Gästeabend im Kasino. Farbige Lampions schweben über dem Rasenplatz, wo sich eine fröhlich gestimmte Runde in buntem Durcheinander gruppiert. Die farbigen Lichter verlöschen allmählich, bis eine einzige Kerze am Klavier, das man herausgeschafft hat, durch die Nacht glüht. Tiefe Schlagschatten huschen geisterhaft über den Hof. Da verstummt plötzlich jedes Gerede und jede Bewegung, wie gebannt steht alles im Kreis des zitternden Lichts, denn gerade hebt wundersam süß die Violine das Lied an: „Oh, du mein holder Abendstern", und zwar in dem Augenblick, als der Abendstern selbst leuchtend klar hinter den Bäumen hervortritt und wie ein glanzvolles Symbol die dämmernden Farben des Himmels überstrahlt. Die Begleitung des Klaviers fällt ein, und die tiefen, liebeglühenden Cellotöne schluchzen und zwingen jedes Herz in den Bann dieser Schönheit. Nur die Köpfe der Musiker nicken hin und her, das Kerzenlicht fällt hier und da auf das begeisterte Antlitz der Spieler. Dann erlischt es im Schweigen der Nacht.

An jenem Abend ahnte unser Kamerad Schacht, der die erste Kompagnie führte, noch nicht, daß hier ein Abschiedskonzert gegeben ward. Zum letzten Mal wurde gespielt — für ihn: 3 Tage später trifft ihn im „Jungfernstieg", wie ein Verbindungsweg zur Stellung bezeichnet ist, die Kugel eines

Schrapnells. Hilft ihm nichts, daß er sich blitzschnell zusammenduckt, die Kugel ist doch noch schneller. Und als ihn sein Begleiter zum Weitergehen auffordert, da bleibt er stumm am Graben angelehnt, weil er nun von dieser zweiten Heimat nicht mehr lassen kann. Weil er für immer hierbleiben will.

Es ereignet sich überhaupt allerlei Düsteres. Da schlägt eines Nachmittags im Werk Erbprinz eine Granate unmittelbar vor der Telegraphenstation ein. Wie oft ist Werk Erbprinz in dieser Zeit das Ziel der Gegner, wie oft hat sich jeder aus dem breiten Mittelweg, der sogenannten Strandpromenade, geflüchtet, wenn rums, rums, rums plötzlich die Schrapnells herüberzischen, oder wenn gurgelnd und gluckend die 15 cm sich heranschlängeln. Diesmal ist's gleich beim ersten Schlag. Dem einen kostet es den rechten Arm, dem andern das linke Bein. Mit seinem blassen Gesicht und den blauen Augen liegt der Junge, Tonndorf heißt er, in der Krankenstube und hofft, daß ihm das Leben gnädig sei. Und dann kommt der famose Stabsarzt D. und schüttelt den Kopf und findet den Gasbrand im andern Bein. Und es hilft nichts, daß der arme Kerl bittet, ihn doch sterben zu lassen. Das andere Bein muß auch abgenommen werden. Als er erwacht, findet sich der sonst so stattliche Jüngling als lebende Ruine, klein und verstümmelt in seinem Bett. Und wie der Menschheit ganzer Jammer über ihn hereinbrechen will, da legt ihm der Kommandeur das Kreuz von Eisen auf die Brust. Da leuchtet der ermattete Blick auf, der Nacken spannt sich. Nun will auch er leben, der ganzen Welt zum Trotz. Und selig träumt er vom kommenden Frieden.

Im zartesten Blau glänzt der Morgenhimmel über den Blüten des Frühlings. Im weichsten Seidenton schwingt der Äther seine Unermeßlichkeit. Fliegerwetter. Wir sehen mehrere unserer Maschinen feindwärts fahren, jetzt kreuzen sie über der Linie, einige kommen zurück. Sehnsuchtsvoll steigen die Blicke der Staubgeborenen in die leuchtenden Höhen. Jetzt windet sich ein Doppeldecker in leichten Kurven hoch über uns, jetzt fängt den Gleitenden das unendliche Luftmeer und führt ihn sanft und behutsam heim. Wer so fahren könnte. Doch was ist das! Ein deutscher Flieger nähert sich in rasender Fahrt. Die Häscher sind ihm auf den Fersen. Drei englische Flieger folgen. Immer näher kommen die Verfolger. Unser Flieger fährt weiter, immer geradeaus, ob er nicht steuern kann? Warum ent-

zieht er sich nicht der Übermacht? Jetzt sind die Engländer heran. So ähnlich sind in der Höhe Flugzeuge den Vögeln, daß man die Jagd großer Raubvögel zu sehen vermeint. Jetzt sitzen sie der Beute im Genick, eins unmittelbar dahinter, die andern an beiden Seiten. Und knatternd prasseln die Maschinengewehre der Gegner. Drei gegen einen. Der Deutsche antwortet nicht, er fährt noch geradeaus. Die andern hinter ihm. Wieder knattern die todspeienden Gewehre. Dann geschieht das Entsetzliche. Wie eine Sirene heult es durch die Luft. Pfeifend saust ein weißer Pfeil vom Himmel. Ein langgezogener, weißblauer Schweif zeichnet den Weg. Noch einmal will das weite, weiche Luftmeer ihm helfen. Vergebens. Er taumelt. Jetzt gehts den Weg zur Tiefe im Todessturz. Der brausende Motor steht still, eine zuckende Hand zeugt, daß Lebendes zur Erde fuhr. Dann raucht und schwelt nur ein Trümmerhaufen. Zwei Tote, zerfetzt schon vom Feuer der Maschinengewehre. Einer von ihnen war zum ersten Male ausgefahren. Die Erde hat ihren Ikarus gefordert. Hoch oben im blauen Licht gaukeln drei Windvögel. Ihr Opfer ruht.

Aber auch freundliche Momente sind uns beschieden. Denken wir an die schönen Abende, an denen auf unserem Sportplatz Fußball gespielt wird. Hunderte verfolgen mit angespannter Aufmerksamkeit die Spieler, bis plötzlich der Ball den dicken Musikern von der Regimentsmusik an den Kopf fährt, oder zum Gaudium aller der immer interessierte Zahlmeister Witt fast umgerannt wird. Eine erstklassige Wettspielmannschaft haben wir uns herangebildet, und ihr zum Ruhm und Dank, nachdem sie mit 5:2 die Mannschaft des einen Bat., mit 3:2 die überaus gefürchtete Mannschaft eines andern Bat., mit 6:3 das 2. Bat. geschlagen hat, unbesiegt ist, und im Augenblick keine Gegner findet, sie sei namentlich hier genannt:

Es sind: Feldw. Frahm, Vizef. Vietzen, Vizef. Stürmer, Uffz. Dünne, Gefr. Siemer, Kirchmeyer, Berger, Schumacher, Zurbrüggen. Musk. Arendt und der Torwächter Becker.

Wenn wir uns später der Tage erinnern, werden wir mit besonderer Freude der Abende gedenken, an denen wir dem Spiel unserer Fußballmannschaften zuschauen durften. Auch ein Sportfest wird gefeiert. Wettlauf, Stafettenlauf, Tauziehen, Hindernislauf, Turnen. An einem hellen Sonntag-Nachmittag, mit weit über tausend Zuschauern. Unter bedeutender Konkur-

renz werden die einzelnen Wettläufe ausgefochten, unser Nachbar-Regiment sitzt uns stark auf den Fersen und gewinnt manches Rennen. Als aber Fahrenholz den erstklassigen Hundertmeterlauf gewinnt, der kleine Möller die Riesenwelle am hohen Reck schwingt, da werden unter den Klängen der Regimentsmusik begeisterte Kundgebungen laut. Und die Frage tritt auf: Ist ein Volk, das nach fast zweijährigem Krieg soviel frisches Leben und Kraft aufweist, das trotz Krieg und Kriegsgeschrei im Spiel und Sport derartig fesselnde Bilder entwickelt und sie mit solcher Lust und Liebe betrachtet, überhaupt besiegbar? Sport und Krieg ist ein wichtiges Thema, schon heute möchte ich behaupten, daß unsere besten Turner und Spieler auch unsere besten Soldaten sind, wofür genügend Beispiele erbracht werden können. Eins sei besonders erwähnt. Uffz. Dünne, Turner und Stürmer in der ersten Fußballmannschaft, wurde einen Tag nach diesem Sportfest, bei einer schneidigen Patrouille gegen die Engländer, nachdem er mit seinen zwei Begleitern am englischen Graben 2 Engländer erschossen hatte, von den Gegnern abgefangen. Er kam nicht zurück. Das ist das Los unserer Besten.

Hiermit ward das erste Zeichen gegeben, daß die Lage sich verschärft. Schon seit Tagen donnern die Kanonen, und auch unsere Stellung steht unter beträchtlichem Eisenhagel. Es weiß jeder um was es sich handelt. Die englische Offensive kommt. Erhöhte Bereitschaft ist befohlen. Ich vertrete den Regimentsadjutanten und bin nach reichlicher Arbeit nach dem Frühstück etwas eingenickt, als der Fernsprecher läutet und mir

„Gasangriff Abschnitt Herzog Ernst"

durchgerufen wird. Ich glaube, ich habe in diesem Moment ein furchtbar dummes Gesicht gemacht. Mit diesem Augenblick tritt der Krieg für uns in ein neues, noch nicht gekanntes Stadium. Gasangriffe. Was bisher die Kugeln und Granaten über der Erde nicht vermochten, was durch den Minenkrieg unter der Erde nicht gelang, das sollte jetzt das tödlich schleichende Gift der Gaswolke erreichen. Und der ewig anhaltende Westwind war günstig für dieses Vorhaben. Gasangriffe. Weißgrünliche Wolken steigen auf von der Somme bis an das nordische Gestade. Wie die Dämpfe emporquirlen, da wissen wir, nun ist die Stunde da, wo der große Feind England zur Wahlstatt schreitet und schreiten muß, weil das zum Himmel rau-

chende Opferblut der Völker das eigene Opfer der alle beherrschenden, und alle in den grausigen Strudel treibenden Macht laut und unabweisbar fordert. Es dröhnt an den Pforten des Weltenschicksals, Millionen und Abermillionen Gefallener, Hingeschlachteter, Ermordeter, stehen vor dem geheimnisvollen Einlaß, donnernd schlägt eine Riesenfaust ans Tor, und zum Himmel gellt der eine, einzige langhallende Wutschrei: „England". Das Tor öffnet sich, England kommt. Aber Nebelheims Tarnkappe hat es aufgesetzt, und Loges giftbrodelnde Dämpfe treibt es vor sich her. Es zeigt auch jetzt nicht sein wahres Antlitz, aber wir wissen, die Stunde der Offensive ist da, und hinter den zischenden Strudeln steht England, unser furchtbarer Gegner.

Als aus den harmlos ausschauenden, feindlichen Schützengräben das erste Mal die grünliche Dunstwand herausquillt, fließt doch ein leichtes Grauen durch die Adern. Was steckt hinter dem Undurchsichtigen, das jetzt als breiter Nebelstreif sich lautlos heranschiebt, jetzt unsere Stellung erreicht und alles mit seinem giftigen Atem umhüllt? Hörte man doch Wunderdinge berichten, daß der giftige Hauch meilenweit das Leben völlig vernichtete. Und hielt das Gegenmittel, das der erfinderische Kopf der Heimat als schützende Gasmaske erfunden hatte? Die Erregung des ersten Augenblicks ist begreiflich. „Gasangriff", „Gasangriff" melden alle Stationen. Die Alarmglocken läuten, Leuchtsignale werden abgeschossen, Posten rennen in den Gräben, aus den Wohnstollen stürzen die Mannschaften. Im Nu hat jeder die Gasmaske auf. Wo ist das Gas? Und schon füllt die tödliche Wolke die Gräben, kaum daß der eine Posten noch den andern sieht, und immer von neuem hört man drüben das Zischen der geöffneten Gasbehälter, aus denen neuer, unheilbringender Stoff entweicht. Nach wenigen Augenblicken weiß jeder, die Maske hält, wir sind geschützt, und im grauenvollen Dunstkreis, in dem das nicht Gewappnete vergeht, steht unerschüttert unsere Front. Mit Blitzesschnelle hat sich der Alarm nach rückwärts verbreitet. Alle Glocken läuten. Was? Gasalarm? Wer meldet das? „Gasangriff Abschnitt X" „Abschnitt X verbinden". „Ja, Gasangriff aus feindlicher Stellung 93, 94, 95, sonst alles in Ordnung." „Danke."

„Nachbarregiment verbinden." „Hier Regiment D., eben wird Gasangriff auf unsere Front gemeldet." „Bei uns auch, also auf der ganzen Linie." „Bitte Brigade." „Brigade spricht

anderweitig." „Ortskommandantur." „Große Bagage Gasangriff ansagen." „Alle Pferde aus dem Ort heraus."

Draußen werden schon die ersten Pferde im Galopp aus dem Dorf geführt. „Hier Division, sagen Sie, wie steht es bei Ihnen?" Ich orientiere die Division. „Haben Sie Befürchtungen?" „Nein, vorläufig nicht." Abschnitt X verbinden: „Abschnitt X spricht mit Artillerie." „Hier Brigade, wie ist es vorn?" „Keine Verbindung im Augenblick." „Ja, bitte, sofort wieder anrufen."

In der Dorfstraße gehen die Einwohner, um den Ort zu verlassen. In der Hand ein kleines Bündel mit dem Nötigsten. Ein alter Mann trägt seine alte, kranke Frau. Mütter jammern um ihre Kinder. Schon füllt sich die Straße mit einem feinen blauen Dunst, und Chlorgeruch dringt durch die Fenster. Ununterbrochen läutet der Fernsprecher. Hier Abschnitt X, hier Brigade, hier Division. Jeder will etwas wissen, endlich kommt die Meldung von vorn: „Gasfrei." —

Ein Aufatmen. Und doch nur für Stunden. Abends wiederholt sich dasselbe. Wieder ein Rennen von Menschen und Pferden. Wagen bleiben auf den Landstraßen stehen, die Gespanne jagen im Galopp zurück, Fahrer schimpfen, was nicht ausweicht wird umgerannt. — Aber die Wolken ziehen vorbei, und immer noch steht das stumme Geheimnis der englischen Schützengräben vor uns. Kein Laut, keine Bewegung verrät Leben. Da kommt am Abend des 29. Juni die Meldung der Division: „Bereithalten für feindlichen Angriff." „Überläufer haben berichtet, daß morgen früh 5 Uhr Vorm. die Engländer auf der Front von Arras bis zur Somme angreifen wollen." Unwillkürlich sieht jeder nach der Uhr. Noch 5 Stunden Zeit. Also das Donnern der Kanonen beim Nebenabschnitt, das wir schon seit Tagen mit Sorge verfolgen, hat doch seine Bedeutung. Und eben dröhnt es mächtiger als je vorher. Höchste Gefechtsbereitschaft wird befohlen, Reserven werden eingesetzt, alles ist in der Stellung oder in deren Nähe. Die Nacht schleicht im Schneckengang. 3 Uhr. 4 Uhr. Bei uns Totenstille, nur beim benachbarten Gommécourt dröhnt es ununterbrochen. 4 Uhr 30. Fahl dämmert das Morgenlicht, unbeweglich hängen die Blätter zur Erde und warten auf den Tag. Der erste Windhauch schwebt heran. 4 Uhr 50 Totenstille. Ich sitze im tiefen Unterstand am Fernsprecher. Kein Zeichen irgendwelcher Erregung. 5 Uhr. Alles bleibt ruhig. Dieser

blödsinnige Überläufer hat natürlich Märchen erfunden. Die Aufregung ist also vergeblich. — 10 Minuten später wecken alle Apparate: Gasangriff Abschnitt E, Abschnitt F, Nachbarregiment in A., B., C., D. 5 Minuten später heult die Luft vom Feuer der Artillerie. Ob und was los ist, weiß keiner. Aber es geht los. Alle Batterien schießen. Nach 10 Minuten sitzen wir schon in einer so dicken Gaswolke, daß man nicht drei Meter weit sieht. Geschöpfe aus der Unterwelt scheinen diese vermummten Gestalten zu sein, die da umhertappen, als hätten sie keine Orientierungs-Organe. Einer ist dem andern unkenntlich geworden, die Gasmaske wird als Gegenmittel zu einer Art Tarnkappe und zur letzten Zuflucht, dieser Hölle auf Erden zu begegnen. Doch die Mittel der Gegner sind mit der Giftwolke keineswegs erschöpft. Eben meldet das Nachbar-Regiment starkes feindliches Patrouillen-Unternehmen nach einem Rauchangriff. Das vorgetriebene Gas ist dem Gegner genau so schädlich wie uns, es hindert Unternehmungen. Der in seiner natürlichen Sehkraft beeinträchtigte Verteidiger kann aber nicht unterscheiden, daß sich der Gasdunst unmerklich in eine Rauchwolke wandelt, unter deren Schutz plötzlich der Angreifer erscheint, um den auf diese Weise Getäuschten und Überraschten schnell in den Tod zu schicken. Ein Kampf Mann gegen Mann ist die unausbleibliche Folge, eigene schwere Verluste sind unvermeidlich. Mit Sprengkästen ist der Gegner eingedrungen, um die noch gefüllten Unterstände zur Explosion zu bringen. Schuß und Kolbenschlag hindern aber im letzten Augenblick das Entsetzliche. Die Engländer werden hinausgeworfen, im Drahthindernis an einer Stelle zeigen 7 Leichen an, daß der Eintrittspreis zu unserer Stellung nicht niedrig ist. Ein deutscher Offizier, der absolut einen Gefangenen einbringen will, rettet diesem vor der Wut der eigenen Mannschaften, nur unter Aufbietung aller Kräfte, das Leben. — Die Gasangriffe wiederholen sich. Aber die Leute haben Vertrauen und sind keineswegs verschüchtert. Einer meint: „Du Willie, de Ingelsch wölt wedder Bückels ut uns moken." „Dor könt se lang püstern", sagt der Angeredete, setzt aber doch lieber seine Maske auf.

Etwas komisches passiert auch bei dieser Gelegenheit. Die große Kirchenglocke aus R. hängt in der Nähe des Stabsquartiers. Aus dem Schutt des eingeschossenen Kirchturmes ist sie ausgegraben und hängt nun in einem provisorischen Gestühl in

majestätischer Ruhe länger als ein Jahr, da sie nur im Alarmfall geläutet werden soll. Nur die Phantasie spielt mit dem Gedanken, wie schön und feierlich die Glocke in dem grünen Waldidyll erklingen müsse, sollte die Stunde hierzu einmal kommen. Mit Ehrfurcht sehen alle Vorbeikommenden auf die gewaltige Glocke, nur einige Vorwitzige wagen mit den Fingern oder mit einem Stöckchen an den Glockenrand zu schlagen, um den Klang zu prüfen. Da kommt die Stunde des Alarms. 6 Mann sind nötig, um die Glocke in Schwingung zu bringen. Sie ziehen aus Leibeskräften. Wer aber beschreibt das Erstaunen, als die Glocke, deren gewaltiges, tönendes „bing, bong, bing, bong" man zu hören vermeint, ein elendes „bähuhu, bähaha, bähuhu, bähaha" ausstößt und wie ein kläffender Köter jault. Sie hatte einen Sprung.

Der nächste Tag wird bei uns recht unruhig. War das feindliche Artilleriefeuer während der letzten Tage, besonders während der Gasangriffe sehr empfindlich, so ward es jetzt äußerst heftig. Der linke Flügel steht seit Mittag unter schwerem Feuer. Seit einigen Stunden schießen die Engländer mit schweren Minen. Wißt Ihr daheim, was schwere Minen bedeuten? Nein, Ihr ahnt es nicht, wüßtet Ihr's, Ihr würdet nie wieder schreien, wenn Euch ein Stück Fleisch oder Butter fehlte. Kaum, daß man die Minen kommen hört. Wo sie niederfallen, graben sie sich erst in den Boden, dann reißt die Zentner-Dynamit-Ladung Löcher in die Erde, als sollte sie in 1000 Stücke zersprengt werden. Das Drahthindernis ist schon in Fetzen zertrümmert, der Boden gleicht einem Gebirge, Trichter steht neben Trichter, und immer krachen die Explosivstoffe und schleudern riesige Erdmassen hoch in die Luft. Was wird? Zweifellos bahnt sich der Gegner eine Einbruchstelle. Er will kommen. Mag er. Punkt 12 Uhr 30 schießen plötzlich alle Batterien mit höchster Feuerkraft auf die eine Stelle des Grabens. Trommelfeuer. Wir fordern Entlastung durch unsere eigene Artillerie. Da steigen schon die roten Alarmsignale zum Himmel „Sperrfeuer". „Sperrfeuer vor Abschnitt F." „Alle Batterien feuerbereit." Und nun kracht's auch unsererseits wie in der Hölle. — Da vorn aber sieht's doch anders aus. Vor dem furchtbaren Feuer sind die Leute in die Stollen geflüchtet, nur die notwendigen Posten stehen. Das heißt, sie stehen nicht, sie haben sich hinter der Grabandwand zusammengekauert, um dem Eisenhagel zu entgehen,

der links, rechts, vorn, hinten ununterbrochen einschlägt. Nur dann und wann huscht ein Blick über die Brustwehr in die Finsternis. Aber es ist zu dunkel, nichts ist zu sehen, als die umhertanzenden Sterne der zerspringenden Geschosse. Automatisch duckt sich der Körper des kühnen Spähers vor der Wucht der gewaltigen Explosionen; wer nicht schnell genug ist, wird an die Rückwand geschleudert oder sinkt getroffen zu Boden. Nur Landsturmmann Wiese II von der 2. Kompagnie steht in unerschütterter Ruhe und lugt in die Nacht. Wie er nachher sagt, war es zwar leichtsinnig, aber nach seiner Ansicht notwendig. Plötzlich ruft Wiese: „Die Engländer kommen." In diesem Augenblick springt das Artilleriefeuer an dieser Grabenstelle zurück, im gleichen Augenblick stürzen unsere Kerls aus ihren Stollen. Leutnant H. schießt das rote Alarmzeichen ab. „Wo sünd se, wo sünd se?" Nacheinander steigen weiße Leuchtraketen empor, Licht für wenige Momente. Aber es genügt gerade um die huschenden, springenden Gestalten da unmittelbar vor dem Graben zu entdecken. „Kiek, Korl, dor sünd se," ruft einer. „Minsch, de Ingelsch kummt, een, twe, dree, hurroh, hurroh, hurroh" und rums, rums, rums fängt das Knattern von unserm Gewehrfeuer an. Das sind die famosen Kerle der rechten Flügelgruppe. — Im gleichen Augenblick ist aber die Mannschaft an das Maschinengewehr gesprungen, und als die nächste Leuchtrakete aufzischt, da geht das unheimliche Rababababadabad dieser Mordwaffe auch schon los, und ein ununterbrochener Kugelstrom fegt über das Vorgelände. Auch von den andern Teilen des Grabens ist das Feuer aufgenommen. Die Reihe der Engländer stutzt, was noch am Laufen ist, wirft sich zu Boden und verschwindet in den riesigen Minentrichtern. Sowie sich einige Beherzte daraus erheben, jagt der Kugelstrom des Maschinengewehrs sie wieder in ihr Versteck. Nur einigen wenigen ist es gelungen, in unsern Graben zu kommen, gerade an einer Stelle, die eingeschossen und unbesetzt ist. Aber an der nächsten Schulterwehr werfen unsere Kerle Handgranaten um die Ecke, sodaß die Eindringlinge schleunigst Kehrt machen. Oben auf dem Grabenrand steht aber ein ganz wilder Pionier. Er schimpft und wirft Handgranaten: Ihr Schweinehunde, rums, Ihr Banditen, rums, Ihr Mistfinken, rums usw., hinter jedem Schimpfwort kracht die Handgranate. Da laufen sie, springen sie in die Nacht zurück, und hinter ihnen klatscht die

Riesenpeitsche der Maschinengewehre. Die haben für heute genug. Am nächsten Abend liegt der weiße Leitfaden wieder bis zu unsrer Grabenwand. Die alten Bilder griechischer Mythologie werden wieder lebendig. Wie Theseus einst auszog und im Irrgarten des Palastes, in dem der Minotaurus hauste, nur durch Wunderfaden der Ariadne seine Rückkehr sicherte, so legen gewandte englische Patrouillen durch den Irrgarten der Minentrichter und Drahthindernisse ein weißes Band, das sie in ihre eigene Stellung nach ihrer Unternehmung zurückweist. Dazu kommt es aber auch dieses Mal nicht. Unsere Kerls passen auf wie die Teufel. Beim ersten Anzeichen des Herannahens der Patrouille prasselt unser Feuer so lebhaft, daß unsern englischen Vettern die Lust vergeht. Sie kommen nicht wieder. — „Wat", sagen am nächsten Tag die Leute beim Unteroffizierspoſten, die im tollsten Feuer aushalten mußten, „wie süllt afleust warn, nee, dat is nix, wie möt erst de Jngelsch nochmol fix op de Bür kloppen." — Die Kerle sind einfach großartig, haben ihre Sache ganz famos gemacht. Aber Opfer hat's auch gekostet, und mancher brave Kerl wird zur letzten Ruhe bestattet. Auch unser junger Kamerad Leutnant Otten. —

Nach diesen mißglückten, englischen Unternehmungen ist aber keineswegs Frieden. Die Hochspannung bleibt, die schwerste Stunde des Weltkampfes will ihre Zeit haben. Vor G. ist augenblicklich Ruhe, tausende von englischen Leichen vor der Front zeigen, daß dieses Mal, endlich dieses Mal Englands Blut fließt. Weiter südlich flammt nachts ein Feuermeer. Ununterbrochen zittert die Erde vom Donner der Geschütze an der Somme, grauenhaft leckt das flüssige Feuer der Flammenwerfer vom Himmel, und die Nacht glüht und dampft im Zwange des unbegreiflichen Geschicks, als sollten die Tage von Sodom und Gomorra heute zur Wirklichkeit werden. Auch uns faßt diese Unruhe der Welt. Rechts und links, dann wieder bei uns, quellen die Gaswolken, schwere Feuerüberfälle erschüttern den Boden. Nacht für Nacht kaum Schlaf, ununterbrochen ist der Fernsprecher in Tätigkeit um bald hier, bald dort durch die Geschütze den Unsrigen Entlastung zu bringen. Spannungsvoll blickt jedes Auge zum flammenden Himmel über der Somme, besorgt lauscht jedes Ohr hinaus in das nächtliche Dunkel. Was hat England mit uns vor? Was unternimmt es? Aber kommen soll es nur. Wir warten darauf.

20. An der Somme.

Die kleinen weißen Häuser träumen noch in den feinen, blauen Dunst eines schönen Augustmorgens hinein, als die Abschiedsstunde schlägt. Unsere zweite Heimat verschwindet mit ihren hohen, rauschenden Bäumen, mit allem, was uns lieb geworden, hinter dem wallenden Sonnenschleier, der sich um die duftige Landschaft windet. R. ist unser Ziel, dort sammelt sich das Bataillon und erfreut sich eines schönen, sonnendurchleuchteten Tags. Am nächsten Nachmittag Fahrt. Auf 36 Kraftwagen. Jeder bis an den Rand, bis aufs Dach beladen mit Soldaten. Am Dorfausgang steht die Regimentsmusik und spielt den Abschiedsmarsch. Da erzittert die Straße unter der Wucht der schweren Wagen, die Fahrt beginnt mit brausendem Hurrah, und durch den hochaufwirbelnden Staub blitzen die Augen unserer lieben Kerle, als ginge es zu einem Volksfest. Unser schnell fahrender Stabswagen holt die Kolonne ein. Wir winken und grüßen uns zu, von jedem Wagen ertönt lebhafter Zuruf, durch die fast undurchdringliche Staubwand blicken lachende, ernste, trotzige Gesichter. Und auf den reifen Feldern, auf den welligen Wiesen liegt goldene Abendsonne. Wir nähern uns der Somme-Front. Dutzende von Fliegern durchschneiden die Luft, eine Unmenge Fesselballons suchen einen Blick hinter die Geheimnisse des Gegners zu werfen, hüben wie drüben. In E. ist Halt, es wimmelt von Soldaten. Kolonnen und Kraftwagen erfüllen die Straßen mit ungeheurem Lärm. Wir liegen in einem jämmerlichen Quartier, die Leute meist im Freien. Aber das macht nichts. Am nächsten Abend nimmt uns der große Wald in seine Arme auf. Bereitschaftsstellung. Von der Kampffront donnern die Kanonen. Hier ist es ruhig, doch die im Wald und Busch versteckte Truppe ahnt nicht, welchem Gaukler sie sich in die Hände gab. Gegen Mitternacht rollt das Echo schwerer Einschläge und weckt die Schläfer. Es gibt Verwundete. Bis zum Morgen dröhnt es im Walde, und immer wieder kommt noch einer, der bei abgeblendeter Lampe verbunden werden muß. Auf vorüberfahrenden Protzen und Kanonen werden sie zurückgeschafft.

Am Tage ist wieder Ruhe, wir benutzen den lieblichen Frieden, suchen einen geschützteren Lagerplatz und verträumen zwei Nächte unter goldfunkelndem Himmelszelt, zwei Tage

Div.-Fernsprech-Abteilung 111 bei der Arbeit

Divisions-Fesselballon bei Moyenneville

Tafel 28

Abtransport des III/76 an die Sommefront, 22. 8. 1916

Sanitäts-Unterstand in der 3. Stellung vor Morval (Stabsarzt Dr. Kramer, Oberarzt Dr. Hartwig)

mit den huschenden Sonnenstrahlen, die im Walde spielen. Vorn an der Kampffront rauscht es wie Meeresbrandung, unaufhörlich. Tag und Nacht. Heute Abend lösen wir das dritte Bataillon ab. Ein weicher Spätsommerabend schreitet durch die Bäume, der Westen wirft flammendes Rot auf dickgeballte Wolken. Mit dem scheidenden Licht steigen Nebel auf und hüllen die Erde in einen Dunstkreis, in dem Bäume und Häuser geisterhafte Formen annehmen. Es ist 9 Uhr abends. Unser kleiner Wagen fährt den Hauptmann und mich zum Regiments-Gefechtsstand. In S. treffen wir unsere Kompagnien, eifrig beschäftigt, sich mit den so nötigen eisernen Portionen zu versorgen. Das Feuer der feindlichen Geschütze hat etwas nachgelassen, auch der wütige Gegner wird abends milder. Im Schritt erreichen wir den Nordwestausgang von S., dort wo unter den hohen Bäumen das einst so stolze Schloß seiner vergangenen Schönheit nachtrauert. Dann geht der Weg geradeaus in den dunstigen Abend; vor uns das Schlachtfeld der Somme. Das Menschenschlachtfeld. Mit einem Male tanzen im dämmernden Halbkreis da vor uns zuckende Irrlichter, unaufhörlich schießen leuchtende Bänder empor, und viele hundert goldglänzender Sterne schweben zur Erde. Ein Blendfeuerwerk von Nostradamus, überall und überall zuckende, tanzende, schwebende Leuchtsignale. Die ganze, große Weite da vor uns vibriert im Licht der glitzernden Kugeln. Da mit einem Male ein rotes Licht, dort wieder, jetzt hier. Rotleuchtende Doppelsterne. Sperrfeuer Signal. „Kutscher, Trab." Ist gar nicht nötig zu sagen, vor uns, neben uns krachen die Geschütze, die hier aufgestellt sind. Das Pferd springt erschreckt vor, und eilig rollt der Wagen in die Ebene. Da kommt das dumpfe Gurgeln von drüben her. Schwere Granaten. In einiger Entfernung steigt eine Erdsäule in die Höhe. Dann folgt der Krach des Einschlags. Jetzt vor uns dasselbe. Unser Pferdchen galoppiert.

„Halt, Halt!" schreit irgend jemand. Eine umgefallene Protze sperrt den Weg. Neben uns rattern die leeren Wagen einer Munitionskolonne. Im Galopp. Hinter uns keuchen die Pferde eines neuen Munitionstransportes. Sie müssen vor. Endlich können wir links vorbei. Dicht vor uns kracht eine 15 cm-Granate. Jetzt wird's ungemütlich. Das Pferd will nicht mehr vorwärts. Lieber aussteigen, noch schnell die Sachen mitnehmen.

„So, Kutscher, kehrt marsch!" brauche ich wieder nicht zu sagen, dreht ganz von selbst um.

„Nein, halt, Mensch gib mal schnell den Rotweinbuddel her, liegt hinten im Wagen."

Gerade habe ich mein Fläschchen im Arm, da gehen 2 Granaten über uns weg. Der Wagen verschwindet sausend im Dunkel. Wir gehen jetzt an der Böschung entlang. Alle 20 Schritte hinwerfen, die Straße steht stark unter Feuer. Da kleckert eine ganze Ladung auf uns herunter, ist aber nur Erde, macht weiter nichts. Endlich sind wir in M. Munitionskolonnen versperren die Straße, weil vorne Wagen umgefallen oder zerschossen sind. Und dazwischen krachen die Granaten. Die Kolonnen haben jetzt nichts zu lachen, jeden Abend in dem Feuer nach vorn, jeden Abend in dem Feuer Verluste an Fahrern, Wagen und Pferden. Ganz M. stinkt von Schutt und Pferdeleichen. Über Haustrümmer, toten Pferden und umgefallenen Wagen hinweg erreichen wir den Regiments-Gefechtsstand. Hier erwarten uns die Führer, die uns zur Stellung führen sollen. Stellung? Zum Trümmerhaufen. Wie es da steht? Unverändert, das dritte Bataillon hat zwei Angriffe abgewiesen. Jetzt kommen wir an die Reihe.

„Wo sind die Führer?"

„Hier, Herr Leutnant!" Sehen kann man niemanden, es drängt sich alles auf dem dunklen Gange.

„Wer ist denn das?"

„Cohrs und Reinecke."

„Also alte Bekannte, kennt Ihr den Weg?"

„Jawohl, Herr Leutnant."

„Stab los, immer zusammenbleiben, einer hinter dem andern."

Draußen ist es stockdunkel, die große breite Straße ist kaum zu erkennen, aber die dauernd aufsteigenden Leuchtraketen führen uns vorwärts. Das feindliche Feuer wird stärker.

„Nicht laufen, immer zusammenbleiben."

Eine Wagenkolonne sprengt uns auseinander. Mühsam finden wir uns in der Finsternis wieder zusammen.

„Halt, ich glaube, wir gehen zu weit rechts? Wo ist der Führer?"

„Nein, es ist ganz richtig," sagt dieser. Von drüben kommt jetzt Schuß auf Schuß. Und nach kurzer Zeit stehen wir in der Wildnis, mitten im starken Feuer, und keiner weiß wo wir sind. Auch die Führer stehen ratlos. Da entdecken wir einen Seitengraben, der von der Straße abzweigt.

„Hier müssen wir durch," sagt einer. Andere zweifeln.

„Los, versuchen."

Wir klettern in den Graben und stampfen uns langsam vor. Wir treten auf zusammengekauerte Menschen, die Schutz suchen vor dem feindlichen Feuer. Jeder schimpft. Ein Trupp Proviantträger kommt uns entgegen. „Welches Regiment?"

„Da sind wir ja falsch gegangen?"

Du liebe Zeit. Dazu schießt die feindliche Schwere mit 21 cm-Granaten. Die Führer werden wieder losgeschickt, den richtigen Weg zu suchen. Wir bleiben sitzen, eng an die Grabenwand gedrückt, und suchen Schutz vor den unheimlich sausenden Sprengstücken. Der Boden wankt unter der Wucht der Einschläge, Schlag auf Schlag in unmittelbarer Nähe. Als wenn die Kerle es auf uns abgesehen hätten. Und mit einem Male krampfen sich alle Hände in die lehmige Grabenwand. Einige werfen sich in die nächste Wasserpfütze zu Boden. Ein Orkan heult auf uns zu, gleich ist's vorbei mit uns allen. Der Luftdruck wirft uns alle durcheinander, dann ein dumpfer Schlag. Ein Blindgänger. Ein Blindgänger von 21 cm unmittelbar im Grabenrand.

„Mensch, was haben wir für'n Dusel."

Gerade kommt unser Führer zurück. Jetzt weiß er Bescheid, sagt er. Wir setzen uns wieder in Bewegung, gehen zurück, tappen wieder durch Gräben und erreichen endlich den langgesuchten Eisenbahndamm. 2 Stunden sind wir umhergeirrt. Nun geht's immer geradeaus an den Schienen entlang. Aber niemand sagt uns, daß dies der Höllenweg nach G. sei. Bis zum Sanitätsunterstand, in dem der Arzt sein schreckliches Amt betreibt, geht es noch. Dann springen die Granaten und Schrapnells plötzlich heran wie eine Meute auf das Wild. Und das Wild sind wir.

„Hier an der Böschung bleiben."

„Immer weiter gehen."

In kurzen Abständen kommen jetzt schwere Kaliber. Unsere Kette verschwindet in zwei Granattrichtern. Jetzt weiter.

Abgelöste Mannschaften huschen vorüber, wie Gespenster. Das Weiß verbundener Köpfe schimmert durch das Dunkel. Hei, wie wir uns eben wieder ducken. Rechts stöhnt ein Verwundeter. Wir können nicht helfen. Vorwärts, vorwärts. Wie lange noch? 20 Minuten sagt der Führer. Und jede Minute eine Ewigkeit, und jede Sekunde spielt mit Leben und Tod. Die Schrapnells prasseln. Sind wir noch alle da? Ist nicht zu sagen, nur vorwärts, daß dieser Weg ein Ende hat. Und die Jagd geht über Granattrichter und wieder über Granattrichter, über den vom furchtbaren Feuer völlig zerwühlten und zerrissenen Boden. „Achtung, Schwere!" Ein 21er dicht bei uns. Gerade haschen wir noch ein tiefes Loch. Lagen schon zwei Tote drin. Weiter. Überall treffen wir jetzt auf die dunklen Gestalten am Wege, die sich nicht mehr rühren, die unbekümmert um den Höllenlärm ruhig schlafen können. Sind sie nicht beneidenswert?

Uns treibt die Unrast weiter. Hingeduckt, weiter 3 Schritt, wie der Blitz in den Trichter, auf, marsch, marsch, hingeduckt, weiter 3 Schritt und weiter, immer weiter über Erdschollen, durch Täler, über Berge und tiefe Furchen, die alle erst im Eisenhagel erstanden. Und dabei donnert und pfeift und heult und zischt es, so wie's nie vorher gewesen. Und nun die Zähne aufeinander und wieder in das gähnende Dunkel, wo der Tod grinst. Dabei muß ich immer noch denken, wenn ich nur meinen Buddel im Arm heil mitbekomme.

„Ich kann nicht mehr," sagt einer.

„Wer kann da nicht mehr?"

„Mensch, was ne Schießerei!"

„Schießerei?" sage ich, „die paar belämmerten Granaten."

Aber die kleinen Späße nützen nichts, wir kauern zu fünfen oder sechsen in einem aufgerissenen Loch, weil es im Augenblick tatsächlich nicht weiter geht. Aber nun. „Los."

Und wieder geht's wie vorher, wieder ein Haschen nach den Augenblicken, die das Leben noch bewilligt. Bis wir endlich an den Baumstümpfen, dem Wahrzeichen von G., dem Rest der einst blühenden Ortschaft, um die Ecke biegen können. Ein kurzer Endlauf noch, denn hier pfeift es besonders heftig. Dann stehe ich vor dem kleinen engen Stolleneingang, der in dem Trichtermeer wie eine rettende Insel heraufschaut und mich aufnimmt. Mit meiner Flasche. Sie ist noch heil.

Und nun sind wir die Herren von G. Weit ist es mit unsres Reiches Herrlichkeit nicht her. Wie Gefangene sitzen wir in schrecklicher Gedrängtheit in unserm kümmerlichen Stollen und ringen nach Luft, und sehnen uns nach Freiheit, und werden noch beneidet von denen, die frei auf dem Erdboden ihr Geschick erwarten müssen. Unten im Stollen liegt noch ein Schwerverwundeter, auf der Treppe beim Maschinengewehr einer, der hart mit dem Tode ringt. Um ihn herum sitzt und wartet die Mannschaft der Mordwaffe; sitzt und schläft und liegt und steht noch so mancher, der dem Tag die Stunden und die Minuten nachrechnet, die das fortwährende Singen, Zischen und Krachen der feindlichen Granaten noch dauern kann. Denn mit dem Einbruch der Dunkelheit wird es ruhiger. So am Vormittag, da gibt es mal einen Augenblick, wo man hinausschaut und Umschau hält aus einem Granattrichter. Für Momente. Dann sieht man sein Königreich, das einem zerfurchten Acker gleicht, dem die Granaten als Pflug dienten, von dem auch nicht ein einziger Mauerrest übriggeblieben, in dem kein Baum, kein Strauch mehr steht, das nur ein dem Erdboden gleichgemachtes Wüstenfeld des Todes ist. Halbrechts ragen einige Stümpfe des gleichermaßen zerstampften G. hervor, geradeaus die Reste des einst so köstlichen D.-Waldes, daneben die rauchenden Trümmer des Bahnhofes. Alles form- und farblos. Das Nichts, das einst vor Erschaffung der Welt war, das öde und leere, es kann nicht trauriger und armseliger gewesen sein als dieses, von den grausigen Irrungen der Völker zerrissene und zerfetzte Land. Nur wer dies sah, ermißt die Frechheit des Wortes, man kämpfe um die Zivilisation.

Gleich beim Stolleneingang liegen noch zwei Leichen, kein Mensch, der sich um sie kümmert, keine Hand, die sie begrub. Die daheim von denen denken doch, daß die Ihrigen eine Ruhestätte haben. Ich lasse sie abends begraben so gut es geht, und am nächsten Morgen grinsen mir die Totenköpfe schon wieder entgegen, da die Granaten nicht nur die Lebenden erschlagen, sondern auch den Toten das Grab öffnen zum Schrecken der Atmenden. Versinkt nicht der Wert der ganzen Welt in dieser Verwüstung? Und doch heißt es jetzt, wie nie zuvor: „Werde hart, der Tag ist da, wo deine Nerven Stahl sein müssen. Das Vorspiel fing erst an."

Da drinnen verhaucht der mit dem Tode Ringende sein Leben. Wir legen ihn zu den andern. Am nächsten Morgen huscht ein Sonnenstrahl in den Käfig. Aber gleich darauf hämmern die schweren Einschläge um uns herum, als ob gepflastert werden soll. Dann und wann stürzt einer in unsere Tiefe, der schwer nach Luft ringt, da ihn das Erdreich erdrücken wollte. Ist es etwas ruhiger, eilt einer vorüber und ruft und fragt in alle kleinen Höhlen: Lebt Ihr noch? Lebt Ihr noch? Oft ist es ein Ja, oft ein Ruf nach Hilfe, da die Verschütteten sich nicht befreien können. Und manches Mal bleibt es still, da nur ein schon geschlossenes Grab noch übrig ist. Bei denen, die auf freiem Felde liegen, sind oft ein abgerissener Arm, ein Fetzen Fleisch und Blut die Zeugen, daß Menschen hier als Kämpfer waren. Selbst von den Toten ist nichts mehr zu finden.

Und dennoch, wir sind die Herren von G. Und haben auch unsere besseren Stunden. Trotz der viel tausend Fliegen, die uns mit Leichengift dem Tode näher bringen wollen. Am 28. August, da feiern wir den Tag unsres Herrn und Meisters Wolfgang von Goethe, dessen in solcher Bedrängnis wohl kaum je gedacht ist, dem zu Ehren es Apfelreis und Fleisch im eigenen Saft gibt, dem zum Gedächtnis das Fläschchen Wein den stolzen Hals verliert. Und gar manch munteres Verslein reimt sich dahin, daß unsere Leute sich baß verwundern und fröhlich werden.

Ich habe die Nacht zu schreiben, Meldungen zu machen, Anfragen und Vorschläge zu erledigen und muß die armen Meldegänger immer wieder den schrecklichen Weg entlang schikken, damit dahinten Kunde kommt von uns hiervorn. Schlaf gibt es wenig, für die höchsten Herren ist eine Matratze vorgesehen, für 3 andere eine Holzpritsche. Dauernd sind diese Plätze belegt, steht einer auf, wird sofort ein anderer zum Schlafen kommandiert. Alle anderen schlafen im Stehen oder Sitzen, übereinander, aufeinander, und jedem einzelnen schmerzen die Glieder, da er Tag und Nacht zu dieser Bewegungslosigkeit gezwungen ist.

Am 29. August, da fängt der Tanz früh an. Punkt 9 Uhr krachen die Schweren und schlagen über unseren Köpfen herum, daß man ganz irr wird in seinen Gedanken. Keiner kann hinaus. Schon der Flieger wegen. Die kreisen zu mehreren uner-

müdlich über unserm Käfig, ganz niedrig, und wo sie etwas erspähen, schlägt, durch ihren Zuruf geleitet, das schwere Artilleriefeuer alles zu Boden. Oder sie jagen den sich Bewegenden mit ihrem knatternden Maschinengewehr. So machen sie Jagd auf unsere Meldegänger, die in ihrem eiligen Lauf durch spritzenden Kugelregen aus der Luft erschreckt werden. Hinlegen, Bewegungslosigkeit das einzige Mittel. Erheben sie sich nach kurzer Zeit, sitzt ihnen gleich der riesenhafte Raubvogel wieder im Nacken. So verschwindet mancher in einem Erdloch, und nie kommt eine Kunde von ihm wieder. Wir müssen immer wieder die Zeltbahnen vor unsern Stolleneingang ziehen, um unsere Höhle den Augen dieser Späher nicht zu verraten. Und doch hat einer uns wohl erkannt, denn jetzt tanzt ein wildes Feuer einen Ringelreihen um unsern Eingang, nur der Kernschuß fehlt noch, der alle zudeckt für immer. Verschüttete kommen, ringend nach Luft, und bitten um einen Platz. Eine unheimliche Fülle drängt sich in diesem engen Raum zusammen, eine schreckliche Hitze verbreitet sich, jeder Schritt tritt auf einen Menschenleib. Und dazu der Durst. Dieser unheimliche Durst. Der ist noch schlimmer als Granaten. Die meisten sprechen schon gar nicht mehr, um ihn nicht zu vergrößern. Wieder kommen Verwundete, die Treppe klebt von Blut und dazu immerwährend dies furchtbare Hämmern. Was wir an Getränk noch haben, trinken gierig die Verwundeten. Was soll heute Abend werden, wenn keine neue Zufuhr kommt. Dazu von allen Seiten der Schrei: „Bringt uns zu trinken, wir können nicht mehr."

Mittags ist's eine halbe Stunde ruhiger, dann setzt die alte Wucht wieder ein. Heute gibt es irgend was. Aber wann?

„Jeder Mann an der Treppe Spaten in die Hand."

Aus Vorsicht, wenn wir eingeschossen werden. Und es dauert nicht lange, da schlägt mit einem Bombenkrach eine schwere Erdscholle in den Eingang, das Tageslicht verschwindet. Ein unerschütterlicher Witzbold ruft: „Wer wirft da mit Marmelade?"

„Ausschaufeln, wollt Ihr wohl machen!" Die Spaten fliegen, allmählich dämmert das Licht. Draußen tobt der Granatensturm, Treffer auf Treffer in unmittelbarer Nähe. Die Sache wird unheimlich. Ich nehme die Leuchtpistole, 3 weiße Kugeln zischen aus dem Eingang. Leuchtkugeln sind unsere

Sprache in der Not. Für die Artillerie. Dahinten irgendwo steht einer, der ausschaut nach den Notsignalen. 3 weiße Sterne heißt: „Gebt uns Entlastung, feuert wieder, schießt, wir werden hart bedrängt." Steigt aber eine rote Kugel in die Höhe, so reißen 100 Hände auf einmal am Abzug der Geschütze, und wie Werwölfe rasen unsere Lagen zu den Gegnern.

Das ist Sperrfeuer.

Auch jetzt antwortet unsere Artillerie stärker, aber mit unverminderter Kraft schießen die Engländer. Zum zweiten Male, zum dritten Male poltern schwere Erdmassen in unsere Tiefe, und überall ruckt und zuckt es von den gewaltigen Explosionen. „Maschinengewehr klar?" „Jawohl. Alles in Ordnung."

Wir stehen in unsern Stahlhelmen oben am Eingang. Es ist 5 Uhr nachmittags. Das ist die kritische Stunde. Jede Minute springt einer hinaus in den Höllenbrand, wir müssen sehen, was da vorgeht. Leutnant L., der Gewehrführer, und ich wechseln uns ab. Jetzt raus. Umgeguckt. Nichts. Mit einem Satz hinein. Immer Ruhe, immer abpassen, selbst im Trommelfeuer sind noch Eisenlücken! Und dieses Spiel eine Stunde, immer wieder, immer wieder. Wir lassen uns von euch Engländern nicht überraschen.

3 rote Leuchtpatronen stecke ich zu mir. Aus Vorsicht. Handgranaten liegen an der Treppe. Es kann losgehen. Aber nichts kommt, nur das Artilleriefeuer wütet weiter. Blutüberströmte taumeln vorüber. Verschüttete klettern zu uns herunter.

„Eingang freibleiben, immer gefechtsklar." Und wieder springen wir in die Krater und sausen zurück. Wie lange gelingt das noch?

5 Uhr 30 wird es ganz dunkel, ein Gewitter flammt über uns. Schwarz wird der Horizont, eine gelbe Lücke steht wie eine Brandfackel am Himmel. Eine Regenböe flammt über das Gelände. Das Feuer läßt nach.

„Verwundete und Verschüttete raus," schnell die Pause benutzen. Alles, was nicht gefechtsfähig ist, wird abgeschoben. Wir stehen in einem Krater und äugen über die zerwühlte Ebene.

„Links rote Leuchtrakete," schreit einer.

„Maschinengewehr heraus, zum Donner, wollt Ihr machen."

Wie die Panther springen die Kerle mit dem schweren Gewehr heraus. Einfach tadellos. Ich lade rote Leuchtrakete.

Noch nichts zu sehen. Links prasselt ein Maschinengewehr. Ein Augenblick unheimlicher Spannung. Wo kommen sie?

„Links wieder rote Leuchtraketen."

Das ist bei der Kiesgrube, da liegt die erste Kompagnie. Die wird schon machen. Machte auch. Wie wir nachher hörten, waren die Engländer ganz dicht vor ihren Stellungen, aber sowie sich einer zum Handgranatenwurf erhob, saß ihm eine Kugel von unsern Leuten schon im Leibe. Und die feindlichen Maschinengewehre kamen nicht zum Schuß. Da haute jetzt unsere Artillerie gewaltig dazwischen.

Wir aber im Ungewissen, stehen und warten. Aus jedem Granattrichter ragt der trotzige Stahlhelm. Ein Bild aus dem Mittelalter: „Die Burgverteidiger."

Der D.-Wald taucht aus dem dunstigen Schleier auf, wie ein schwarzes Meer brandet die zerwühlte Ebene heran und schlägt an unsere Feste, im flammenden Gelbrot glüht der Himmel. Dazu unsere famosen Kerle, jeder in der höchsten Spannung, den Gegner hervorbrechen zu sehen, dabei jetzt wieder ein Überfall pfeifender, sausender Geschosse. Trotz alledem ein wundervoller Augenblick. Der Tod nimmt selbst den Bogen in die Hand und spielt dem Leben auf, und wie die höchste Lebensspannung die stärksten Energien schafft, wie die größten Gegensätze, Leben und Tod, so unmittelbar sich gegenüberstehen, wird alles zu einem wilden Rhythmus, ja zur Musik, zu einem wilden Rausch von Seligkeit und Lust.

Die Engländer kommen nicht. Da sie links schon angehalten wurden, wagen sie sich bei unserer zurückspringenden Ecke nicht heran. Nur das Artilleriefeuer verdoppelt und verdreifacht sich. Wir nehmen unsern Springpostendienst wieder auf und sind von neuem auf der Wacht. Gerade fragen wir unsern draußen lugenden Posten, Butenschön heißt er: „Gibt's was zu sehen?", da stürzt er schon mit hochgehobenen Armen auf uns zu. Verwundet. Wie ich ihm den Kopf halte, ist er schon tot.

„Neuer Posten raus!"

Von links wird gerufen: „Maschinengewehr verschüttet!"

„Der Posten der 5. Kompagnie ist gefallen."

„Neuer Posten raus!"

Unser Maschinengewehrposten kommt blutend zurück. Auch schon wieder verwundet.

„Neuer Posten raus!"

So geht's immerfort. Nerven behalten. Ruhe. Punkt 8 Uhr abends links wieder rote Leuchtraketen. Sperrfeuer setzt ein. Mit einem Ruck steht das Maschinengewehr an seinem Platz in irgendeinem Trichter. Schon wieder ein neuer Trichter, die ganze Gegend ist wieder umgepflügt in den 2 Stunden. Links knattern Schüsse. Es wiederholt sich dasselbe vom Nachmittag. Bei uns wird's wieder nichts. Mit der Dunkelheit wird es etwas ruhiger, für heute ist das Schauspiel aus. Aber wie hat es gewütet, welch ein Jammer, welch ein Elend. Wie sind die armen Kerle, die da im Freien lagen, zusammengeschossen! Aber wir sind die Herren von G., trotz Tod und Teufel, trotz aller Ströme von Blut.

Die Überlebenden brechen vor Erschöpfung zusammen. Es war zuviel.

„Gebt uns zu trinken," rufen sie.

„Gebt uns zu trinken," stöhnen die Verwundeten.

Und ich habe nichts, nichts für mich, nichts für andere. Und keine Hilfe kommt. Wiederum muß ich unsere schneidigen Jungen hinausschicken mit dringenden Meldungen. Die Truppe muß abgelöst werden, die Truppe muß zu trinken haben. Selbst der Meldegänger sieht mich traurig an. Aber es muß sein, er muß gehen. Er geht. Es wird 10 Uhr, es wird 12, 1, 2 Uhr. Keine Antwort. Das Licht schwelt im tiefen Keller, unbeweglich liegen die Körper der Leute, und ich halte die Wacht wie unter den Toten. Endlich kommen welche. Träger für Verwundete, Meldungen. An Ablösung ist nicht zu denken. Zu trinken gibt es etwas. Ein Tropfen auf einen heißen Stein. Die Ordonnanzen jagen zu ihren Kompagnien. Das Schießen wird wieder stärker, immer wieder müssen die Kerle durchs Feuer laufen. Und morgens 5 Uhr liegt noch ein Schwerverwundeter bei uns, den niemand abgeholt hat, der jammert und stöhnt und ruft um Hilfe. Da muß ich noch einmal an meine Jungens appellieren, da müssen sie mit dieser furchtbar schweren Last noch einmal durch das Feuer. Und gehen und tun ihre Pflicht und kommen wieder. Hätte ich die Ehrenzeichen zu vergeben, einem jeden von ihnen einen Eichenkranz aus reinem Gold aufs Haupt.

Etwas Schlaf gibt es. Und wir träumen: „Wir sind die Herren von G., unser Königreich, das ist von Blut durchtränkt und ist von Mord und Brand versengt. Arm und Ner-

ven aber sind von Stahl für den, der sich an uns vergreifen will. Wir sind die Herren von G."

Der Tag dämmert mit trüben Regenwolken, eine dunkle Wand steht zwischen denen, die sich nach dem Leben trachten. Die zwingt gebieterisch zur Ruhe. Wir atmen auf und danken dem glücklichen Einfall der Natur, die diesen Regenschleier still zur Erde senkt. Aber abends hellt es auf, und sofort sind die Eisenfresser wieder bei der Arbeit. Bald darauf kommt's von allen Seiten:

„Handgranatenangriff der Engländer!"

Wie die Teufel sind die Leute draußen. Ich liege mit der Leuchtpistole in einem tiefen Loch, und zischend fliegen die Raketen. Zu erkennen ist nichts, aber höllisch ungemütlich ist es wieder, wie ein Sturm heulen die Granaten über unsere Köpfe. Leutnant L. schaut aus, ich schieße ununterbrochen. Nichts zu sehen. Nach einiger Zeit steigen links die weißen Kugeln, gleich darauf kommt die Meldung:

„Handgranatenangriff abgeschlagen!"

Na also. Dann kommen die ersten Ablösungen, ein Gefühl der Erlösung überschleicht uns. Aber noch sind wir nicht heraus. Der Stab kommt erst um 5 Uhr morgens an die Reihe. Das Feuer der Engländer steigert sich wieder ins Grauenhafte. An der Ecke beim Eisenbahndamm werfen wir noch einen Blick zurück. Gerade flackert der Schein einer Leuchtkugel über das Gelände. „Leb wohl, G., noch sind wir deine Herren!" Dann kommt der schreckliche Marsch auf der Granatenbahn. Verwundete flehen am Weg sie mitzunehmen. Mit Wachs muß man seine Ohren verkleben, wie einst Odysseus es tat, um die Regungen der menschlichen Seele zu übertäuben. Gehetzt wie Bestien, muß man selbst zur Bestie werden und es über sich gewinnen, die Armsten in dieser grauenvollen Welt verkommen zu lassen, zu verraten, nur um sich selbst zu retten. Helfen kann man nicht. Die prasselnden Einschläge übertönen die Jammerrufe. Wir winden uns durch und sind schließlich am Ziel. Hinter uns die Sintflut. —

3 Tage Erholung dienen als Nervenbad. Es gibt Leute, die sich durch die furchtbaren Einwirkungen der 5 Tage da vorn so verändert haben, daß sie nicht wieder zu erkennen sind. Sonne und Luft geben aber frische Farben zurück.

Dann kommt der dritte September als köstlicher Herbsttag funkelnd ins Land gezogen. Schon früh am Morgen hören wir den Trommelschlag der Explosionen an der Front. Er steigert sich mit jeder Stunde. Mittags Alarm. Das Bataillon bezieht Bereitschaftsstellung in S. Was vorn los ist, weiß keiner. Eine dumpfe Ungeheuerlichkeit liegt in dem rasenden Orkan der Geschosse. In G. liegt Bataillon Nau. Was hört man von dort? Seit dem frühen Morgen keine Nachricht. Was sieht man? Man sieht kein Land, man sieht kein Feld, ein gewaltiges, ungeheures Staubmeer tanzt und wirbelt auf der Ebene. Vor G. steht eine Erdwand bis zum Himmel. Als Vorhang vor dem schrecklichsten der Dramen. Wie ein angstvoller Hilferuf zuckt dann und wann ein roter Perlenstreifen durch diesen Schleier. Sperrfeuer rollt in wuchtigen Schlägen seit Stunden. Wie lange noch? Ununterbrochen tobt der feindliche Orkan. Keine Möglichkeit auch nur irgendeine Hilfe nach vorn zu bringen. Vorgehende sind des Todes, es ist kein Durchkommen jetzt. Und immer wieder ruft der rote Stern: „Wir sind in Not!" Wie rasend wütet das Gewitter. Das hält man lange aus, nicht ewig. Die Munition wird knapp bei diesem Schießen. Kolonnen kommen heute nicht hindurch. Und dringend ruft der rote Stern: „Wir sind in Not!" Die Hände krampfen sich zusammen, in wildem Weh zuckt jedes Herz, daß niemand helfen kann. Wir wissens ja, wies vorne ist, wir kennen eure Not, doch helfen können wir euch nicht. Und donnernd prasseln rings um uns Granaten. Noch einmal rollt in schwerer Wucht das eigne Feuer. Dann setzt es aus. Nach langer Zeit, die uns eine Ewigkeit dünkt, hört man es wieder. Dann schweigt es ganz. Die Protzen kommen nicht heran.

6 rote Doppelsterne springen durch die schwarze Wand. Von unseren Kanonen hier und da ein Schuß. 6 rote Doppelsterne dort schon wieder. Die Wand verzieht sich etwas. Ein gelbes Meer von Khakifarbenen quillt aus zerwühltem Boden. Wer hilft jetzt den Bedrängten. Maschinengewehrfeuer läßt sich hören, die gelbe Welle stutzt, doch neue Linien steigen aus der Erde. Die Brandung schlingt sich ganz um G. England, wer ist der Herr von G.? Noch hat der Tiger seine Krallen und ergibt sich nicht. Und Englands großes Heer muß wieder weichen. Aufs Neue hagelt jetzt die Wucht der schweren Schüsse

auf die Besatzung. Wohl eine Stunde lang, dann kommt die gelbe Brandung wieder.

Wer ist der Herr von G.? Und wieder tönt das feine Knattern der Gewehre, wenn's auch schon schwächer klingt. Und wieder weicht des großen Englands Heer. Noch einmal brausen und hämmern die Granaten, noch einmal verschwindet alles in hoch zum Himmel spritzenden Erdmassen. Dann kommt die große Flut heran, es tackt noch hier und da, dann schlägt die Brandung über G. zusammen. Auch über seine Herren. — Jetzt hier und da ein Schuß. Zu spät. Das Blut stockt vor Entsetzen. — 6 Uhr nachmittags. — Ein Hurrah unsern tapferen Brüdern. —

Was nun? Die Stunde fordert Handeln. G. ist in den Händen der Engländer. Das dritte Bataillon soll G. wiedernehmen. Mitten im Feuer spricht Hauptmann Hübner, kaltblütig und schneidig wie immer, kurze kernige Worte. Dann geht die Truppe in die schwarze Finsternis. Das erste Bataillon besetzt die zweite und dritte Stellung. 10 Uhr abends erreicht unser Stab den Befehlsstand in der zweiten Stellung. In jedem Loch, in jedem kleinen Unterstand stöhnen Verwundete. Wir haben keine Zeit für sie, die werden schon versorgt. Meldungen kommen. Von wem?

„Das dritte Bataillon hat die alte Zwischenstellung wieder besetzt und die Engländer zurückgedrängt."

Famos. Die Meldung geht weiter ans Regiment. Und nun kommt und geht es die ganze Nacht. Meldung vom dritten Bataillon:

„Kein Anschluß links."

Befehl vom Regiment:

„G. ist sofort anzugreifen. Dazu die dritte Kompagnie zur Verfügung von Hauptmann Hübner."

Wir suchen unsere dritte Kompagnie zusammen, sie verschwindet im Dunkel.

Meldung vom dritten Bataillon:

„Ohne starke Artillerievorbereitung Angriff unmöglich. Starke englische Kräfte liegen unmittelbar vor uns. Noch immer kein Anschluß links."

Befehl vom Regiment:

„Angriff morgen 5 Uhr Vormittag. Artillerie gibt Sperrfeuer ab. Anschluß links stellt das Nachbarregiment her."

Aber das Nachbarregiment kommt nicht, in der Dunkelheit ist nichts zu finden. Schwarz und unsicher ist alles vor uns, und wo man sucht, trifft man vielleicht den Gegner. Trotz aller Mühe wird der Anschluß nicht erreicht. Das Vorgehen unterbleibt.

Am nächsten Tag steht unsere zweite Stellung rasend unter Feuer. Kein Zweifel mehr, der Angriff soll weitergehen. Und dabei klafft ein tiefes Loch am linken Flügel und keine Möglichkeit besteht, die Linie ganz zu schließen. Denkt an den L.-Wald. Wem gehört er? Uns? Den Engländern? Im L.-Wald stehen englische Patrouillen, wird von der 4. Kompagnie gemeldet. Der L.-Wald wird vom Nachbarregiment gesäubert, sagt uns das Regiment. Die Sorge um den L.-Wald wird bei uns groß. Gelingt es den Engländern hier durchzukommen, sind wir umgangen und verloren. Zwei Züge schicken wir als Riegel vor den L.-Wald. Züge? Ja, aber Reste, zusammengeschossene Reste. Wir bitten um Verstärkungen. Die gibt es nicht. Mit diesen Resten müssen wir den Zugang halten. Dazu zwei Maschinengewehre, das eine wird auf dem Wege schon verschüttet, 2 Leute tot, 2 verwundet, das andere ist am nächsten Morgen durch einen Volltreffer zerstört. Und eilig kommt dabei die Meldung: „Starke englische Kolonnen schieben sich in den L.-Wald." Von G. her können wir sie sehen, wie eine Welle nach der andern, wie immer neue Reihen da herausziehen. Diesmal arbeitet aber unsere Schwere gut. Der ganze Wald wird unter Feuer genommen, wie die Besessenen laufen die Engländer davon, und in die Rennenden, Springenden braust das gewaltige Kaliber, und taumelnd sehen wir unsere Gegner stürzen.

Gefangene sind bei uns eingebracht, zwei sind recht übel verwundet und machen einen trübseligen Eindruck. Der eine ist ein Baumwollspinner, der andere Schiffsarbeiter aus Liverpool. Vom Krieg wollen sie nichts mehr wissen, der sei zu furchtbar.

„Waret Ihr denn gern in Frankreich?", frage ich.

„Nein, das Land ist schmutzig."

„Aber es gibt da doch schöne Mädchen?"

„Nein, sind alle dreckig; französische Mädchen sind keine englischen."

„Führen die Engländer gern Krieg gegen uns?"

„Nein, wir wissen überhaupt nicht warum!"

„Wer ist denn der gemeine Kerl, der diesen Krieg angestiftet hat?"

Ich dachte, der Mann würde den deutschen Kaiser oder sonst irgend jemand nennen. Aber der kleine Kerl richtet sich auf und sagt:

„Asquith."

„Warum Asquith?"

„Das Schwein verdient daran."

Für dieses schöne Wort bekommt er sofort eine Zigarette, die er mit Wonne raucht.

Zum Scherzen ist aber keine Zeit. Eine Kompagnie kriegsunerfahrener junger Sachsen hat unsern linken Flügel verlängert. Im L.-Wald sieht man wieder englische Patrouillen. Diese Ungewißheit. Wo stehen wir, wo steht der Gegner? Ein Kinderspiel für ihn von links uns zu umfassen. Zwar stehen unsere Leutnants Hofeld und Schäfer mit ihren Mannen dort, wie aber sollen sie mit ihren 40 oder 50 Mann die kilometerlange Strecke am Waldrand verteidigen, zumal jetzt schweres Feuer darauf liegt.

Es gibt ein dauerndes Hin und Her von Fragen und Antworten, von Meldungen, Berichten, telephonischen Gesprächen. Und dann die Sorge der Nächte, jeden Augenblick gewärtig, daß etwas Ungeheuerliches sich ereignet. Immer die Aussicht auf Kriegsgefangenschaft und immer wieder die Hoffnung, daß es sich günstig wenden möchte. Und dazu geht der Eisenhammer ununterbrochen.

Am 6. September ist schon seit den frühen Morgenstunden ein barbarisches Feuer. In unserm kleinen Hohlweg knallt es, als wenn Sektflaschen aufgezogen werden. Sind aber Schrapnells. Auch das rückwärtige Gelände liegt unter schwerem Feuer. 21- und 28-cm-Geschosse suchen unsere Batterien zu treffen, die hier stehen. Ich trete einen Augenblick hinaus, gerade gehen zwei unserer Telephonisten vorbei, um die entzweigeschossene Leitung wieder zu flicken. 30 Meter weiter liegt Brügmann, der eine, mit halbabgerissenem Kopf tot am Wege, Bartels, der andere, schwer verwundet daneben. Dann ein neuer Einschlag, ein gellender Aufschrei:

„Herr Leutnant, Herr Leutnant, bitte schießen Sie mich tot, schießen Sie mich doch tot, meine beiden Beine sind weg,"

so ruft mir ein Mann mit stieren Augen zu, der sich in seinem Blut am Boden wälzt. Sanitätsmannschaften bringen ihn weg, nach einer Stunde ist er tot. Ein anderer geht vorüber, die ganze Stirn ist ihm aufgerissen, aus der das Blut zu Boden leckt. Aber er geht trotzdem noch weiter.

Die vierte Kompagnie meldet wieder: „L.-Wald stärker von den Engländern besetzt."

„Zum Donnerwetter, warum schießt unsere Artillerie nicht."

„Alle Leitungen entzwei, keine Verbindung mit den Batterien." Meldegänger laufen zu den Batterien.

Zweite Kompagnie meldet schwere Verluste. Fähnrich C. ist mit seinen Leuten im eignen Stollen verschüttet und tot. Gleich dort begraben. Vom linken Flügel kommt ein Mann, sie seien nur noch 25 Mann. Alles andere tot und verschüttet. Der ganze L.-Wald stecke voll von Engländern.

Wenn die Engländer dies wüßten, wenn sie das wüßten. Dabei keine Verstärkungen möglich. Im Laufe des Nachmittags wächst die feindliche Artillerietätigkeit zum Trommelfeuer. Von G. her tönt es wie eine Brandung, die ans Ufer schlägt.

„G. wird angegriffen."

„G. in Feindeshand."

Gleich darauf: Regiment X macht einen Gegenstoß auf G."

Ein Meldegänger kommt atemlos hereingestürzt. Vom Regiment X, er hat den rechten Weg im Sperrfeuer verloren.

„Hinsetzen, erst einen Schnaps trinken." Der Mann bekommt einen Schluck Rum. Diese Methode hat sich bewährt, die Leute sind ruhiger, sind gestärkt und erzählen nicht so konfus. Dann macht er seine Meldung. Ich kann sie der Befehlsstelle vom Regiment X übermitteln. Gleichzeitig wird geschrieben: „Leutnant X vom Regiment Y hat G. wieder besetzt, braucht dringend Unterstützung, da Engländer erneut angreifen, bittet je einen Zug rechts und links einzusetzen."

Die Brieftauben, die den ganzen Tag schon bei uns glucksen, flattern mit dieser Meldung zum A.O.K.

Wieder kommt einer. „Hinsetzen, Schnaps her. So, was ist los?"

„Handgranatenangriff am L.-Wald, wir sind jetzt nur noch 20 Mann. Wir brauchen dringend Hilfe."

Das letzte Quartier von Lt. Ahrends in Moislains, November 1916

Blick von der 3. Reserve-Stellung vor Morval nach dem Leuzewald, Sept. 1916

Denkstein für die Gefallenen des Regiments „Hamburg" auf dem Friedhof vor Ranfart.

(Der Friedhof wurde Ende 1923 von den Franzosen aufgelöst. Die Gefallenen sind nach dem Sammelfriedhof Neuville-St. Vaast bei Arras umgebettet worden. Der Gedenkstein ist abmontiert worden und spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen über den Verbleib des Denksteines waren bisher erfolglos.)

Ein Unteroffizier poltert herein, sie seien von den Engländern umgangen, die säßen jetzt im eigenen Graben."

„Wo? Links bei den Sachsen."

Als wenn die letzten Ankertaue reißen wollten. Wir melden weiter. Das Regiment befiehlt, die Eingedrungenen durch Handgranaten zu vertreiben. Dabei ist nicht ein Zug verwendungsfähig. Die am L.-Wald rufen nach Verstärkungen. Eben bittet noch Regiment X um unsere Unterstützung am rechten Flügel bei G. Und überall, wohin man auch blickt, wütet Tod und Verderben. Und nun verlangt man Antwort und auch Handeln. Da meine ich:

„Herr Hauptmann, entweder sind die Engländer wirklich schon im Rücken, dann kommt eben keiner mehr heraus, oder die Meldung ist so nicht richtig von den Sachsen. Ich glaube, wir trinken erst mal alle einen Schnaps."

Das tun wir sofort, dann wird beschlossen, mit einer gewandten Patrouille die Lage zu klären. Nachts 1 Uhr kommt die Meldung, daß die eigne Stellung frei sei von Engländern. Ich glaube, kein Mensch auf der ganzen Welt hat so erleichtert aufgeatmet wie wir. Der Überbringer dieser guten Nachricht bekommt 3 Schnäpse hintereinander. Also die Sachsen hatten doch unrecht. Wie sich später herausstellte, hatten sie die Besatzung unserer zweiten Stellung, die hinter ihnen lag, für Engländer gehalten.

Und die Kerle am L.-Wald schlagen sich wie die Löwen, die Engländer riskieren keinen energischen Vorstoß. Zwischen Blut und Leichen, unter dem dauernden Krachen von den Granaten werden dann die Trümmer unseres einst stolzen Regiments herausgezogen. Wir werden abgelöst. Neue Männer kommen, frische Kräfte um uns zu ersetzen.

Über uns rauscht schon nach wenigen Tagen der Wald der Cote Lorraine und singt uns ein Lied von Ruhe und Vergessen.

Nun liegt die Somme-Schlacht hinter uns. Was man erlebte, läßt sich von keinem je beschreiben, die Stätte dieses Grauens ist furchtbar. Als andere kamen wir heraus, als die wir gingen. Aus manchem Jüngling ward ein Mann, aus manchem ward ein Held. Es ist leicht, Opfer zu bringen, wenn

es vorwärts geht, wenn man Erfolge hat. Hier aber, wo es sich nur darum handelt, standzuhalten oder sich totschlagen zu lassen. Hier seine Überlegung, seine Nerven zu bewahren, das ist ein Übermaß von Kraft und Leistung, das mehr als einen Durchschnittsmenschen fordert. Hier zeigen sich die Werte, hier scheidet sich das Schwache von dem Starken, das Echte von dem Falschen.

Ein ungeheures Meer von Blut bleibt hinter uns zurück. Andere sind gekommen, dazu bestimmt, wie wir zerschlagen und zerfetzt zu werden, und diesen folgen wieder neue. Ein Strom von Menschen wandert an die Somme als Opfer wilden Ehrgeizes einzelner. Noch nie ward ein Altar errichtet, solange Menschen auf der Erde leben, auf dem so grausam, so unmenschlich hingeschlachtet wurde. Und zwar das Beste, was die Völker haben. Denn stets sind es die Besten, die verloren gehen, weil sie die treuesten in der Pflichterfüllung sind. Und von so manchem kommt uns keine Kunde. Ungesehen und unbemerkt tun sie ihren schweren Dienst bis zum letzten Atemzuge, und keiner wird je erfahren, wo sie ihren schweren Schlaf zur Ewigkeit schlafen. Allen, die an der Somme verblieben, sei unser Denken heute dankerfüllt geweiht. Aus uns aber, die wir aushielten und das Glück hatten zurückzukehren, erwächst ein anderes Geschlecht. Mancher stiller und ernster, da er das Furchtbarste sah, was je die Welt ersonnen hat. Aber alle zusammengeschweißt durch die schreckliche Not, zu Menschen, für die es neue Schrecken nicht mehr geben kann. Wenn dermaleinst die Friedensglocken läuten, wenn der Alltag und die Arbeit wieder Forderungen erheben, ich glaube dennoch, kein Gezänke von Parteien kann diese Menschen scheiden, die endlich ein Verstehen für einander lernten, als das Schicksal reich und arm, hoch und niedrig mit blutiger Faust donnernd zur Gemeinsamkeit zusammenschmiedete. An der Somme.

Heimat, liebe teure Heimat, wenn du einen Krieger siehst, der an der Somme dabei war, so beuge dich zur Erde, denn du weißt nicht, was er für dich tat.

Orts- und Personennamen.

Seite 18 Oberstlt. v. M., nicht bekannt
" 20 nach B., Blérancourt, 13 km südöstl. Noyon
" 20 nach C. u. Schloß C., Carlepont, 8 km südl. Noyon
" 25 nach G., Gruny, 4 km nordöstl. Roye
" 27 bei R., Roye
" 28 nach N., Noyon
" 35 Unteroffiz. H., nicht bekannt
" 36 Sogar M., nicht bekannt
" 40, 43 Dorf R., le Rue des Beoucandes, 11 km westl. Noyon
" 41 nach X., Noyon
" 42, 45 Lt. S. vom . . . Rgt., Name nicht bekannt, v. Feldart.-Rgt. 24
" 45 Ref.-Lt. B., nicht bekannt
" 45 Lt. S. von der . . . ten Komp., Lt. Schwartz v. d. 10. Komp.
" 46, 61 bei M., Moulin sous Touvent, 18 km östl. Compiègne
" 47 General von L., Generalmajor v. Lewinski, Führer der 33. Inf.-Brig. (J.-R. 75, J.-R. 76), gef. am 20. September 1914
" 48, 50, 53, 55, 59 in C., Cuy, 8 km westl. Noyon
" 51 nach S., Suzoy, 4 km westl. Noyon
" 57, 60 nach Th., Thiescourt, 9 km westl. Noyon
" 60 Leutnant J., Leutnant von Sydow
" 60, 114 Graf G., Rgts.-Kdr., Oberst Graf v. d. Goltz
" 61, 62 Hptm. Z., Hauptmann von Zimmermann
" 68 Rgt. X. Brig. Y. x-tes Ref.-K., J.-R. 76, Brig. Goltz, 9. Ref.-Korps
" 72 Leutnant K., Name nicht bekannt, vom Ldw.-Rgt. 53
" 72 Dorf B., nicht bekannt
" 75 in B., Ville, 5 km südwestl. Noyon
" 75, 77, 81, 90, 107 Dorf S., Sempigny, 2 km südl. Noyon
" 75 Schloß O., Schloß Ourscamp, 6 km südl. Noyon
" 79 Leutnant L., Leutnant Lucke
" 79, 80, 90, 102, 109, 114 nach C., Carlepont, 8 km südl. Noyon
" 80 x-ten Brigade, 34. Inf.-Brig. (Gren.-R. 89, Füs.-R. 90) Führer Oberst Graf v. d. Goltz
" 80 2. Bat. Rgt. X., Grenadier-Rgt. 89
" 80 Rgt. Y., Füselier-Rgt. 90
" 83, 112 Leutnant S., Verpflegungsoffiz., Lt. d. L. Schröder
" 85 Leutnant X., Leutnant Mehnert v. Feldart.-Rgt. 60
" 85, 102 Leutnant A., Leutnant Ahrends
" 87 x-ten Komp., 9. Kompagnie
" 88 von C. nach T., Carlepont nach Tracy-le-Val
" 89 Major B. vom x-ten Rgt., Name nicht bekannt, vom Füs.-Rgt. 90
" 89 Leutnant W. u. L., nicht feststellbar, wahrscheinl. Lt. Weber u. Lucke

Seite 90 bei S., Soissons
" 92, 93 Dorf T., Tracy-le-Val, 10 km südl. Noyon
" 95 Hauptmann W., Hauptmann von Wasielewski, gef. 24. 4. 1915
" 98 Dr. S., nicht bekannt
" 99 Unteroffiz. L., Unteroffiz. Loerbrocks
" 102 Dr. H., Oberarzt Dr. Hartwig
" 104 Artillerie X., Feldart.-Rgt. 60
" 104, 105 bei N., Nervaise, 1 km südwestl. Tracy-le-Val
" 105 Artillerie J., 3/Fußart.-Rgt. 20
" 107 Rgts.-Adj. v. S., Regimentsadjutant von Sydow
" 108 von B., nicht bekannt
" 108, 115 General Exz. v. Qu., General Exz. von Quast
" 109 Hauptmann v. M., Hauptmann von Monroy, gef. 5. 2. 1915
" 111 den x. März, 22. März 1915
" 115 Dorf B., Bétigny, 8 km östl. Noyon
" 115 Bahnhof A., Appilly, 9 km östl. Noyon
" 115, 117 Dorf H., Hoves, 4 km südl. Enghien
" 119 in E., Enghien, 26 km südwestl. Brüssel
" 122, 123, 161 nach L., Latour-en-Woëvre, 6 km westl. Mars-la-Tour
" 123, 126, 127 Höhe von C., Combres-Höhe
" 124, 125 Dorf E., Essey, 6 km südwestl. Thiaucourt
" 124 Straße nach F., Flirey, 9 km südl. Thiaucourt
" 125 M. M. Wald, Bois Mort-Mare, 2 km nördl. Flirey
" 127, 138 Straße v. M. n. H. R., v. Mouilly n. St. Rémy, 17 km südöstl. Verdun
" 127 Höhen westl. v. L. E., Les Eparges, 16 km südöstl. Verdun
" 128 Bois W. M., Wald westl. Hattonchâtel
" 132 lieber X., Leutnant Wiedorn
" 135, 136 Hptm. v. Z., Hauptmann von Zimmermann
" 137 Unteroffiz. R., Unteroffiz. Richter
" 138 Sergeant S., Sergeant Schloßstein
" 138, 142, 143, 154 Hptm. N., Hauptmann Nau
" 142 Leutnant v. X., Lt. von Pein
" 142 Leutnant Y., Lt. Gramann
" 148 Regiment X., Inf.-Rgt. 48
" 149 Leutnant J., Lt. v. Heintz
" 149 Leutnant Th., Lt. d. Res. Thiemann
" 150 Leutnant S., Lt. Stickforth
" 150 Leutnant W., Lt. Wilms
" 151 Feldwebel N., nicht feststellbar
" 151 H. u. T., nicht feststellbar
" 151 kleine dicke M., nicht feststellbar
" 151 kleine Lt. F., Leutnant Fischer
" 151 Hauptmann H., Hauptmann Hübner, gef. am 6. 4. 1918
" 152 Feldwebel H., nicht feststellbar
" 155 Batl. H., Batl. Hübner
" 155, 157 nach H., Hattonchâtel, 30 km südöstl. Verdun
" 159, 161 nördl. L., Lamorville, 8 km nördl. St. Mihiel
" 160, 175, 187 Hptm. H., Hauptmann Hübner
" 160, 165 Leutnant S., Lt. Schwartz
" 160 in D., Deurnouds, 4 km nordöstl. Lamorville
" 164 Stadt D., Douai
" 165 Hauptmann N., Hptm. Hauck
" 166 benachbarten L., Lens

Seite 169, 171 nach A., Ayette, 13 km südl. Arras
„ 169, 170, 175, 204 nach R., Ransart, 5 km nordwestl. Ayette
„ 169 um H., Hébuterne, 13 km nördl. Albert
„ 172 von A., Ayette
„ 175 Unteroffiz. H., nicht feststellbar
„ 180 Freund H., nicht feststellbar
„ 181 Hofbarbier R., nicht feststellbar
„ 190 bei S., Monchy-au-Bois, 4 km südwestl. Ransart
„ 199 Stabsarzt D., Stabsarzt Dr. Duge
„ 202 Abschnitt X., Abschnitt Erbprinz
„ 202 Regiment D., Füsilier-Rgt. 73
„ 206 Leutnant H., Lt. Hagemann
„ 207 vor G., Gommecourt, 14 km südwestl. Arras
„ 208 R., Riencourt les Cagniecourt, 16 km südöstl. Arras
„ 208 in E., Etricourt, 12 km südöstl. Bapaume
„ 209, 220 in S., Sailly-Saillisel, an der Straße Bapaume-Peronne
„ 210 in M., Morval, 8 km südl. Bapaume
„ 211, 212, 213, 214, 218, 219, 220, 221 nach G., Guillemont, 10 km südl. Bapaume
„ 213, 222, 224, 226 halbrechts G., Ginchy, 9 km südl. Bapaume
„ 213, 217 D. Wald, Delville-Wald, 1 km westl. Ginchy
„ 216, 219 Leutnant L., Lt. Lenschow
„ 222, 223, 224, 225 L. Wald, Leuze-Wald, 1½ km westl. Guillemont
„ 224, 225 Regiment X. u. Y., sächs. Res.-Inf.-Rgt. 104

Das Verzeichnis weist einige Lücken auf. Die Kameraden, die hierüber Auskunft geben können, werden gebeten, dieses dem Bund der 76er Vereine e. V., Hamburg mitzuteilen.

Bund der 76er Vereine, e. V., Hamburg

Bundespräsident: General d. Inf. Exzellenz Sontag, Hamburg, Isestraße 141.

Angeschlossene Vereine:

Verein der Offiziere des Inf.-Regt. Hamburg (2. Hanseat.) Nr. 76.
Vorsitzender: Generalmajor a. D. v. Heymann, Hamburg 36, Mittelweg 180.

Offiziersbund Reserve-Infanterie-Regiment 76.
Vorsitzender: Rittmeister a. D. Freiherr Max v. Baumbach.

Verein ehemaliger 76er, Regiment Hamburg, e. V.
Vorsitzender: Johs. Dietl, Hamburg 1, Rathausstraße 9/I.

Kameradschaftsbund der 76er zu Hamburg.
Vorsitzender: J. Valy, Hamburg, Edgar-Roß-Straße 3.

Vereinigg. d. ehem. aktiv. Unteroffiziere d. J.-R. Hamburg (2. Hanseat.) Nr. 76.
Vorsitzender: C. Weber, Hamburg 26, Rumpffsweg 1.

Verein ehem. Angehöriger Reserve 76, e. V.
Vorsitzender: Karl Ihn, Hamburg 11, Rödingsmarkt 23.

Kameradschaft ehem. 2/76.
Vorsitzender: Wilh. Witt, Hamburg 39, Eppendorferstieg 6.

Kameradschaftsbund ehemaliger 10/76.
Vorsitzender: M. Boeder, Hamburg 23, Mittelstraße 11.

Kameradschaft ehem. M.-G.-Komp. 76.
Vorsitzender: Fr. Theil, Hamburg 33, Detmerstraße 26.

Herausgeber des Kameradschaftl. Nachrichtenblattes „Bund der 76er Vereine", welches allen Mitgliedern unentgeltlich geliefert wird. Ehemalige 76er, die außerhalb Hamburgs wohnen und die Verbindung mit ihrem alten Regiment aufrechterhalten wollen, können das Nachrichtenblatt durch die Post zum vierteljährigen Bezugspreis von M. 1.— beziehen.

DER EDELMENSCH UND SEINE WERTE

von

Johannes M. Verweyen

Professor der Philosophie in Bonn

287 Seiten. Preis broschiert Mark 3.50, gebunden Mark 4.50

Bremer Neueste Nachrichten: „Es gibt Bücher, die solche Macht über uns gewinnen, daß sie uns auf Schritt und Tritt verfolgen, uns nie verlassen und uns beraten bei allem, was wir denken, tun und treiben ... So stark ist dies Buch! So groß sein Wert!"

DER RELIGIÖSE MENSCH UND SEINE PROBLEME

von

Johannes M. Verweyen

408 Seiten. Preis broschiert Mark 4.—, gebunden Mark 5.—

Philosophisches Jahrbuch der Görresgesellschaft: „Die Ausführungen sind in ruhig-sachlichem Tone gehalten, man fühlt den ernsten Willen eines um die Wahrheit Ringenden. Selten findet man in der modernen Literatur aus dem gegnerischen Lager eine so vornehme Kritik der Leistungen der Meister der Hochscholastik und eine so verständnisvolle Beurteilung des Vorgehens der Kirche in einzelnen Fragen (Giordano Bruno) wie in den geschichtsphilosophischen Darlegungen Verweyens"

DER SOZIALE MENSCH UND SEINE GRUNDFRAGEN

von

Johannes M. Verweyen

400 Seiten. Preis broschiert Mark 5.—, in Leinen Mark 6.—

Ethische Kultur, 15. April 1924: „Es ist ein glücklicher Gedanke, am konkreten Menschen zu zeigen, in welcher Weise das Gemeinschaftsleben sein Gedanken-, Gefühls- und Willensleben zu beeinflussen vermag. Es ist dabei saubere wissenschaftliche Arbeit geboten und man wird kaum eine Streitfrage unserer Zeit vermissen. Zur Einführung in die Gesellschaftswissenschaft ist das Buch sehr zu empfehlen."

VERLAG ERNST REINHARDT IN MÜNCHEN

Im Kampf um die Ideale

Die Geschichte eines Suchenden

Ein Gegenwartsroman von Georg Bonne

Große Ausgabe 544 Seiten. 6. Auflage. 1922. In Leinen M. 5.—
Volksausgabe 371 Seiten. 25.—32. Auflage. Kartoniert M. 3.50

*

Aus den Urteilen der Presse:

Das herrliche Buch wirkt auf den Leser als Stärkung auf steiler Bergwanderung. Bonne will keinen tendenzlosen Roman schreiben und noch weniger langatmige Sozialpolitik dozieren, aber er kann und will beides in einem geben: reiche soziale Anregungen und als Form ein echtes Kunstwerk. Darin liegt das Originelle, fast Revolutionäre des sonderbaren Buches. *Neue Züricher Zeitung.*

Alle Männer und Frauen, die von einem Buch nicht nur Unterhaltung, sondern auch geistige und ethische Förderung erwarten, werden dem Verfasser dafür dankbar sein.

Arbeiterzeitung (Essen a. d. Ruhr)

Das Verbrechen als Krankheit

Seine Entstehung, Heilung und Verhütung

von Sanitätsrat Dr. Georg Bonne

2. Auflage (1928)

208 Seiten. Preis broschiert M. 4.50, in Leinen M. 6.—

*

Geheimrat Prof. Emil Abderhalden, Halle, schreibt darüber: Wir erblicken in dem Buche von Bonne einen Markstein in der Stellungnahme der Gesellschaft gegenüber den Verbrechern. Auf der einen Seite erkennen wir klar die Wege, die einzuschlagen sind, um das Verbrechen einzudämmen, auf der anderen wird uns klar, daß Verbrecher nicht schlechthin als unverbesserliche, asoziale Persönlichkeiten zu betrachten sind, vielmehr gilt es alles aufzubieten, um sie durch geeignete ärztliche und seelsorgerische Behandlung wieder in die soziale Gemeinschaft einzuordnen.

VERLAG ERNST REINHARDT IN MÜNCHEN

Ethische Lebensphilosophie

von

FELIX ADLER

Professor an der Columbia-Universität in New York,
Gründer der „Gesellschaft für ethische Kultur"

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von Professor O. Ewald
und Graf J. Matuschka

360 Seiten in feinem Leinenband M. 8.—

*

URTEILE DER PRESSE

Die Leuchte vom 1. Januar 1926: „Die schwierigsten Probleme der heutigen Lebensführung sind in dem Buche getroffen und man kann sich als ethischer Mensch mit seinen Ausführungen nur einverstanden erklären, man muß sich aber auch daran erinnern, wie weit wir noch von einer auch nur annähernden Verallgemeinerung solcher Grundsätze entfernt sind. Schon von hier aus ist dem Werke weiteste Verbreitung zu wünschen."

Neue Freie Presse vom 1. August 1926: „Was hier über Krankheit, Sorge und Sünde und weiter über Haus, Familie, Staat, Nation Menschheit gesagt wird, kann man nicht lesen, ohne sich zu einer gründlichen und strengen Durchprüfung des eigenen Daseins in all seinen Kundgebungen, dessen was man getan und was man unterlassen hat, genötigt zu finden. Hier spricht eben nicht bloß ein denkender, sondern ein tätiger Mensch zu uns; richtiger: einer, in dem Gedanke und Tat sich nicht — zum Verhängnis beider — von einander getrennt haben. Insbesondere sollte jeder, der in einem praktischen Berufe steht, dieses Buch lesen. Er würde erfahren, wie der Boden unter seinen Füßen gleichsam fester wird, und wie zugleich der Raum, den er mit seinem Blick durchmißt, sich ins Unendliche weitet."

VERLAG ERNST REINHARDT IN MÜNCHEN

WÜRTTEMBERGISCHE
LANDESBIBLIOTHEK
STUTTGART

N13<>>36 21320 1 024

N13<>>19 54888 9 024

WLB Stuttgart